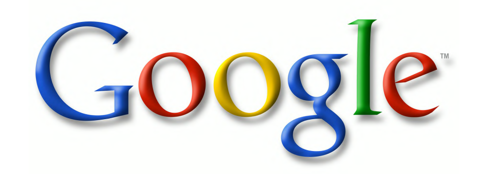
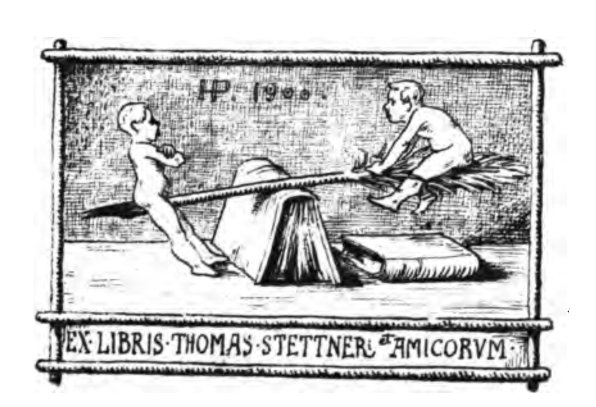
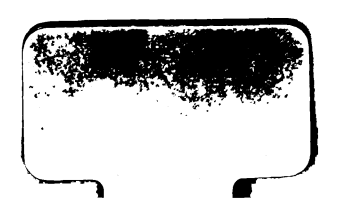





EX·LIBRIS·THOMAS·STETTNERI et AMICORVM·




TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

H. A. O. Reichard

von

Hermann Uhde.

H. A. O. Reichard.

(1751—1828.)

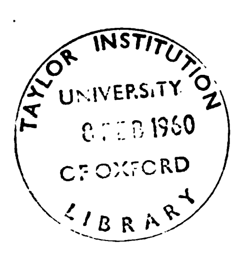
Seine Selbstbiographie

überarbeitet und herausgegeben

von

Hermann Uhde.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1877.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Erstes Buch.

Vorfahren, früheste Jugend und Studentenzeit.

1751—1771.

1.

Soweit meine Nachrichten hinaufreichen, stammt meine Familie aus Thüringen; ein Brand, der 1604 das Kirchenarchiv zu Ilmenau — wo damals Veit Reichard als Bürger und Berggeschworener lebte — verzehrt hat, macht es mir unmöglich, ihrem Ursprunge weiter nachzuspüren. Meine nächsten Vorfahren, im Altenburgischen ansäßig, waren größtentheils angesehene Männer, die in bürgerlichen und in Kriegsdiensten sich ausgezeichnet und wichtige Aemter bekleidet haben. Ich besitze noch einen Kupferstich, der den Kammerrath und Oberrentmeister (also ungefähr Finanzminister) eines Herzogs zu Altenburg, Johann Reichard, darstellt; er erscheint auf diesem Bilde mit großer goldener Ehrenkette geschmückt; die lateinische Inschrift rühmt seine hohe Einsicht, Erfahrung und Arbeitskraft. In der That soll er dem Herzogthum Altenburg, sowie Saalfeld und Coburg während der Drangsale des dreißigjährigen Krieges die ersprießlichsten Dienste geleistet haben. Geboren 1598, starb er am 18. April 1663.

Er war Besitzer zweier Rittergüter: Droschka und Flurstedt, von denen aber meiner Familie nichts geblieben ist, als das Gerichtssiegel. Ähnlich war ein anderer Reichard, Georg, Eigenthümer der beiden großen, unweit des Dorfes Georgenthal an der Landstraße von Schmalkalden romantisch belegenen Teiche, welche lange „die Reichardschen Teiche" hießen; Herzog Friedrich II. von Gotha erwähnt in seinem

Tagebuche,[1] das ich nebst anderen Bruchstücken aus ähnlichen Papieren 1823 in den „Curiositäten", B. 10. St. 2 einrücken ließ, im Jahre 1697 der Hoffeste „im Thiergarten, vulgo Reichards-Garten." Diese Benennungen sind aber die einzigen Überbleibsel jenes Eigenthums; große Schätze zu sammeln oder zu behaupten, scheinen die Reichards nie verstanden zu haben. Als Kind spielte ich oft mit dem Adelsdiplom, das einem anderen meiner Vorfahren ertheilt worden war; deutlich erinnere ich mich der großen Kapsel mit dem daranhängenden Siegel und der bunten Farben des ausgemalten Wappens, das noch jetzt mein Familienwappen ist und sich auf einem schönen, mehr als anderthalb Jahrhunderte alten Siegelringe befindet, den einst mein Sohn erben soll. Jenes Pergament ist freilich verloren gegangen, und alles Nachforschen in Jahren, wo mir sein Besitz von Werth gewesen wäre, blieb ohne Erfolg.

Unter meinen kriegerischen Vorfahren nenne ich vorzüglich einen aus der ereignißreichen Zeit des dreißigjährigen Krieges: dies war Friedrich von Reichard, mit dem Beinamen „der lange Fritz", Oberster über ein Fähnlein zu Fuß unter den Kriegsvölkern des großen Bernhard von Weimar. Müller erwähnt ihn in seinen Sächsischen Annalen[2] als einen der Feldobersten, welche Ausgangs 1655 die Leiche Bernhards von Breisach nach Weimar geleiteten; auch kommt er schon als Rittmeister bei der Schlacht von Breitenfeld (7. Septbr. 1631) vor, wo er eben im Begriff war, im Nachsetzen den Tilly zum Gefangenen zu machen, als der Herzog von Lauenburg, ein herbeigeeilter kaiserlicher Offizier,

[1] Ein Schreibkalender. Die Notiz steht abgedruckt am oben angeführten Orte Seite 186.

[2] „Des Chur- und Fürstl. Hauses Sachsen u. s. w. Annales," von Johann Sebastian Müller; Weimar, 1701. Die Stelle steht S. 403; es heißt aber nur: „Hanß Friedrich von Reichard, sonst Obrister Fritz genanndt," habe am 12. Decbr. 1655, dem Tage, wo Bernhards Leiche in Weimar beigesetzt wurde, dieselbe „uff der rechten Seiten begleitet."

ihn schwer verwundete. Reichards Regiments-Quartiermeister hieß Gotter, und als dieser neben seinem Herrn erschossen wurde, stiftete Letzterer der Kirche des Gleichenschen Schlosses zu Mühlberg (bei Erfurt) zwei Kelche. — Ich reiste einmal mit dem Schriftsteller Wetzel dahin, sie waren aber verschwunden. — Die erzählte Anekdote, welche ich in Melissantes' „Curieuser Beschreibung der Bergschlösser in Teutschland" fand,[1] weckte — wie alle Nachrichten vom „langen Fritz" — meine Theilnahme; und zwar um so mehr, als zwischen einem Nachkömmling jenes Gotter, dem allbekannten Dichter, und mir eine genaue Verbindung bestand.

Durch die sonderbaren Fügungen des Schicksals stritt im Jahre 1813 mein Sohn auf demselben Breitenfeld und stand 1815 vor demselben Breisach, wo sein mannhafter Urahn gefochten und gestanden hatte, und jetzt seines Ur-Ur-Enkels sich gewiß nicht zu schämen brauchte. —

Was nun mich selbst betrifft, so wurde ich am 3. März 1751 zu Gotha geboren. Meine Eltern waren der Secretär des Oberconsistoriums und der Ober-Polizei Friedrich August Reichard und Marie Charlotte, geb. Bube, Tochter eines Arztes und Landphysicus, die sich sehr jung, zwischen dem 16. und 17. Jahre, mit ihrem Manne verheirathet hatte. Ich blieb das einzige Kind dieser Ehe; mein Vater starb schon 1755 [am 15. Februar] in seinem 39. Jahre[2] nach einer neunzehnwöchentlichen Krankheit, als ich mithin kaum

[1] Melissantes' (Joh. Gottfr. Gregorii) „Das erneuerte Alterthum" u. s. w., Frankfurt und Leipzig 1713, Bd. 1, S. 65 fg.: „Das Berg-Schloß Mühlberg in Thüringen." S. 115: „Anno 1645 hat der Hoch-Wohl-Edle Hanß Fritz von Reichart, Obrister, unter welchem Herr Wolffgang Edwald Gotter vor einen Qvartier-Meister gedienet und in Oesterreich zu Stockerau gestorben war, zu dessen Gedächtniß einen übergüldeten und noch einen silbernen Kelch in die Kirche zu Mühlberg verehret, welche beyde noch vorhanden sind. Der grosse wird bey der Communion, der kleine aber bey denen Patienten gebrauchet. So lange dieser Obrister zu Mühlberg gelegen, hat der Klinge-Sack 20 Gülden eingetragen."

[2] Er war geboren am 2. Februar 1717.

vier Jahre zählte; auch ist mir nichts von ihm in der Erinnerung geblieben, als der mir noch dunkel vorschwebende Umstand, daß er mich vor sein Bett treten ließ, seine Hände zusammenfaltete und dann dazwischen hauchte, um anzudeuten, wie vergänglich er doch sei.

Meine Mutter erwähnte seiner selten oder nie. Er soll ein tüchtiger Geschäftsmann, ein begabter Dichter und ein guter Gesellschafter gewesen sein, starb aber in Schulden. Diese wurden bald getilgt, denn meine Mutter war die Enkelin und (mit ihrem Bruder) die einzige Erbin eines reichen Großvaters, Namens Heinrich Ballstädt, Raths-, Kauf- und Handelsherrn zu Gotha. Nicht lange, so fand sie auch wieder einen Freier; dieser war der Rath Rudloff, Instructor des erst vor kurzem von Paris zurückgekehrten Erbprinzen Friedrich von Sachsen-Gotha. Leider starb der letztere schon wenige Wochen nach der Verlobung meiner Mutter, am 9. Juni 1756; Rudloff wurde nun zum Mitgliede der Regierung ernannt. Ihm verdanke ich die sorgfältigste und zweckmäßigste Erziehung. Er behandelte mich nicht wie einen Stiefsohn, sondern völlig, als ob ich sein leibliches Kind gewesen wäre.

Seine Studien hatte er in Leipzig vollendet und dort seinen Geist, wie seinen Körper trefflich ausgebildet. Neben gründlicher wissenschaftlicher Kenntniß besaß er eine umfangreiche Belesenheit in der schönen Literatur jenes Zeitalters der Gellert, Rabener und Genossen; seine aufgeklärte, humane Denkungsart bethätigte sich durch jede seiner Handlungen und brachte ihn daher oft in kleine Gegensätze zu meiner Mutter. So liebte er einen seinem Stande angemessenen Aufwand und war nichts weniger, als genau, oder gar kleinlich. Schon sein Äußeres hatte etwas Würdevolles, Gebieterisches; es war weit entfernt von dem kriechenden Auftreten der meisten anderen Beamten damaliger Zeit. Das Andenken dieses hochherzigen Biedermannes, der mir ein Vater

im schönsten Sinne des Wortes gewesen ist, wird mir stets heilig bleiben.

Meine frühesten Kinderjahre, namentlich die Zeit während des Wittwenstandes meiner Mutter und noch etwas länger, hatte ich jedoch bei meinen Urgroßeltern, dem schon erwähnten Heinrich Ballstädt und dessen Hausfrau verlebt. Die letztere, stets sehr sauber und trotz ihres hohen Alters immer heiter und thätig, liebte mich vorzüglich und wollte mich beständig um sich haben; auch der würdige Urgroßpapa hatte mich von Herzen lieb. Als meine Eltern mir die Blattern einimpfen ließen, und ich davon heftig erkrankte, gerieth der nach Weise der Alten solchen „Neuerungen“ (wozu das damals kaum erst bekannt gewordene Blattern-Einimpfen gehörte) entschieden abholde Mann in den heftigsten Unwillen und die tiefste Betrübniß, und erst dann kehrten seine Empfindungen in ihr gewohntes Gleis zurück, als es feststand, daß ich mit dem Leben davonkommen würde. — Das Einimpfen des Blatterngiftes wurde zu jener Zeit ebenso gewaltig gepriesen, empfohlen und bestritten, wie später, im Beginne dieses Jahrhunderts, das Impfen der Kuhpocken. Die Blattern-Impfung hat sich bewährt und die Zeitprobe bestanden; von der Kuhpocken-Impfung und ihren Folgen steht dies erst noch zu erwarten. Als ich aber unlängst die Verordnung einer Landes-Regierung las, worin das Einimpfen der Blattern bei Strafe verboten war, und mich erinnerte, daß vor 40 bis 50 Jahren sämmtliche Regierungen in kräftigster Unterstützung eben dieses Einimpfens wetteiferten, alle Welt aber damals ein Verbot desselben sicher als Zeichen der ärgsten Barbarei mit heftigstem Unwillen aufgenommen haben würde — da konnte ich mich nicht enthalten, über die Neuerungswuth der Menschen eigene Betrachtungen anzustellen.

Mein Urgroßvater Heinrich Ballstädt verdient den Beinamen eines Biedermannes im vollsten Sinne des Wortes. Ihm verdankt Gotha den Garnhandel, der für die Bewohner

einträglich wurde und es lange blieb. Als einfacher Bürgersmann, ohne besondere Unterweisung, aber begabt mit natürlichem Verstande, geboren und aufgewachsen zu einer Zeit, wo noch Wirthschaftlichkeit, Rechtlichkeit und ehrlicher, mühsamer Erwerb die Sache jedes guten Staatsbürgers waren, wo Verfeinerungssucht und Afterbildung die Menschen noch nicht abgeschliffen, d. h. verkrüppelt hatten, kurz ein Angehöriger so recht der guten alten Zeit, fing Heinrich Ballstädt klein an und endete mit einem ansehnlichen Vermögen, welches lediglich die Frucht seiner Umsicht und seiner rastlosen Thätigkeit war, und woran kein Fluch, keine Thräne haftete. Es war ein Vergnügen, den wackeren, heiteren Greis erzählen zu hören, wie er in seiner Jugend zuerst seinen Handel zu Fuß mit einem Schubkarren begonnen, wie er es endlich so weit gebracht, reiten zu können und wie ihm dies damals mehr Freude gemacht, als jetzt seine Kutschen und Pferde. Ehre dem Manne, der von unten auf sich den weiten, mühsamen Weg nach oben selbst bahnt! Wie viele saure Schritte gehören dazu! Wie viele Groschen, ehe der erste Thaler erübrigt wird; wie viele Anstrengungen und Entsagungen, bis dieser zum ersten Hundert oder gar Tausend anwächst! Noch jetzt trete ich nie vor das sprechend ähnliche Bildniß dieses biederen Greises, dem Ehrlichkeit und Gradheit auf die Stirne geschrieben sind, ohne des Stifters des Wohlstandes unserer Familie mit innigster Verehrung und Liebe zu gedenken. Dreiundachtzig Jahre alt,[1] starb er [am 17. Juli 1766] den ruhigen Tod des Gerechten; ein Jahr später folgte ihm seine Wittwe, Anna Susanne, mit welcher er seit 1740 in zweiter, kinderloser Ehe vermählt gewesen. Auch er war ihr zweiter Mann; er heirathete sie als Wittwe des Vorstehers der Schultzschen Versorgungs- und Erziehungsanstalt zu Friedrichswerth. Dieser

[1] Er war geboren am 20. Juli 1683. Seine erste Frau, Sarah Christiane geb. Buffleb, geb. 13. April 1686, starb am 12. Mai 1739.

Vorsteher hieß damals Cantor, nach Sitte der Zeit, die „Educationsräthe" noch nicht kannte. Der Stifter jener Anstalt, Legationsrath und Drost Otto Christoph Schultz [gestorben am 5. October 1725 zu Erfurt], war ein reicher Hannoveraner gewesen, der sein und seiner Gattin ansehnliches Vermögen zu frommen Stiftungen und Anstalten verwendete; so gründete und baute er die genannte Friedrichswerther Anstalt für Waisenknaben. Neuerdings hat diese Anstalt zwar nicht das Schicksal der meisten ähnlichen Stiftungen gehabt, sequestrirt zu werden, allein sie hat doch manche tiefgreifende Aenderung erleiden müssen. Eben jener Schultz baute auch im Dörfchen Molsdorf eine schöne Kirche; seine Zeitgenossen, für solches Geschenk dankbar, schmückten dieselbe mit den lebensgroßen Bildnissen des Erbauers und seiner Gattin. Die Nachwelt fühlte sich des Dankes überhoben — im Jahre 1807 fand ich die Bildnisse weggenommen und wahrscheinlich in die Rumpelkammer verwiesen.

Doch ich habe noch von meinem Urgroßvater zu berichten. Er hatte das Unglück gehabt, seine sechs Kinder erster Ehe sämmtlich sehr jung zu verlieren; die Erben seiner ansehnlichen Verlassenschaft, die durch den siebenjährigen Krieg allerdings etwas zusammengeschmolzen war, wurden nun die beiden Kinder seiner schon 1738 verstorbenen Tochter Katharine Magdalene [geb. am 7. October 1709], nämlich meine Mutter und ihr Bruder, der Commissionssecretär Johann Heinrich Bube. Weil dieser unverheirathet, überhaupt bei meinem Urgroßvater wegen mancher Absonderlichkeiten weniger gut angeschrieben war, als meine Mutter (deren zweite Ehe ebenfalls kinderlos blieb), so sah der alte Herr in mir den Urenkel, in dessen Händen sein Vermögen sich dereinst ungetheilt wieder vereinigen würde, sprach mit mir oft davon und malte mir die Bilder einer schönen Zukunft aus, ohne jedoch in seiner schlichten Ehrlichkeit gerichtliche Veranstaltungen zu treffen, mir seine Hinterlassenschaft zu sichern. Man

wird erfahren, wie bitter in Folge davon seine und meine Erwartungen getäuscht werden sollten, denn erst meine Kinder wurden die Erben jenes Vermögens.

Von meinen Großeltern väterlicher Seits war nur noch meine Großmutter am Leben, welche 1716 den Gothaischen Steuersecretär Georg Friedrich Reichard [geb. 1687] geheirathet hatte. Schon Ende 1717 verwittwet, war sie eine zweite Ehe mit einem Obersten Engel Julius Goes[1] eingegangen, der unter dem Prinzen Eugen von Savoyen seine Laufbahn begonnen und sich dann im Türkenkriege und in den italienischen Feldzügen bei der deutschen Armee ausgezeichnet hatte; als Andenken an die Ungläubigen zierte ihn ein Säbelhieb über die Stirn, aus Italien hatte er einen lahmgeschossenen Arm mitgebracht. Er starb als Oberster eines Regiments zu Fuß und als Schloß- und Stadt-Commandant zu Gotha [am 25. Januar 1745]. Seine hinterlassene Wittwe, meine Großmutter, Auguste Dorothea Amalie geb. Förster, starb 68 Jahre alt 1761. — Nach dem Bilde des Obersten zu urtheilen, muß derselbe ein sehr schöner Mann gewesen sein; auch seine Frau galt in ihrer Jugend für eine vorzügliche Schönheit. Sie hatte aus ihrer zweiten Ehe einen Sohn besessen, Kriegssecretär Wilhelm August Goes [geb. am 19. April 1723], der aber als Bräutigam meiner Mutter in Folge eines Sturzes vom Pferde sein Leben verlor [9. März 1748]; nach seinem Tode war sein um vier Jahre älterer Stiefbruder, Reichard, an seine Stelle getreten und der Gatte meiner Mutter geworden. Als Knabe hörte ich mit der regsten Theilnahme von meinem verstorbenen Stiefgroßvater Goes und seinen Feldzügen erzählen; ich bewunderte die von ihm hinterlassenen Schießgewehre, Säbel und Pistolen, sowie die altrömischen Thränengefäße und Aschenkrüge, die er aus Italien mitgebracht hatte. Ganz

[1] Geb. zu Goslar am 25. September 1676.

besonders merkwürdig war mir ein Armband von Haaren — Reliquie einer ihm einst theuer gewesenen Mailändischen Gräfin — und ein wundervoller Dolch.

Nach dem Tode meines Urgroßvaters Ballstädt nahmen meine Eltern mich zu sich, und mein Stiefvater Rudloff übergab mich der Aufsicht eines eigenen Hofmeisters, eines schon ziemlich bejahrten Kandidaten der Theologie, Namens Thielemann. Er war eine ehrliche Haut, kein vorzügliches Licht, aber mit alle den Schulwissenschaften ausgerüstet, die damals einen Lehrmeister alten Schlages kennzeichneten; sonderlich war er ein fester Lateiner und Grieche, dabei ein streng gläubiger Christ. Ich besuchte keine öffentliche Schule, sondern empfing auch in den fremden Sprachen und Leibesübungen meinen Unterricht immer zu Hause, theils allein, theils mit Knaben meines Alters aus den ersten adligen und bürgerlichen Familien, die überhaupt meinen Umgang ausmachten, und, weil sie eine vorzügliche Erziehung genossen, gewiß in jeder Weise vortheilhaft auf meine eigene Bildung wirkten.

Meine frühesten Kinderjahre darf ich übergehen; sie gehörten unter die glücklichsten und ruhigsten, aber ich achtete diese Ruhe, dieses Glück damals nicht und hegte keinen sehnlicheren Wunsch, als den: bald erwachsen zu sein. Der Knabe ahnt eben die Stürme nicht, welche ihn erwarten; ihn langweilt der sichere Ankerplatz, er sehnt sich nach Sturm und Drang, und nur zu spät erkennt er das Verfehlte dieser Sehnsucht.

Unter den lateinischen Schriftstellern, an denen ich meinen Geist heranbilden sollte, waren Cornelius Nepos und des Curtius Gemälde der Feldzüge Alexanders wegen ihres kriegerischen Inhalts von mir sehr bevorzugt, denn mich beseelte die gewöhnliche Soldatenliebe des Knabenalters. Dazu trug der siebenjährige Krieg, dessen junger Zeitgenosse ich war, das seinige bei; die vielen Durchmärsche, Einquartierungen und Scharmützel, deren Landplage sich mir nicht

fühlbar machte, während die glänzende Außenseite des kriegerischen Schauspiels mich ergötzte, waren für mich eben so viele frohe Ereignisse. Vielleicht begeisterten mich auch die Rückerinnerungen an die Thaten meiner beiden Ahnherrn; jedenfalls ist es gewiß, daß diese kriegerische Neigung oder Vorliebe — wie soll ich es nennen? — mich auch in meinem Alter nicht verlassen hat, und daß ich alle auf Schlachten und Feldzüge sich beziehenden Werke noch jetzt mit Begierde lese.

Aristides war mein Held; auf den Schlachtfeldern von Marathon und Plataä war ich zu Hause. Als vollends 1766 in Zürich ein Nachdruck von Eberts Übersetzung des Richard Gloverschen Gedichtes „Leonidas" mit der herzerhebenden, schwungvollen Zueignung „an die eidgenössische Jugend" von Füßli erschien, — da wurde ich ganz Spartaner, der in den Thermopylen lebte und webte; viele Stellen des Werkes wurden mit rother oder grüner Dinte angestrichen und auswendig gelernt.

Unter den Dichtern war Horaz mein Liebling; auch von seinen Oden sind mir mehrere wortgetreu im Gedächtniß geblieben. Mein Informator ließ mich fleißig lateinische Verse machen; dergleichen gehörte einmal mit zu den Schulstudien. Zum Dichten haben diese jedoch meinen Geist sicher nicht angefrischt; das thaten vielmehr die Gellert, Uz, Hagedorn, Gleim u. A. Des letzteren anakreontische Gedichte, sowie Geßners Idyllen verleiteten mich durch ihre leichte Form zuerst zu Nachahmungen, und bald hatte ich ganze Seiten „anakreontischer Verse" zusammengestoppelt.

In einer dieser Anwandlungen von Schriftstellerei entzündete auch Gottscheds „Deutsche Schaubühne" ein heftiges Verlangen in mir, Schauspiele zu schreiben. Die beiden Vorschriften: „vorzüglich der Natur treu nachzuahmen", und „in keinem anderen Tone, als in demjenigen der guten Gesellschaft sich vernehmen zu lassen", machten mir die Aufgabe hinsichtlich aller Liebesscenen völlig unlösbar. Ich sann und

sann — bis es plötzlich wie ein Lichtstrahl durch meine poetische Seele fuhr. Das Dach eines Hintergebäudes meiner väterlichen Wohnung ging nämlich in einen Hausgarten des Ministers und Präsidenten von S.[1] hinab, und im Sommer, nach der Kaffeezeit — eine „Theezeit" gab es damals noch nicht — sammelten sich um die vier blühenden Töchter seines Besitzers häufig deren Gespielinnen und junge Herren vom Hofe. Ich glaubte, mit Grund annehmen zu dürfen, daß sich da mein poetischer Bedarf nicht allein „naturgerecht", sondern „im besten Tone" decken lassen müsse, verschaffte mir den Schlüssel des Hausbodens unter jenem Dache und lauerte nun mit Bleistift und Papier hinter einem sorgfältig gelüfteten und gestützten Dachziegel auf meine Ernte von zärtlichen Ausdrücken. Freilich erhaschte ich nur unzusammenhängende Bruchstücke, allein ich zweifelte nicht, sie mit der Zeit, durch irgend ein Bindewort „naturgerecht" mit einander verknüpfen zu können, und setzte meine Studien unverdrossen fort. Nun fügte es sich einst, daß die schönste des Vierkleeblatts mit ihrem nachherigen Gatten, dem Reichshofrath von Th., dicht unter meinem Versteck ihren Platz nahm, und gleich der Anfang ihres Gesprächs ließ mich ahnen, daß sich hier die wahre Fundgrube für mich aufthue. Um auch keine Sylbe zu verlieren, versuchte ich, einen zweiten Ziegel zu lüften, allein — o Unglück! — er schoß hinab. Das Fräulein entfloh mit einem Zetergeschrei, aber Herr von Th., der gleich beim Beginn des Gepolters aufschaute, entdeckte mich durch das entstandene Loch und rief: „Monsieur Reichard wirft mit Ziegeln in den Garten!" Alsbald erfolgte eine Botschaft des Ministers an meine Eltern, um so mörderische Unseligkeiten zu ahnden. Mein Stiefvater nahm mich in ein scharfes Verhör, das mit ernstem Verweis und der Warnung endete: „keine Comödien mehr auf diese Art zu schreiben."

[1] Schwarzenfels?

Die „Märchen aus Tausend und Einer Nacht“ las ich emsig während der durch meine Blattern-Impfung entstandenen Krankheit. Noch jetzt gewähren sie mir großes Vergnügen, besonders in einer alten Uebersetzung von 1734; eine Vorliebe, welche ich der Erinnerung an meine Knabenjahre zuschreibe. Übrigens haben mich viele Gelehrte und Geschäftsmänner einer gleichen Anhänglichkeit an jene echt arabischen Märchen versichert; Herzog Ernst von Gotha z. B., mein guter seliger Herr, war einer dieser eifrigen Anhänger. Mir flößte jene Märchensammlung zuerst Geschmack ein am orientalischen Styl; ein Geschmack, der durch eine deutsche Uebersetzung von Voltaires Romane „Zadig“ noch entschiedener ausgeprägt wurde. Flugs schrieb ich „orientalische Erzählungen“ und der Himmel weiß, was mehr, spickte sie gehörig mit gestohlenen Wendungen aus meinen Urbildern und hatte, um mich gedruckt zu sehen, endlich die Kühnheit, ein tüchtiges Paket in Versen und Prosa an eine Braunschweigische Buchhandlung zu senden. Ich erhielt sie in — Löschpapier gewickelt, zurück! Das demüthigte mich tief; auf einige Zeit war ich geheilt. Trotzdem wagte ich nicht viel später, an den „Alten von Ferney“ — der begreiflicher Weise in Gotha, wo man ihn eines Tages als Gast des Hofes hatte erscheinen sehen, eine vielbesprochene Persönlichkeit geblieben war — ein Manuscript: „Voyage dans le pays de la superstition“ zu senden; Voltaire, nachsichtiger als der Braunschweiger, ließ mir höflich antworten.

Wie aber könnte ich Dich vergessen, Freund aller Kinder und auch mein und meiner Gespielen Freund: ehrlicher Robinson Crusoe mit deinem Freitag! Noch liebe ich Dich im altfränkischen Tone deiner Uebersetzung von 1745, die mir durch Gewohnheit lieblicher klingt, als die vielbelobten modernen Umarbeitungen. Man sagt, daß Schillers „Räuber“ eine Gesellschaft Knaben in Sachsen verleiteten: Räuber werden zu wollen. Das finde ich nicht unwahrscheinlich, denn

der Robinson begeisterte mich und noch zwei Knaben meines Alters zu dem Entschlusse: unsere Vaterstadt heimlich zu verlassen und wüste Inseln aufzusuchen. Schon waren alle Anstalten zur Ausführung dieses abenteuerlichen Planes getroffen, einiges Geld, Waffen und Kleidungsstücke versteckt, — eben durch das Auffinden dieser Gegenstände kam jedoch das ganze Vorhaben an's Licht. Meine beiden Robinson-Gefährten waren Brüder; einer von ihnen hatte selbst in der Folge Robinson-ähnliche Schicksale, mit deren Erzählung ich diesen Abschnitt schließen will. Louis Sulzer, so hieß er, hatte sich dem Kaufmannsstande gewidmet; seine Geschicklichkeit, seine Thätigkeit zeichneten ihn vortheilhaft auf mehreren Comptoiren Hollands und Englands aus, bis sein unstäter Geist ihn auf eigene Hand nach Nord-Amerika trieb. Von nun an schien das Unglück ihn zum Spielball seiner Launen auserschen zu haben. Ein Ankauf von 75,000 Ctr. Tabak, den er im Innern von Virginien bewerkstelligt hatte und woran er schon an der Küste ansehnlich hätte gewinnen müssen, zerschlug sich mit großer Einbuße für ihn, weil eben der Krieg der Colonieen mit dem Mutterlande ausbrach. Nach mancherlei gescheiterten Unternehmungen kam er nach Neu-Orleans und wurde Gardist bei der Leibwache des dortigen spanischen Gouverneurs. Da er alle Sprachen in größter Vollkommenheit sprach und schrieb, so galt er für einen Spanier; als solchen zeichnete der Gouverneur ihn aus, gewann ihn vorzüglich lieb und gab ihm Pässe nach Europa, damit Sulzer dort ein eigenes Handelsschiff befrachte. Dieses stieß in den amerikanischen Gewässern unglücklicher Weise auf einen Kaper des Congresses; schon waren die Papiere untersucht und richtig befunden, als der Lieutenant des Kapers unsern Louis erkannte, den er mehrmals zu London gesehen zu haben sich erinnerte; folglich sei derselbe kein Spanier, sondern ein verkappter Engländer und müsse die Papiere gefälscht haben. Sein Schiff wurde nun zur Prise

gemacht, Sulzer aber als Gefangener in einem kleinen Küstenhafen an's Land gesetzt. Für gewöhnlich liefen dort nur selten Fahrzeuge ein; der Zufall aber fügte es, daß bald nachher ein Parlamentärschiff, welches mit ausgewechselten englischen Matrosen nach Jamaika segelte, durch Sturm in jenen Hafen verschlagen wurde, und daß man die Matrosen bis zur Weiterfahrt in das nämliche Gefängniß sperrte, wo auch Louis Sulzer untergebracht war. Dieser machte die silbernen Beschläge seines Hirschfängers zu Gelde, bewirthete die Matrosen mit Rum und bewog sie: die Forderung zu stellen, man solle bei der Weiterfahrt ihren gefangenen Landsmann (Sulzer hatte sich ihnen gegenüber als Engländer ausgegeben) mit einschiffen. Der Ort war öde, die englischen Matrosen in der Überzahl, und so gab man ihnen nach — Sulzer war befreit und segelte mit dem Parlamentärschiff wohlbehalten nach Jamaika. Das erste, was er bei'm Einlaufen in den Hafen daselbst erblickte, war sein Schiff — eine englische Fregatte hatte indessen den Kaper sammt dessen Prise genommen! Allein das half dem Eigenthümer wenig oder nichts, denn die gemachten Ansprüche des Admirals, die Prisen- und Havariegelder verschlangen den Erlös des Schiffes vollständig. Bettelarm fuhr er über den Ocean, kam nach Gotha und bewog dort seinen reichen Vater, der noch zwei Kinder hatte, daß er ihm sein Erbe sogleich baar auszahle; dieses Geld legte Louis in lauter Waaren an, von denen er wußte, daß sie auf den westindischen Inseln stark gesucht seien, belud damit ein Schiff und fuhr mit kaiserlichen und holländischen Pässen von Ostende ab. Leider segelte sein Fahrzeug äußerst schwerfällig; Großbritannien und die Colonieen schloßen inzwischen Frieden, und schnellere Schiffe überholten dasjenige Sulzers, der zuletzt seine Waaren, statt mit Gewinn, wegen der Überfüllung des Marktes noch unter dem Einkaufspreise losschlagen mußte. Unterdessen war sein alter Gönner, der Gouverneur von Neu-Orleans, in gleicher

Eigenschaft nach der Insel Cuba befördert worden; Louis Sulzer hatte dies kaum erfahren, als er ein Fahrzeug belud und dorthin aufbrach. Allein er litt Schiffbruch an der Insel; niemand verlor das Leben, aber von aller Fracht rettete Sulzer nichts, als einen jungen Bären und ein fliegendes Eichhorn. Die Trümmer des Fahrzeuges verkaufte er als Brennholz. Der Gouverneur freute sich, Sulzer wiederzusehen und erlaubte ihm, Mahagonyholz auf einigen nahen Eilanden, welche Pallisaden für die Festungswerke von Havannah zu liefern pflegten, fällen zu lassen, um damit ein Schiff nach Europa zu beladen. Während der Arbeit auf dem bedeutendsten jener Eilande lief der spanische Admiral Solano mit etlichen Schiffen im Hafen desselben ein; das erste, was ihm bei'm Blick aus der Kajüte in's Gesicht fiel, war das Holzfällen auf der Insel. Diese aber bildete zufällig einen Gegenstand von Streitigkeiten zwischen der Festung und der Marine; Don Solano ließ also Sulzers Holz sogleich wegnehmen und jener hatte das Nachsehen. Dennoch schien ihm durch seinen Freund, den Gouverneur, ein Glücksstern aufgehen zu sollen: dieser verließ Cuba, wurde Vicekönig in Mexico und trug nun Sulzer die Einrichtung von Postschiffen auf dem Golf von Mexico nach englischem Muster auf, mit der Zusage: daß die einträgliche Stelle eines Königlichen Postkapitäns ihm zu Theil werden sollte. Als aber nach drei Vierteljahren angestrengter Arbeit alles in Stand gesetzt worden, starb der Vicekönig, und sein Nachfolger, dem Louis Sulzer ganz gleichgiltig war, gab nun die zu besetzende Stelle an einen seiner Günstlinge! — Dies war der letzte Schlag, den mein Freund in der neuen Welt abwartete; er ging nach Europa zurück und lebte lange in Böhmen, wo er mit Grundbesitz glücklich speculirte. Aber Amerika blieb das Land seiner steten Sehnsucht, und begierig ergriff er im Jahre 1809 die Gelegenheit, seine Besitzungen an einen reichen Mann höchst vortheilhaft zu verkaufen. Der Tag zum

Abschluß des Geschäftes ist festgesetzt, Louis reist frühzeitig nach Prag, um nichts zu versäumen, und — findet seinen Käufer, vom Schlage getroffen, auf dem Paradebette! Alles dies erzählte er mir, als er 1822, 71 Jahre alt, in mein Zimmer trat, um als Bevollmächtigter des Elberfelder Handelsvereins nach — Mexico zu segeln. Ich habe nie wieder von ihm gehört;[1] möchte endlich eine Glückssonne dem von Herzen grundwackeren Manne aufgegangen sein.

[1] Folgende Notiz, wohl zweifellos auf Louis Sulzer bezüglich, steht: „Allg. Anzeiger u. Nationalztg. d. Deutschen," № 114 v. Sonntag 28. April 1833, S. 1488: „Sulzer, Hans, geboren in Gotha 1750, ein Bruder des ebenfalls im 82. Jahre verstorbenen Friedrich Gabriel, starb in Mexico am 22. December 1832 im fast vollendeten 82. Lebensjahre. Er war ein rastlos thätiger Mann, der in früheren Jahren schon mehrmal Geschäftsreisen nach America gemacht hat." (Friedrich Gabriel Sulzer war am 14. Decbr. 1830, 81 Jahre 2 Monate alt, gestorben.)

2.

Die Zeit des „Pfarrgehens“ (wie man bei uns diejenige der Confirmation zu nennen pflegt) kam für mich heran, denn unter den geschilderten Verhältnissen war ich allmählich aufgewachsen. Ich schwärmte um jene Zeit für eine weitläufige Verwandte, Friederike Unger, die sich durch Schönheit, wie durch Talente und eine seltene Bildung auszeichnete. Sie war die Tochter eines Kaufmanns, Michael Unger aus Schemnitz in Ungarn, der mit dem Titel eines Sachsen-Gothaischen Commerzienrathes ihre Mutter als Wittwe geheirathet hatte, später aber in einem Anfall von Schwermuth durch Selbstmord seinem Leben ein Ziel setzte. Die schöne Friederike ward bewundert von Hof und Stadt; die Oberhofmeisterin Frau von Buchwald, eine durchaus zuständige Richterin, welche selbst — wie ich noch näher ausführen werde — durch Begabung hervorragte, schätzte sie sehr und zeichnete sie aus, was in jenen Zeiten, wo die Standesunterschiede noch scharf ausgeprägt waren, viel bedeutete. Friederike Unger sang, tanzte, zeichnete schön, dichtete, spielte das Pianoforte vorzüglich, componirte, sprach und schrieb fertig französisch wie italienisch, und ihre Handschrift beschämte manchen Schreibmeister. Dabei blieb sie frei von Eitelkeit, stets bescheiden und anmuthig. In lebensvollen Farben steht ihr freundliches Bild als liebe Jugenderinnerung vor meiner Seele; ich empfand eine gewisse Ehrfurcht vor ihr und war ihr innig ergeben, ohne mich eigentlich leidenschaftlich für sie zu begeistern.

Frühzeitig — ich dächte 1768 — ehelichte sie einen jungen Göttinger Doctor der Rechte, einen Vetter meines Stiefvaters, Namens Wilhelm August Rudloff, den sie auf einem Balle kennen gelernt hatte. Das junge Paar liebte sich glühend, wie man mit zwanzig und achtzehn Jahren liebt, denn älter war keines von beiden.[1] Er wurde nachmals Professor zu Bützow in seinem Vaterlande Mecklenburg, aber auf Pütters Empfehlung wegen seiner großen publicistischen Kenntnisse und als einer der ausgezeichnetsten Schüler jenes berühmten Juristen 1773 nach Hannover berufen, wo er anfangs als advocatus patriae, dann als Geheimsekretär, und seit 1802 in einer der einflußreichsten Stellungen, nämlich derjenigen eines Geheimen Kabinetsrathes, lange in allgemeinem Ansehen stand. Thatsächlich war er Minister, wenn er auch diesen Titel nicht führte. Seine Frau starb in Hannover, nachdem sie in einer großen Zahl liebenswürdiger Töchter und talentvoller Söhne sich wiedergeboren gesehen; ich bewahre ihr ein treues Gedächtniß und muß ihrer erwähnen, weil sie es war, der ich einen großen Theil meiner Bildung verdanke. Sie läuterte meine Sitten; sie veredelte meinen Geschmack — selbst als sie nur noch brieflich auf mich einwirken konnte. Mehrere meiner Erstlingsversuche in der Dichtkunst richtete ich an sie, darunter eine Schilderung meiner Jünglingsjahre in morgenländischem, Voltaires „Zadig“ nachgeahmtem Styl. Der gerechte Spott meiner „guten alten Cousine“ (wie sie sich stets unterzeichnete) war Ursache, daß dieses Werk auf immer unvollendet blieb. Umgekehrt wurde Friederike später als Dichterin — wenn auch nicht unter ihrem wahren Namen — von mir in die Öffentlichkeit eingeführt. Als ich die ersten ihrer Gedichte ohne ihr Vorwissen in eine Zeitschrift hatte einrücken lassen, schrieb sie mir: „Ich möchte mit Ihnen zürnen, daß Sie mich so un=

[1] Rudloff war zu Rostock geboren am 11. Februar 1747.

schuldiger Weise an's Licht stellen, da ich so wenig Recht und Lust habe, Ansprüche auf Autorschaft und Autorglück zu machen, das ohnedies bei unserem Geschlechte so viel weniger verdienstlich ist, als bei dem Ihrigen. Man glaubt meist von einer Frau, die Verse macht, daß sie eine Müßiggängerin sei, und unter allen Vorwürfen, die mich drücken könnten, wäre mir keiner unangenehmer, denn keine Eigenschaft schickt sich wohl weniger für die Hausmutter, als diese. Auch habe ich im [Göttinger] Musen=Almanach [1785, S. 109] eines[1] meiner Lieder: „An den blinden Flötenspieler Dülon" gefunden und weiß nicht, wer das eingeschickt haben mag. Wären Sie nicht so schnell mit dem Drucke, lieber Vetter, so schickte ich Ihnen bisweilen meine Verse, aber nun fürchte ich mich, denn ich mag lieber unbekannt sterben, als lebend gehechelt werden. Zudem schränkt sich auch mein ganzer Ehrgeiz darauf ein, eine gute Ehefrau und Mutter zu sein." Hierauf erwähnt sie eines Romanes, der damals viel Aufsehen machte: „Love and Madness", und fährt dann fort: „Glücklich, wer über Romane und gespannte Gefühle hinweg in stiller Ruhe häuslichen Frieden genießt, seinen Pflichten lebt und den Schöpfer, der sie ihm gab, dadurch in Thaten preist, die niemand besingt. Wahrlich, ich möchte in dem ersten Romane der Erde nicht verewigt sein, wohl aber in der Tugend meiner Kinder und, nach ihnen, durch ihre Kinder." Schon zehn Jahre früher sprachen sich ähnliche Gefühle in einer Stelle ihres Briefes über Werthers Lotte aus, die bekanntlich als Madame Kestner damals zu Hannover lebte, und um deren Schattenriß ich sie gebeten hatte. „Lotte" schrieb sie mir, „ist eine recht excellente Frau. Ob es gleich nicht fein von Herrn Goethe ist, daß er beide Ehe=

[1] Die Originale der Briefe von Friederike an Reichard lagen nicht mehr vor. Der oben citirte Musen=Almanach bringt noch ein zweites Gedicht von der Verfasserin des „Dülon", S. 69: „An meine beyden ältesten Töchter, als Fräulein von Witzendorf starb."

gatten so zur Schau aufstellt, Lotten auch sehr gekränkt hat, so wird sie diese schriftstellerische Ewigkeit gewiß nicht um ein Haar breit hindern, in ihrem Berufe sich als eine würdige Gattin und Mutter zu zeigen. Sie lebt mit ihrem Albert sehr glücklich, bei einer sehr geringen Einnahme; sie verlangt gar nicht, zu glänzen, sucht ihren Ehrgeiz in ihrer Pflicht und erheitert ihre Freundinnen, unter denen ich die vertrauteste bin, durch ihren Umgang manche Stunde. So sollen Sie sie bei mir kennen lernen, wenn Sie uns besuchen." Leider kam es nie zu diesem Besuche; ein Unstern hielt mich immer davon ab. Ihr letzter Brief war von 1786. Er schildert ein kleines Fest, das vorlängst in ihrem Hause gegeben worden war, und woran Fr. Ludw. Schröder, der deutsche Garrick, welcher damals zu Hannover mit seiner Gesellschaft sich aufhielt,[1] v. Ramdohr, v. Rüling, Rehberg und andere gute Köpfe Theil genommen hatten. „Ich sah schon im Geiste nach Ihnen aus" schrieb sie; „ich dachte: Schröder sollte Sie reizen, — aber umsonst; Sie kommen so leicht nicht nach Hannover. Ostern besucht mich mein Sohn von Göttingen; wie das klingt! Nicht wahr?" Dieser Sohn — o daß die Mutter es erlebt hätte! — steht jetzt einem angesehenen Staatsamte mit Würde und Erfolg vor; die neuesten, hochgerühmten Veränderungen im Hannöverschen Postwesen rühren von ihm her. Das Andenken der Mutter aber, meiner Freundin im höchsten Sinne des Wortes, werde ich bis zu meinem letzten Hauche heilig halten.

Meine Ehrfurcht vor Voltaire, so wie der Titel des oben erwähnten elenden Machwerks: „Voyage dans le pays de la superstition", welches mir aus Ferney so höflich zurückgeschickt wurde, sind schon Fingerzeige, daß ich freigeisterischen Gesinnungen huldigte. Wer mir diese beibrachte, da ich doch einen orthodoxen Theologen zum Hofmeister hatte?

[1] Vom 13. October 1785 bis zum 10. März 1786. F. L. W. Meyer: „F. L. Schröder", Th. II, Abth. 1, S. 5 fg.

Niemand anderes, als mein französischer Sprachlehrer. Er wollte die Schlacht von Fontenoy [11. Mai 1745] als Offizier mitgemacht haben; Spötter meinten, er habe dabei nur die Trommel geschlagen. Gleichviel; jedenfalls besaß er Weltton und Belesenheit in den berühmtesten Schriftstellern seines Volkes, und durch ihn lernte ich La Mettrie, Boulanger und Voltaire's freigeisterische Schriften kennen. Sie verwirrten mir den Kopf und verwickelten mich in ernste Kämpfe mit dem noch oft sich stark regenden, von meinem Informator mir tief eingeprägten orthodoxen Christenthum; bald hatte dieses, bald die Freigeisterei in meinem Inneren die Oberhand, und oft betete ich inbrünstig, daß mir der Himmel Kraft verleihe, den Versuchungen der Irrlehrer sieghaft zu widerstehen. Zuletzt wurde meinem französischen Sprachmeister selbst bange: mein Stiefvater möchte die schönen Grundsätze entdecken, die er mir in den Lehrstunden einflößte; er beschwor mich daher einst, ein Crucifix unter seinem Rocke hervorziehend und auf das Schicksal des Gekreuzigten hinweisend: ich möge meine religiösen Anschauungen heimlicher und verschwiegener halten; ich werde sonst mir und ihm muthwillig ein Ketzergericht zuziehen. Gründliche Kenntnisse in der französischen Sprache verdankte ich ihm allerdings; da er jedoch auch ein lockerer Sittenprediger war, so kam mir jene Kenntniß in der Folge manchmal theuer genug zu stehen.

Die freie Richtung des Lebens hatte übrigens im damaligen Gotha durchaus die Oberhand. Der herzogliche Hof stand in dem Rufe der höchsten Cultur- und Geistesblüthe, und wirklich möchte kaum ein anderer deutscher Hof zu jener Zeit ihm darin gleichgekommen sein. Er war für Mitteldeutschland, was einst, unter den Estes, Ferrara für Italien war. Freilich hatte diese Cultur, dieses schöngeistige Streben lediglich die französische Literatur zum Mittelpunkte, allein sonderbar genug ging aus dieser ausländischen Pflanzung dennoch jener echt deutsche, wissenschaftlich-ernste Geist her-

vor, der Gotha später durch hochgeschätzte Institute und tüchtige Gelehrte in vaterländischer Weise ausgezeichnet hat. Die Herzogin Louise Dorothea, einzige Tochter des Herzogs Ernst Ludwig von Sachsen-Meiningen [geboren am 10. August 1710], eine Dame von hohem Geiste und edlen Gesinnungen, war die treue Pflegerin der Keime alles Guten, die liebevolle Schützerin der Künste und schönen Wissenschaften. Im Briefwechsel mit den ersten Köpfen Frankreichs, mit Diderot, Helvetius, Jean Jacques Rousseau, Voltaire (der an ihrem Hofe seine „Annales d'Empire" schrieb) und mit anderen berühmten Zeitgenossen, stand sie bei allen diesen in hohem Ansehen. Besonders geschätzt wurde sie von König Friedrich dem Großen, der ihr sogar im siebenjährigen Kriege am 15. September 1757, kurz vor der Schlacht bei Roßbach, aus Galanterie jenen Besuch abstattete, unmittelbar nach welchem der berühmte General Seydlitz mit einer Handvoll Reiterei die ganze 10,000 Mann starke Armee Soubises davonjagte, und zwar gaben die Franzosen so eilig Fersengeld, daß Seydlitz mit seinen Offizieren sich im Schlosse zu Gotha an die für die Feinde gedeckte Tafel setzen konnte. — Noch am Tage der Schlacht bei Roßbach [5. November 1757] gab der siegreiche König der Herzogin von Gotha einen Beweis besonderer Achtung dadurch, daß er ihr flüchtig mit Bleistift ein sehr merkwürdiges, die glorreiche Botschaft meldendes Zettelchen schrieb, das sich unter demjenigen Theile ihrer nachgelassenen Papiere befand, welchen ihr Sohn, Herzog Ernst, so lange er lebte, sorgfältig hütete. Tief und allgemein wurde ihr Tod [22. October 1767] beklagt; mit seltenem Glücke wußte sie die rechte Mittelstraße zwischen dem steifen Formenzwang des damaligen Hoflebens und zwischen Herablassung zu treffen; ihre Gnade durfte daher etwas gelten. In der Folge sind die Fürsten — verleitet durch das Beispiel des großen Friedrich (der freilich nichts dabei wagte, in der Nähe ohne fürstlichen Nimbus gesehen zu werden) —

aus lauter Sucht nach Popularität mit ihrer Gnade so verschwenderisch umgegangen, daß diese Münze beträchtlich in ihrem Werthe sank.

Bei'm Ableben der Herzogin Louise verfertigte der damalige Hofprediger Stölzel (ich werde erzählen, wie ein Witz des Grafen Gotter ihn zum Hofprediger machte), der merkwürdiger Weise in dem Rufe eines guten Dichters stand, eine Ode voll Schwulst, deren Anfang lautete:

„Die Sonne — hinter Decken
Der Nacht, die vor ihr lag,
Kam — und, o Tag voll Schrecken!
Louisens Sterbetag!" u. s. w.

Georg Benda setzte diese Hohlheiten meisterhaft in Musik; es bleibt jammerschade, daß die Composition nicht allgemein bekannt geworden ist, denn sie muß unbedingt als eine der besten Arbeiten jenes großen Tonkünstlers gelten. Er hat in der Folge manches daraus in seine Oper „Romeo und Julie" verwebt, was schwerlich bekannt sein wird; anderes ist in „Walder" wieder eingeflochten. Ein würdiges literarisches Denkmal setzte Hans von Thümmel der edlen Louise Dorothea 1818 in seinen „Beiträgen zur Kenntniß Altenburgs,"[1] einem Werke, auf das ich zurückkomme; auch ich erneuerte ihr Andenken in mehreren Aufsätzen, wie es mir überhaupt stets eine liebe Pflicht gewesen ist, durch meine Feder an gute und ausgezeichnete Verschollene zu erinnern.

Zunächst der Herzogin ist deren Freundin und Rathgeberin, die Oberhofmeisterin Frau Juliane Franziska von Buchwald, geb. von Neuenstein, zu nennen, deren Mutter eine Hofdame der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, der geistreichen Mutter des Regenten gewesen war — eine Entschuldigung mehr, wenn französische Literatur noch von der am 7. October 1707 zu Paris geborenen und erst später

[1] Seite 57—64; Porträt und Facsimile der Herzogin ist beigegeben.

nach Deutschland gekommenen Tochter mit Vorliebe gepflegt wurde. Gleichheit der Denkungsart und des Charakters hatten die Herzogin und das damalige Fräulein von Neuenstein bereits vereinigt, als dieses noch zu Römhild bei der Stiefmutter der Herzogin, einer Prinzessin Elisabeth Sophie von Brandenburg, Hofdame war. Der Bund ihrer Herzen blieb unlöslich bis in den Tod. Mit Frau von Buchwald konnten nur wenige ihres Geschlechts an Bildung des Verstandes und reifer Menschenkenntniß wetteifern; blühende Einbildungskraft, Gegenwart des Geistes, bezaubernder Witz, Scharfblick und das glücklichste Gedächtniß, das sie noch in späten Jahren durch Auswendiglernen langer und schwerer Stellen aus Schiller zu stärken fortfuhr, standen bei ihr in ungewöhnlicher Verbindung. Dabei war sie Meisterin des Ausdrucks und wußte durch Stimme und Geberde jeder Rede hinreißende Gewalt zu verleihen. Bei ihrer selbst auf der höchsten Stufe des Alters fortdauernden Theilnahme an jeglichem Fortschritte der Aufklärung und Cultur übte sie mit der Herzogin Louise, ja, vielleicht noch mehr als diese, unläugbar den bedeutendsten Einfluß auf die Verfeinerung des Tons und die Erstarkung wissenschaftlicher Bestrebungen in meiner Vaterstadt, welche das Glück hatte, diese seltene Frau länger als ein halbes Jahrhundert zu besitzen. Ebenso gebührt ihr Gothas Dank, daß sie im Verein mit der Herzogin während des siebenjährigen Krieges treulich das ihrige dazu beitrug, die französischen Oberbefehlshaber zur Schonung des Landes zu bewegen. Es gelang ihr in hohem Grade, und so groß war die Achtung, welche sie den fremden Feldherren eingeflößt hatte, daß mehrere derselben noch lange nach dem Kriege den Briefwechsel mit ihr fortsetzten, ja, daß nach der Schlacht bei Roßbach einer von ihnen, der Marquis von Custine, schwerverwundet, noch die seltene Geisteskraft bewies, wenige Tage vor seinem Tode in einer poetischen Epistel von ihr den ewigen Abschied zu nehmen. Friedrich der Große

wurde zuerst durch den Grafen Gotter, jenen berühmten zeitgenössischen Sonderling, von dem ich noch zu berichten haben werde, auf sie aufmerksam gemacht und würdigte sie seitdem seiner vollsten Achtung, deren sein Bruder, Prinz Heinrich, noch ein Jahr vor des Königs Tode die Oberhofmeisterin auf höchst schmeichelhafte Weise versichern mußte. Aber auch den großen Friedrich, den Abgott ihres Herzens, mußte sie überleben; sein 1786 erfolgender Hintritt beugte sie tiefer, als der Tod ihrer einzigen hoffnungsvollen Tochter es vermocht hatte. Vielmehr gab sie bei diesem Schicksalsschlage — als unlängst verheirathete Gräfin von Werthern starb jene Tochter [geb. 5. August 1740] in der Blüthe ihrer Jahre am 3. Januar 1764 ganz plötzlich in Folge des Verschluckens eines kleinen Knochens — Beweise einer seltenen Stärke des Geistes. Solche zeigte Frau von Buchwald wenigstens äußerlich auch bei dem Ableben der Herzogin Louise Dorothea, und wie diese, mußte sie deren geistreiche Tochter die Prinzessin Louise, die Landgräfin Caroline von Darmstadt und fast alle anderen ihr theueren Personen vor sich hinsterben sehen. Gewiß hat sie sich zuletzt ganz vereinsamt gefühlt, wie sehr auch Jedermann fortfuhr, nach dem Beispiele der herzoglichen Familie sie mit der größten Achtung zu behandeln. „Mutter" war der vertrauliche, alle anderen Titel verschlingende Name, welchen ihr der auserlesene Nachmittags- und Abendzirkel gab, den man täglich in ihren Zimmern versammelt fand. Auf ihrem Tische lag dann immer eine neue Erscheinung der Literatur, worüber sie die Urtheile der Kenner sammelte. Das grüne Canapé, welches in diesem Zimmer stand, galt allgemein als vornehmster Richterstuhl des Geistes und Witzes, und von diesem Canapé wurden „Egmont", „Oberon" und andere Meisterwerke der Goethe und Wieland aus der Handschrift vorgelesen. Juliane Franziska von Buchwald starb am 19. December 1789 zu Gotha im zweiundachtzigsten Jahre ihres Alters an einer von schmerz-

haften Zufällen und Phantasieen begleiteten Krankheit, welche ihre Geisteskräfte zerrüttete. Das Schicksal ersparte es ihr, die volle Wirkung der französischen Revolution zu erfahren, die zwar wenige Monate vor ihrem Tode ausbrach, deren Kunde aber bei dem schon eingetretenen Verfall ihrer Kräfte keinen lebhaften Eindruck mehr auf sie machte. In einem Garten an der Erfurter Landstraße hatte Frau von Buchwald für sich und ihre Schwester, Frau von Nepita, ein Grabgewölbe bauen lassen, wo ihr Sarg beigesetzt wurde; die Herzogin Charlotte, Herzogs Ernsts Gemahlin, bemächtigte sich (der Himmel und sie mögen wissen, warum?) des Rechtes, ihr ein Denkmal zu setzen. So wurde denn dem trefflichen Bildhauer Friedr. Wilh. Doell (dem Vater) aufgetragen, einen Sarkophag von schwarzem Marmor anzufertigen, auf welchem, aus carrarischem Marmor, die Büste der Verstorbenen stehen, während eine eingelassene Marmorplatte die Aufschrift und ein Distichon von Gotter enthalten sollte. Auf drei Stufen und auf einem Würfel sollte dieser Sarkophag in einem von drei Säulen getragenen Tempel über dem Grabgewölbe prangen. Allein von alledem ist nichts ausgeführt worden, als der Sarkophag; diesem aber wies die Herzogin — da das ganze Unternehmen längst in's Stocken gekommen war — in dem Garten ihres Wittwensitzes Eisenberg den unschicklichsten aller Plätze an; bei ihrem Scheiden von Gotha verschwand er auch da und ist seitdem nicht wieder gesehen worden. Das Grabgewölbe ist daher ohne Inschrift und Monument, ja, ohne Schutz, wie denn 1813 französische Marodeurs dasselbe erbrachen, um nach Kostbarkeiten darin zu suchen! — Bald muß es gar zum Schutthaufen werden, und Niemand wird mehr wissen, von wem die modernden Gebeine in jenen morschen Sargtrümmern herrühren. Dennoch lebt, Dank der Macht des Genius, das Andenken und der Name der edlen Frau von Buchwald in zwei Schriften fort; Karl Theodor von Dalberg schrieb:

„Madame de Buchwald“ (Erfurt, 1786), und F. W. Gotter: „Zum Andenken der Frau von Buchwald“ (Gotha, 1790). Das letztgenannte kleine Werk ist geziert mit dem täuschenden Schattenriß der Verewigten in ganzer Figur. Noch verdient erzählt zu werden, daß Frau von Buchwald, — „da sie ihr (beiläufig höchst ansehnliches) Privatvermögen größtentheils im Dienste des Gothaischen Fürstenhauses erworben habe,“ — in ihrem Testamente festsetzte, daß es zwar ihrer Schwester zum Nießbrauch überlassen bleiben, allein nach deren Tode an das fürstlich Gothaische Haus zurückfallen sollte. Diese Schwester, Eberhardine Wilhelmine, seit 1771 Wittwe des ehemaligen Sachsen-Gothaischen Generallieutenants von Nepita, starb am 14. August 1801 fast 89 Jahre alt [sie war geboren zu Stuttgart am 21. November 1712]. Auch sie hatte in ihrer Jugend, bis zu ihrer Verehelichung im Jahre 1753, als Hofdame in Gothaischen Diensten gestanden, wie Frau von Buchwald, und wenn sie auch deren Geist und Weltklugheit nicht besaß, so hatte sie doch ein überaus gütiges Herz und einen stillen, mildthätigen Sinn. Bei ihrem Tode ward wirklich jene Bestimmung befolgt, und die fünf Erben des Vermögens der Frau von Buchwald: Herzog Ernst, seine Gemahlin, sein jüngerer Bruder Prinz August und seine beiden Söhne, erhielten nach Abzug der Legate jeder einen Antheil von ungefähr 18,000 Thalern, bloß an Schuldscheinen und baarem Gelde, die Grundstücke nicht gerechnet. Der Erbprinz, nachheriger Herzog August, hielt es für seiner unwürdig, einen „Unterthan“ zu beerben und verschenkte auf der Stelle 15,000 Thaler seines Antheils an eine Hofdame, den Rest aber an den Generaladjutanten von Wangenheim, seinen Günstling; die Herzogin überwies ihr Vermächtniß unter der Hand ihrem Freunde, dem Astronomen Herrn von Zach, und so blieb der fürstlichen Familie von der großen Erbschaft nichts, als was auf den Herzog Ernst, dessen Bruder und den Prinzen Friedrich gefallen war.

Die oben erfolgte gelegentliche Erwähnung des Grafen Gotter erinnert mich an einen nicht eben feinen Streich, den er der Frau von Buchwald in deren Jugend spielte. Am Hofe kam einmal die Rede auf die Landwirthschaft, und Frau von Buchwald meinte, sie würde sich bald damit vertraut machen. „Nicht einmal eine Kuh können Sie melken!“ entgegnete der Graf; man nimmt für und wider Partei, und endlich lädt Graf Gotter sämmtliche Anwesenden, den ganzen Hof, nach Molsdorf auf sein Gut. Man tafelt in gewohnter verschwenderischer Weise, und zum Nachtisch erscheint ein schönes weißes Stück Rindvieh, geführt von einer zierlich geschmückten Bäuerin, welche einen Milchkübel und einen kleinen Schemel in der Hand trägt. Nun fordert der Graf die Frau von Buchwald — damals noch eine jugendliche Hofdame! — auf, die Wette zu bestehen. Diese, lebhaft wie immer, springt empor und macht sich an das Geschäft. Aber es will nicht gelingen. „Dummes Ding!“ ruft sie unwillig der Bäuerin zu, die beständig in sich hinein kichert: „so sage mir doch, wie ich es machen muß?“ „Ach, meine Gnädige,“ erwiderte jene: „es ist ja der Bulle!“ —

Aehnliche Scherze — wenngleich nicht alle eine so derbe Spitze hatten — lieferte Graf Gotter in Menge. Ein Oheim des Dichters Gotter, wurde er, wie dieser, bürgerlich geboren; sein Großvater war Prediger in Gotha, sein Vater Kammerdirector in Altenburg, wo Gustav Adolf Gotter am 26. März 1692 das Licht der Welt erblickte. Er studirte zu Jena und Halle, worauf er — wie dies damals gebräuchlich war — durch Reisen seine Ausbildung vollenden sollte. Diese führten ihn auch nach Wien, und zwar stieg er in Regensburg zu Schiff, um den Rest des Weges auf der Donau zurückzulegen. Hier knüpfte er, ein schön gebildeter, geistreicher junger Mann, mit zwei vornehmen Damen dadurch nähere Bekanntschaft, daß die Schiffer bei dem berüchtigten Strudel die Geistesgegenwart verloren, während Gotter

zum Steuer sprang und durch seine Gewandtheit und Kraft das Fahrzeug vor dem Zerschelltwerden behütete. Die auf diese Weise gewonnenen Beziehungen in Wien mit Geist und Scharfblick klug zu nutzen, gelang Gotter um so erfolgreicher, als jene Damen — Prinzessinnen von Savoyen-Carignan — Verwandte des Prinzen Eugen, des berühmten österreichischen Kriegshelden waren; dieser wünschte, den Retter seiner beiden Verwandten kennen zu lernen, fand Gefallen an ihm und würdigte ihn fortan öfters seines Umgangs. Schnell stieg Gotter nun von Stufe zu Stufe; Rang, Titel und Adelsdiplom blieben nicht aus; 1724 ward er in den Reichsfreiherrnstand erhoben, 1727 erhielt er unter den Ausdrücken besonderer Gnade einen hohen russischen Orden. Bisher war er in Wien hauptsächlich in Angelegenheiten des Gothaischen Hofes thätig gewesen, nun aber wurden andere Regenten auf ihn aufmerksam, und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nahm Gotter in seine Dienste. Auch der Sohn dieses Regenten, der große Friedrich, würdigte den Grafen (zu diesem Range war Gotter von Kaiser Karl VI. kurz vor dessen Tode erhoben worden) seiner wärmsten Zuneigung, von der eine besondere Epistel des Königs an Gotter: „Combien de travaux il faut pour satisfaire des Epicuriens" noch jetzt beredtes Zeugniß giebt. Leider mangeln mir genauere Nachrichten über Gotters vielbewegtes Leben; ich weiß nur, daß er als preußischer Gesandter zweimal das große Loos — zu London und im Haag — gewonnen, aber als ein echter Epikuräer trotzdem keine Reichthümer hinterlassen hat, ja, fast in Dürftigkeit gestorben ist [28. Mai 1762]. Als er das große Loos zum erstenmale gewonnen hatte, gab er eine große Festtafel, deren Nachtisch — es war im Sommer — eine kalte Schale bilden sollte. Diese ward auch wirklich aufgetragen, bestand aber aus einer großen Schüssel mit Schmucksachen, Ringen u. s. w., aus welcher jeder Gast für sich behalten durfte, was er mit dem großen Löffel herausgeschöpft hatte.

In der erwähnten Epistel des Königs Friedrich liest man die für jeden Uneingeweihten dunklen Zeilen:

„Quel terrible embarras de servir votre table!
Souvent votre Jogard veut se donner au diable
Pour inventer des mets, dignes dons de Comus,
Sous leurs déguisements à peine encore connus“ u. s. w. —

Jogard war Gotters Koch Schuchard, und zu jenen Zeilen gehört eine Anekdote. Der Koch servirte einst in Molsdorf (des Grafen Gut bei Gotha, wo ich noch viele Jahre später in der Bibliothek herrliche Noten von ihm, besonders zu seinem Lieblingsdichter, dem Horaz, gefunden habe) im Frühjahr eine Omelette, welche alle Gäste so delicat und von einem so unsagbar feinen Kräutergeschmack fanden, daß der Graf den Koch rufen ließ und unter großen Lobsprüchen das Recept zu dieser Omelette zu wissen begehrte. Schuchard bat, das Geheimniß bewahren zu dürfen — wenigstens bis zum Ende der Tafel. Allein je mehr der Koch die verlangte Auskunft verweigerte, desto dringender wurde der Graf. Endlich gestand der Koch nicht ohne Verlegenheit: in seiner Verzweiflung, wie er ein neues Gericht herbeischaffen solle, sei er auf die Kuhweide gegangen, wo er die Fladen so schön, so kräuterreich und grün gefunden habe, daß ihm der Gedanke durch den Kopf gefahren sei: solche mit starker Würze gebacken auf die Tafel zu bringen. Man kann denken, wie dieses Geständniß auf die Anwesenden wirkte. —

Gotters Andenken hat übrigens in Preußen noch lange fortgelebt, und zwar, wie ich hervorheben muß, durch würdigere Dinge, als die erzählten, welche jedoch zur Kennzeichnung der Zeit und ihrer Sitten nicht unterschlagen werden durften. Noch 1823, als ich zu Kissingen die Bekanntschaft des nicht bloß um Preußen, sondern um ganz Deutschland durch seine ausgezeichneten Neuerungen im Postwesen hochverdienten Herrn von Nagler machte, fragte er mich nach

Notizen über seinen Vorgänger, den Grafen Gotter, der [seit 1753] u. A. auch preußischer Generalpostmeister gewesen war, und von dem ein Bildniß sowie ein silbernes Posthorn noch im Archiv zu Berlin verwahrt wurde. Durch die gütige Unterstützung einiger Freunde gelang es mir, Herrn von Nagler nach meiner Rückkehr in die Heimath mehrere Handschriften Gotters — so z. B. einen französischen Brief über einen von ihm empfohlenen Koch — übersenden zu können; im Übrigen konnte ich leider nur auf die Gedächtnißrede Formeys verweisen, welche in der Histoire de l'Académie Royale des Sciences et Belles-lettres, année 1763 (Berlin, 1790), abgedruckt ist.[1]

Noch ein Original jener Zeit, welches zugleich unter die vertrauteren Umgebungen der Frau von Buchwald gehörte, verdient erwähnt zu werden, nämlich Hofrath Cachedenier, der 1771 kurz vor meiner Rückkehr von der Universität starb. Er war ein Mann von tiefer und weitumfassender Gelehrsamkeit und liebte dabei die Wissenschaften, namentlich die Philosophie, so sehr, daß er viele Jahre vor seinem Tode, nur um ausschließlich den Musen, seinen Büchern und sich selbst zu leben, alle seine Stellen bei Hofe wie in der Landesregierung freiwillig niederlegte und, ohne den Menschenfeind oder den Sonderling spielen zu wollen, das einsamste Walddorf unserer Gebirge zu seinem Aufenthalte erkor. Hier, von Niemand als seinem alten Bedienten begleitet, beobachtete er eine strenge Abgeschiedenheit und war bald so völlig verschollen, daß sein Tod selbst bei seinen alten Freunden am Hofe, die ihn schnell vergessen hatten, nicht die geringste Aufmerksamkeit erregte. Seine treffliche, besonders im Fache der alten Klassiker reiche Bibliothek wurde

[1] Seit 1867 besitzen wir: „Graf von Gotter. Ein Lebensbild, von Dr. August Beck." (Gotha, F. A. Perthes.) Daselbst auf der letzten Seite ein Quellenverzeichniß, welches jedoch (namentlich aus dem Allg. Anz. d. Deutschen) noch zu vervollständigen wäre.

in einer Auction verschleudert, und der Bediente, auf den die Lebensart seines Herrn einen ganz verkehrten Eindruck gemacht zu haben schien, suchte denselben in allen Sonderbarkeiten des Anzugs und Gebahrens nachzuahmen, was ihm auch so trefflich gelang, daß er den Gassenjungen nur unter dem Namen des „tollen Ernst" bekannt war. Er starb in einem Spital, in das er sich mit den Resten der Freigebigkeit seines Herrn eingekauft hatte.

Cachedenier war der Kanzler einer Vereinigung von Damen und Herren, welche die Herzogin Louise Dorothea gegründet und „l'Ordre des Hermites de bonne humeur" genannt hatte. Dieser Orden besaß eigene Statuten, welche von Cachedenier verfaßt waren; die Mitglieder, zu denen nur die ersten des Hofes gehörten, trugen ein Ordenskleid und führten besondere Namen; Prinz Ernst z. B., der spätere Herzog, hieß „l'Espiègle," Graf Gotter „Tourbillon," Frau v. Buchwald „Brillante," Cachedenier „Discret" u. s. w. Der auf Geselligkeit und Witz berechnete Verein, dessen Wahlspruch „Vive la joie" lautete, hielt seine Versammlungen meistens auf dem Lustschlosse Friedrichswerth. Unter dem Titel: „Der weltliche Einsiedler-Orden, das Schloß Friedrichswerth und seine Freuden" habe ich 1822 in den „Curiositäten" meines langjährigen Freundes Vulpius [Band IX, Stück 5, S. 383—96] mehr über diese Hermites gesagt, deren lustiges Treiben 1739 begann und in völliger liberté honnête (wie die Ordensregeln sich ausdrückten) fortdauerte, bis der Ausbruch des siebenjährigen Krieges ihm ein Ende machte.

Um das Bild des damaligen Gothaer Hoflebens noch durch einige Pinselstriche zu vervollständigen, komme ich auf den Hofprediger Friedrich Wilhelm Stölzel zurück, von dem ich erzählte, daß ein Witz des Grafen Gotter ihn auf seinen Posten befördert habe. Stölzel war ursprünglich Pfarrsubstitut zu Molsdorf; die völlige Gleichgiltigkeit, welche der Gutsherr allen religiösen Dingen gegenüber an den Tag

legte, zog diesem öftere Ermahnungen des unerschrockenen Geistlichen zu, welche Graf Gotter einmal dadurch erwiederte, daß er mitten in kalter Winternacht den Prediger aus dem warmen Bette klopfen und auf das Schloß bescheiden ließ: „da er beichten und communiciren wolle.“ Statt aber dem Boten zu folgen, fertigte Stölzel diesen mit den Worten ab: „wie er Seiner gräflichen Gnaden empfohlen sein, aber jetzt lieber nicht kommen wolle, denn er sei ein noch recht junger Priester, der Herr Graf aber ein recht alter Sünder, so daß beide Theile erst einer längeren Vorbereitung zu dem heiligen Werke bedürften.“ Graf Gotter war keineswegs der Mann, über eine solche Antwort böse zu werden; er foppte gern, konnte aber auch vertragen, wenn er abgeführt wurde. Stölzel saß seitdem fest in seines Gutsherrn Gunst, und als einige Zeit später, 1753, die Herzogin Louise Dorothea das Gespräch auf die Besetzung der erledigten Hofpredigerstelle brachte, sagte Gotter, der bei Hofe viel galt: „Ich kenne einen trefflichen Mann, der sich ganz vorzüglich zu dem Amte schicken würde. Es ist mein Pfarrer in Molsdorf; nur hat er leider einen großen Fehler.“ Neugierig fragte die Herzogin: worin denn dieser bestehe? „Er ist — kein Ausländer,“ gab Gotter zur Antwort. (Stölzel war 1725 zu Gotha geboren.) Der treffende Witz that seine Wirkung; der Pfarrsubstitut von Molsdorf wurde Hofdiaconus in Gotha, 1775 Generalsuperintendent. Die Wahl erwies sich als eine sehr glückliche; Stölzel wußte sich bei Hofe bald geltend zu machen, und man schätzte seine Redlichkeit und Gradheit. Auch als Schriftsteller war er nicht immer so unglücklich, wie mit jener Ode auf den Tod der Herzogin; dennoch wurden seine vielfachen Verdienste so schnell und so gründlich vergessen, daß seine kränkliche Tochter später im — Armenhause kümmerlich von einem kleinen Gnadengehalte lebte, welches Herzog Ernst ihr auf meine Vorstellung aussetzte.

Neben Stölzel wirkte im geistlichen Berufe noch ein

anderer Theologe, welcher mir persönlich näher stand — der Oberconsistorialrath Emanuel Christoph Klüpfel, dem ich sehr viel zu danken habe. Er hat mit Rath und That stets väterlich an mir gehandelt und an meiner Ausbildung, namentlich in der Literatur und im Französischen, mit Aufopferung eigener Muße unermüdlich gearbeitet. Geboren 1712 im Württembergischen, war er 1741 vom Vorsteher der deutschen lutherischen Kirche zu Genf als Oberpfarrer berufen worden; in dieser Stellung lernte ihn Baron Thun, der Oberhofmeister des damals die Schweiz bereisenden Erbprinzen Friedrich von Sachsen-Gotha — eben jenes jungverstorbenen Bruders des Herzogs Ernst, bei welchem auch mein Stiefvater angestellt gewesen, — kennen. Als der Erbprinz 1747 nach Paris ging, gewann man für ihn Klüpfel als Instructor und „Reiseprediger"; trefflich wußte der strebsame, geistreiche Theologe den Aufenthalt in Frankreichs Hauptstadt zu nutzen. Bald wurde er mit den ersten Köpfen des Königreichs bekannt; tief durchdrang er den Geist der französischen Sprache und erwarb sich nicht nur die vollkommenste Geläufigkeit des Ausdrucks, sondern auch jene den Franzosen ganz besonders eigene Gewandtheit im Umgange, welche damals bei deutschen Gelehrten noch sehr selten zu finden war. So wurde Klüpfel bei seinen mannichfaltigen, von allen Schlacken der Pedanterie gereinigten Kenntnissen und bei seiner Gabe, auch dunklen Gedanken Klarheit, ja, selbst Gemeinplätzen täuschend ein schimmerndes Kleid zu verleihen, schon in Paris ein beliebter, vorzüglich Damen und hochgestellten Personen angenehmer Gesellschafter; nicht minder wurden nach seiner Ankunft mit dem Erbprinzen solche Vorzüge zu Gotha von den scharfsichtigen Blicken der regierenden Herzogin Louise und deren Freundin, Frau von Buchwald, bemerkt und gewürdigt. Die mit Gnadenbezeugungen stets weise haushaltende Fürstin begünstigte ihn täglich mehr; er stieg von Amt zu Amt, und doch lagen ihm alle Arten von Umtrieben so

fern, daß ihn sogar die niemals oder doch nur selten aufrichtige Freundschaft der Höflinge aufsuchte. Dem Lichte dieses Lebensweges sollte aber auch der Schatten nicht fehlen: aufs tiefste gebeugt wurde Klüpfel durch den kummervollen Verlauf seiner, aus innigster Herzensneigung mit einem vornehmen Fräulein geschlossenen Ehe. Eine Krankheit zerrüttete den Verstand seiner Gattin, und viele Jahre hindurch mußte Klüpfel für sie die schweren Pflichten eines Vormundes erfüllen; er that dies mit unbeschreiblicher Geduld, und der einzige ihn auf seinem Sterbebette quälende Gedanke war der, daß nun seine arme, ihn überlebende Frau fremder Fürsorge überlassen bleibe. — Mit mehreren todten, sowie mit vier lebenden Sprachen völlig vertraut, war sein Eifer für Wissenschaft und Kunst unermüdlich. Immerfort suchte er schüchterne junge Talente zu entdecken, die er nicht nur mit Rath und Fürsprache, sondern auch, nach Befinden, mit Geld oder Büchern unterstützte. Selbst aus der Fremde erhielt er oft Manuscripte und Kunstwerke zugeschickt, damit er sein Urtheil darüber abgebe. Solches äußerte er immer freimüthig; oft unterzog er sich sogar dem lästigen Geschäfte, Sprachfehler zu berichtigen, oder an mangelhaften Arbeiten zu feilen, sobald er nur Begabung und Fleiß bemerkte. Seine Verdienste um Gothas literarischen Ruf sind sehr groß, ebenso wirkte er nutzbringend durch Beförderung vieler gemeinnützigen Anstalten in Stadt und Land, die namentlich unter den niederen Ständen wahre Aufklärung wirksam verbreiten halfen. Überdies verdankt mein Vaterland diesem ausgezeichneten Manne die Entstehung zweier periodischen Schriften, welche einen weitverbreiteten Ruhm erlangt haben: die erste ist jene kleine Encyklopädie nützlicher und angenehmer Kenntnisse, die unter dem Titel: „Gothaischer Hof-Kalender“ oder „Almanac de Gotha“ bekannt ist, und welcher seitdem ein ganzer Schwarm von Almanachen aller Art nachgebildet wurde. Der Absatz des Klüpfelschen Almanachs war

in den ersten Jahren, als er noch keine Nebenbuhler hatte, mehrere tausend Exemplare stark, also sehr groß; seitdem ist diese Zahl freilich zusammengeschmolzen. In Polen und Frankreich jedoch ist der Almanac de Gotha noch bis auf diesen Tag der bekannteste und gesuchteste seines Gleichen; von ihm allein nahm daher das französische Gouvernement im Jahre 1807 Notiz wegen der zu treffenden Veränderungen. Angeregt wurde dieser Almanach durch den Oberhofmeister der Herzogin Louise Dorothea, Geheimerath von Rotberg, einem geborenen Elsäßer; dieser hatte 1763 in französischer Sprache einige Bogen in Sedezformat als Kalender drucken lassen und verschenkt; Klüpfels Bearbeitung aber gewährleistete diesem flüchtigen Versuche seit 1764 mit jedem Jahre eine fortschreitende Vervollkommnung. Der sogleich sehr entschieden sich kundgebende Beifall des In- und Auslandes feuerte Klüpfel an; das Büchlein wurde sein Schooßkind und er schrieb es bis zu seinem Tode mit wirklich liebevoller Hingebung. Nach seinem Ableben wurde der Archivar Ludwig Christian Lichtenberg zu Gotha einige Jahre lang der Herausgeber; nach ihm besorgte ich selbst diesen Kalender elf Jahre lang. Als aber der Verleger sich bereden ließ, hinter meinem Rücken die Bearbeitung einer Gesellschaft Mehrerer zu übertragen (die sich freilich bald entzweiten), trat ich zurück und nahm nie wieder Antheil daran. Von 1802—1816 redigirte ihn der jetzige Geheimerath C. E. A. von Hoff, bekannt als tüchtiger Mineraloge; in einem der letzten Jahrgänge, welchen er besorgte, hat er eine gutgeschriebene Geschichte des Kalenders gegeben. Mir selbst fiel bald nach dem (am 24. Februar 1799 erfolgten) Tode des Göttinger Professors Lichtenberg die Redaction des von Dieterich verlegten Göttingenschen Almanachs zu, dem ich zuerst seine neuere Gestalt gegeben habe. Auch an Hirschfelds „Gartenkalender,“ der in den Achtziger Jahren anfangs in Hamburg, dann in Braunschweig erschien, hatte ich Antheil.

Aber noch eine zweite periodische Schrift, die Gotha wissenschaftliche Bedeutung geliehen hat, schuldet Klüpfel ihren Ursprung, nämlich die „Gothaische Gelehrte Zeitung." Sie begann mit dem Februar 1774 und schloß mit dem Tode des Verlegers Ettinger, 1804. Der leichtfertige Ton der damaligen gelehrten Blätter mißfiel Klüpfel und brachte ihn auf den Gedanken: eine gelehrte Zeitung zu gründen, die sich jedes eigenen Urtheils enthalten, aber so zweckmäßige Auszüge der angezeigten Schriften liefern sollte, daß die Leser über den Werth oder Unwerth der letzteren selbst urtheilen könnten. Der Plan fand anfangs vielen Widerspruch; es gab Leute, die allen Ernstes behaupteten: es sei nicht möglich, eine gelehrte Zeitung an einem Orte zu schreiben, wo sich keine Universität befinde; solche und eine gelehrte Zeitung dünkte ihnen gleichbedeutend. Auf mein dringendes Zureden entschloß sich Ettinger zum Verlage, und der Gothaische Lichtenberg, der Pagenhofmeister Johann Wilhelm Dumpf, ehemals Herausgeber der „Hamburgischen Neuen Zeitung," der Hofrath Schack Hermann Ewald und ich — von denen, mich ausgenommen, jetzt keiner mehr lebt! — wir legten unter Klüpfels Aegide Hand an's Werk. Wenigstens ein Drittel der ersten vier Jahrgänge ist von mir verfaßt; ich darf bekennen, daß ich meine Arbeit sehr strenge nahm. So erinnere ich mich, aus den zwölf Bänden der Loisirs d'Éon einen Auszug von dreizehn Bogen meiner engen Handschrift, aus diesem aber erst die Recension verfaßt zu haben; Hofrath Meusel, der um jene Zeit durch Gotha kam und von dem Auszuge erfuhr, bat ihn sich für eine seiner historischen Zeitschriften aus, wo er auch erschienen ist. Ebenso trat der geistreiche Verfasser des „Mémorial d'un Mondain," Graf Max Joseph von Lamberg, in Folge meiner Anzeige seines Werkes mit mir in Verbindung. Dies Mémorial d'un Mondain (mit dem fingirten Druckorte Cap Corse, 1774) enthält einen Schatz von Anekdoten, scheint aber unseren neueren

Zeitungsschreibern ganz unbekannt geblieben zu sein, da es sonst wohl schon mehr geplündert wäre. Eine Erzählung besonders[1] hat von jeher tiefen Eindruck auf mich gemacht: der Graf fand auf Corsica an einem einzeln stehenden Felsblocke folgende Inschrift in italienischer Sprache: „Wanderer aus Norden, wer du auch sei'st! Verkündige dem Wilhelm von Löwenstern zu Stralsund, Du habest das Grab seiner Gattin gesehen, die Sklavin zu Tunis war und, freigelassen, hier im Juli 1698 starb. Der Sohn ist noch Sklave; der Vater komme und zerbreche seine Ketten. An diesem Strande wird er die Ueberbleibsel seiner Euphrasia finden, wenn er den Stein aufhebt, der ihre Asche deckt. Wanderer, erzeige mir den Dienst, um den ich Dich bitte, oder Du bist kein Mensch!" Diese Aufschrift erschütterte den Grafen Lamberg, seiner Versicherung zufolge, so mächtig, daß, wäre nicht seit 1698 schon fast ein ganzes Jahrhundert verflossen gewesen, er ohne Verzug nach Stralsund oder Tunis geeilt sein würde, um den Gatten aufzusuchen oder den Sohn zu befreien. Antonio Servi, ein Corse, ließ nachgraben und fand in einer bleiernen Kapsel ein thönernes Gefäß, worin auf halbverwesetem Papier diese Worte des Gatten in lateinischer Sprache standen: „Wer einst hier nachgraben wird, der wisse: G. von Wachtendonk hat mich von dem Tode meiner Euphrasia benachrichtigt; den in Afrika gestorbenen Sohn habe ich abgeholt und neben seiner Mutter bestattet; Beider sterbliche Reste ruhen zu Stralsund, wo, mit ihnen vereinigt, auch ich einst

[1] Vergl. „Curiositäten" VI, 6, 481 fg. Dem Herausgeber liegt vom „Mémorial d'un Mondain" eine „Nouvelle édition, revue, corrigée et augmentée" [A Londres MDCCLXXVI] vor, worin die Erzählung S. 7 fg. steht. Als Schauplatz wird „Zigliaria", ein Hoffmanns „geographischer Encyklopädie" unbekannter Ort, namhaft gemacht. Gemeint ist vielleicht das Inselchen Giraglia an der Nordspitze von Corsica.

ruhen werde. Vertilge Gruft wie Schrift, und mit ihnen zugleich die Erinnerung an dies Alles. Lebe wohl! Am 15. October 1733."

Durch Beiträge wie diese fand die Gothaische Gelehrte Zeitung Beifall und erwarb sich bald einen Namen; so lange Klüpfel lebte, wurde auch der ursprüngliche Plan ziemlich eingehalten. Mit seinem Tode verfiel allmählich das Blatt, auf welches später, ebenso wie auf den Kalender, eine literarisch-patriotische Gesellschaft wirkte, die sich „die gemeinnützige" nannte und zu deren Angelegenheiten auch das „Gothaische Magazin der Künste und Wissenschaften" (1776 — 79, bei Ettinger) und das „Gemeinnützige Wochenblatt" (Juni 1779 — Juni 1781, ebenfalls bei Ettinger) gehörten. Für beide Unternehmungen bin ich literarisch thätig gewesen, und zwar als Mitglied jener Gesellschaft, die übrigens nicht von langer Dauer war. Nichtsdestoweniger stiftete sie manches Gute, worunter ich auch ihre ausgesprochene Absicht rechne: hoffnungsvolle Studirende aufzumuntern, wie dies z. B. mit dem Breslauer Manso und dem Münchener Schlichtegroll geschehen ist. Aber keine dieser späteren Zeitungsunternehmungen wuchs meinem Freunde und Schwager Ettinger wieder so an's Herz, wie die „Gelehrte Zeitung," und immer blieb das Sammeln der kurzen Nachrichten für dieselbe eines seiner Lieblingsgeschäfte. An den letzten zehn Jahrgängen habe ich keinen, oder doch nur sehr geringen Antheil; ich begnügte mich, ihren Ruf mitbegründet zu haben und überließ die Fortführung gern den zahlreichen jüngeren Kräften, die zwar theilweise bei der Entstehung des Blattes noch nicht geboren waren, dafür aber um so zuversichtlicher auftraten — ganz im Tone des Zeitgeistes, — bis Ettingers Erben, als sie fanden, daß der Absatz der „Gelehrten Zeitung" kaum die Kosten decke, dieselbe aufgaben. Das ist kurz die Geschichte jener beiden merkwürdigen, Jahrelang höchst einflußreichen Unternehmungen, welche die gebildete Welt dem

wackeren Klüpfel verdankte. Er starb am 21. November 1776 nach einer schmerzlosen Unpäßlichkeit, welche binnen wenig Wochen seine Kräfte aufgezehrt hatte, aber seinen edlen Geist nicht zerstören konnte. Mir bleibt sein Andenken immerdar unvergeßlich, denn von meiner frühesten Jugend an war er stets gütig gegen mich und förderte mich, wo er nur konnte, lange schon, bevor akademische Studien mich gereift hatten.

Die Zeit, wo ich eine Universität beziehen sollte, war inzwischen herangerückt, und längst war ich ohne Informator; ein Umstand, der durch ein besonderes Ungefähr von ungünstigen Folgen für mich werden sollte. Mein Stiefvater hatte sich allerdings vorgenommen, selbst über mich die Aufsicht zu führen; ein unvorhergesehenes Ereigniß nahm jedoch eben damals meine beiden Eltern für kurze Zeit von meiner Seite. Dem regierenden Herzoge Friedrich III. von Gotha wurde nämlich die hohe Ehre zu Theil, gemeinschaftlich mit dem Bischofe von Speyer zum Austrägalrichter bei einer zwischen Mainz und Darmstadt obwaltenden Grenzstreitigkeit erwählt zu werden. Zu einem der Gothaischen Commissäre wurde, als ein bekannter, geschickter Publicist, mein Stiefvater ernannt, und dieser ebenso ehrenvolle wie einträgliche, mit bedeutenden Diäten verknüpfte Dienst rief ihn zweimal nach Frankfurt am Main, denn diese blühende Reichsstadt war zur Abhaltung der Austrägalsessionen von den beiden Richterhöfen bestimmt worden. Das zweitemal, wo mein Stiefvater länger als ein halbes Jahr ausbleiben zu müssen voraussehen konnte, begleitete ihn meine Mutter, die noch in ihrem höchsten Alter von nichts lieber sprach, als von jener Reise, der längsten, die sie je unternommen hatte; und wie rühmte sie den angenehmen Aufenthalt in der freundlichen und großen Reichsstadt, deren erste Familien in zuvorkommendster Gastfreiheit sich bestrebten, den Fremdlingen im „goldnen Löwen“ — damals Frankfurts vornehmstem Gasthofe — alle nur möglichen Höflichkeiten zu erweisen! —

Mir wurde während der Abwesenheit meiner Eltern, halb zur Aufsicht, halb zur Gesellschaft, ein Schüler aus der Selecta als Stubengenosse zugesellt, und zwar der später durch seine Lehrerseminar- und Landesschul-Einrichtungen hochverdiente, am 22. März 1801 verstorbene Pädagog Joh. Ernst Christian Haun. Schwerlich hätte man in dem lockeren Gymnasiasten den später so tüchtigen, ernsten und würdigen Geschäftsmann vorausgesehen, denn Haun war zu der Zeit, als er mich beaufsichtigen sollte, in bedenklicher Weise vertraut mit allen Leichtfertigkeiten, die damals unter einem Theile der Schüler im Schwange gingen. Am liebsten unterhielt er mich von seinen Fechterstreichen und von seinen keineswegs immer ganz sauberen Abenteuern mit Wäschermädchen und umherziehenden Krämerinnen; getrieben wurde von uns nichts, als Kindereien und tolle Streiche. So war es unstreitig für mich ein Glück, daß Haun bald die Universität Jena bezog; an seine Stelle trat einer seiner guten Freunde, gleichfalls noch Schüler, aber nicht entfernt so begabt wie Haun, dessen Geist wenigstens für seine lockeren Sitten in gewisser Weise — wenn man so sagen darf — eine Art von Entschädigung bot. Das heilsamste für mich war jedenfalls, daß meine Eltern bald darauf aus Frankfurt zurückkamen; mir aber diente der ganze Vorgang zeitlebens zur Lehre, wie wichtig in der Jugend, ehe noch der Charakter sich gebildet und der ganze innere Mensch eine gewisse Festigkeit gewonnen hat, die Wahl eines Freundes und Gesellschafters bleibt.

3.

Im Jahre 1767 bezog ich die Universität. Ich studirte von 1767 bis Herbst 1771; anfangs in Göttingen, dann in Leipzig, während der beiden letzten Jahre aber in Jena. Unzweifelhaft kann man auf Universitäten viel lernen, wenn man eisernen Fleiß und einen reichen Schatz von Elementarkenntnissen mitbringt; ebenso unzweifelhaft aber waren die Beispiele dieser Art zu meiner Zeit nicht häufig. Den meisten Studirenden erging es wie mir: daß sie nämlich, dem elterlichen und häuslichen Zwange entronnen, nicht wußten, wie sie im Rausche der Jugend ihre neuerrungene Freiheit, und im auflodernden Feuer der ersten Lebenskraft die plötzliche Ungebundenheit recht genießen sollten. Besuchten sie die Vorlesungen der Professoren, so geschah dies mehr aus Nachahmung und weil es einmal so Gebrauch war, als aus innerem Triebe zu dem Ernste der Wissenschaften. Im Allgemeinen schickte man die jungen Leute lediglich deßhalb auf die Universität (und ließ sie dort mehr Geld verzehren, als sie zu Hause bei den kärglichen Besoldungen der meisten Beamten kaum in Jahren verdienen konnten!), weil es so herkömmlich, richtiger: ein verjährter Schlendrian war. Die Väter und Urväter hatten Universitäten besucht — das schien Grund genug, auch die Söhne hinzuschicken. Aber ich könnte eine ganze Reihe tüchtiger Geschäftsmänner nennen, die, wenn sie aufrichtig sein wollen, eingestehen müssen: daß sie ihre wissenschaftliche Ausbildung

nur dem heimathlichen Fleiße, nur der Zeit nach der Universität, nämlich den ernsten Anstrengungen in reiferen Jahren, verdanken, zu denen das Bedürfniß des Broterwerbes oder der Ehrgeiz, im Staate zu glänzen und sich emporzuschwingen, sie nachhaltig und erfolgreich anspornte. Gegenwärtig hat sich jedoch im Universitätsleben offenbar eine bemerkenswerthe Umwandlung vollzogen; an Stelle der ehemaligen tollen Studentenstreiche sind politische Tendenzen getreten, und die studirende Jugend huldigt dem Zeitgeiste. Wo das hinaus will, läßt sich zur Zeit noch nicht absehen; nur verhüte der Himmel, daß man sich nicht, aus Habgier nach den reichen Dotationen der meisten jener ehrwürdigen Institute, an leicht zu bessernde Gebrechen hänge, um aus diesen einen Vorwand zur völligen Aufhebung jener Tempel deutscher Wissenschaft und deutscher Bildung herzuleiten. Der Schaden wäre gradezu unabsehbar.

Göttingen stand im Jahre 1767, wo ich am 20. October als akademisches Mitglied dort einzog und am Tage darauf immatrikulirt wurde, in der Fülle seiner Kraft. Die Pütter, Böhmer, Meister, Achenwall, Heyne, Gatterer u. s. w. waren rüstige Männer und zum Theil persönliche Bekannte meines Stiefvaters, der mich in Person begleitete, um meine erste Einrichtung zu treffen und mich seinen Bekannten zu empfehlen. Zu den letzteren gehörte auch der Buchhändler Johann Christian Dieterich, der erst kürzlich meine Vaterstadt mit Göttingen vertauscht und dort ein ausgebreitetes Geschäft mit Glück ins Leben gerufen hatte. Gleich in den ersten Wochen meines Göttinger Aufenthaltes leistete er mir wesentliche Dienste, indem er mich gegen Wucherer in Schutz nahm, in deren Schlingen zu gerathen ich Gefahr lief. Hiervon schrieb sich noch viele Jahre später die dankbare Stimmung gegen ihn her, welche mich bewog, ihm den Verlag meines Revolutionsalmanachs unter sehr vortheilhaften Bedingungen zu übertragen.

Traurig hatte ich Gotha verlassen; in Heiligenstadt, wo wir Mittag hielten, benahm der Gedanke: fern von bekannten Gesichtern und dem Gewohnheitsdasein fortan unter lauter Fremden und nach neuen, gewiß sehr schwierig zu befolgenden Gesetzen leben und handeln zu müssen, mir alle Eßlust. Überhaupt klebte mir damals eine gewaltige Blödigkeit und Scheu vor unbekannten Menschen an, die mir noch lange nachher oft ein linkisches Ansehen gab. Erst in den Mannesjahren und nur mit Mühe wurde ich dieser Blödigkeit Herr.

Mein Vater verweilte in Göttingen nicht lange, sondern übergab mich als Stubenburschen einem alten Studenten Namens Biel aus Coburg, der zwar die Collegia mit mir repetirte, sich aber übrigens nicht um mich kümmerte. Auch verließ er Göttingen schon nach einem Vierteljahre und kehrte nach Hause zurück, da er ausstudirt hatte. In Coburg stieg er zu einem ansehnlichen Posten; nach vielen Jahren hatte ich Gelegenheit, ihn in meiner Vaterstadt bei einer officiellen Sendung mit herzlicher Theilnahme wieder zu begrüßen.

Da viele Landsleute von mir, unter denen sich selbst einer der vertrautesten Gespielen meiner Kindheit befand, und deren ich größtentheils später noch gedenken werde, mit mir zu Göttingen studirten, so konnte es durch sie und durch manche an der Rühlenderschen Wirthstafel (wo ich zu Mittag aß) geschlossene Bekanntschaft nicht fehlen, daß ich sehr bald einen ausgebreiteten Umgang bekam. Zu diesem zählte auch der als Fußgänger berühmte Baron von Grothaus, der das Präsidium an unserer Wirthstafel führte und unter anderem das Gesetz gegeben hatte, daß, wer einen der Tischgenossen mit Brot oder der Serviette würfe, eine gewisse Anzahl Wein — Bordeaux oder Champagner, je nach Beschaffenheit des Wurfes — der Gesellschaft zum Besten geben mußte. Hierbei befand sich Niemand besser, als Rühlenders Keller, desto schlimmer jedoch unsere Beutel und Köpfe, denn kein Tag verging, wo nicht pro poena gezecht wurde. Da mir im

elterlichen Hause nur an Sonn- und Festtagen ein Gläschen Wein zu trinken gestattet worden war, so überließ ich mich willig der neuen Trinkfreiheit; daß aber ein reichlicher Genuß der geschwefelten Schlehen-Weine des Wirths nicht zur Hebung der Gesundheit eines noch nicht siebenzehnjährigen Jünglings beitrug, kann man denken. Zum Glück merkte ich die üblen Folgen bald genug und konnte mich noch rechtzeitig zügeln.

Der Tafelpräsident, Baron Grothaus, bewies sich mir sehr freundlich und lud mich sogar ein, dem Vorlesen seiner Abhandlung über die römische Bewaffnung und Abrichtung des deutschen leichten Fußvolks in einem Kreise seiner Freunde mit beizuwohnen. Dies war die Probevorlesung; die öffentliche geschah in einer der gelehrten Gesellschaften. Die Abhandlung ist 1799 unter dem Titel: „Discours sur l'art militaire“ lateinisch und französisch gedruckt worden. Daß sie völlig unbeachtet blieb, ja, daß der Hochmuth des steifen soldatischen Schlendrians mit Hohn auf die Arbeit hinabsah, läßt sich denken; erst in den Tagen Napoleons führte dessen militärisches Genie einen Theil der Ideen des Barons Grothaus durch die Schöpfung der Voltigeurs mit größtem Glücke aus.

Der arme Grothaus hat übrigens ein tragisches Schicksal gehabt. Er wurde der eifrige Fußgänger, als den ich ihn bezeichnete, weil er sich vor dem in seiner Familie erblichen Wahnsinn retten wollte; in diesen aber verfiel er trotzdem, da er zu Altona im Irrenhause (solche zu besuchen, war seine Lieblingsneigung) seinen Vater fand, von dem man ihm vorgespiegelt hatte, daß er todt sei. Aus Schrecken über den ganz unerwarteten Anblick des seines Verstandes beraubten Greises wurde auch Grothaus verrückt, ein grauenvolles Verhängniß erfüllend.

Zu Göttingen, an Rühlenders Wirthstafel, machte ich auch die persönliche Bekanntschaft des berüchtigten Freiherrn Hieronymus Carl Friedrich von Münchhausen, dem seine

Gewandtheit im Lügen eine Weltberühmtheit erworben und — in Bürgers, nach einem englischen Originale angefertigten Bearbeitung — dem Buchhändler Dieterich 1786 zu einem einträglichen Verlagsartikel verholfen hat. Er speiste oft mit uns als Fremder, wenn seine Angelegenheiten ihn nach Göttingen führten, und einst hörte ich ihn über Tisch ein Märchen erzählen, das, so viel ich weiß, noch nicht gedruckt ist. Er habe, versicherte Münchhausen, auf der Jagd eine Wolke Rebhühner in einer Ackerfurche einzeln hinter einander herlaufend angetroffen, unverzüglich seinen eisernen Ladestock in den Flintenlauf gesteckt und so haargenau geschossen, daß ihrer sieben wie an einem Bratspieße angepflöckt worden wären. Das sei ihm so drollig vorgekommen, daß er die Rebhühner nicht abgenommen, sondern sie rupfen und an dem nämlichen Ladestocke habe braten lassen. Unglücklicherweise richtete aber Herr von Münchhausen dieses sinnreiche Histörchen an einen fremden militärischen Reisenden, der zufällig sein Tischnachbar war. Da dieser den großen Aufschneider nicht kannte, so glaubte er, derselbe wolle ihn hänseln, und weil auf der anderen Seite Herr von Münchhausen durch das öftere Erzählen an seine eigenen Märchen wie an ein Evangelium glaubte, so entspann sich ein Wortwechsel; der Streit ward ernstlich und würde ohne Zweifel mit Kugelwechseln geendet haben, wenn nicht Baron Grothaus den Fremden verstohlen mit der Schwachheit seines Widerbellers vertraut gemacht hätte. — Seit jener Zeit habe ich oft über die eigenthümliche Erscheinung im Seelenleben nachgedacht: wie eine vieljährige Wiederholung selbst den abgeschmacktesten Erfindungen in der Ueberzeugung des Lügners zuletzt das ganze Gewicht und die glaubwürdige Gewißheit von Wahrheiten zu leihen vermag. Ein auffallendes Beispiel hiervon lebte lange mit mir zu Gotha in der Person des bereits flüchtig erwähnten Ludwig Christian Lichtenberg. Dieser erprobte Staatsdiener, Bruder des berühmten

Professors der Georgia Augusta, ehrwürdig durch seinen Charakter wie durch seine Kenntnisse, war als Geschäftsmann und Gelehrter mit Recht hochgeschätzt. Allein man konnte bei ihm die Seite seines zu Ober-Râmstetten in Hessen-Darmstadt vergangenen Jugendlebens nicht berühren, ohne über die Fabeln zu erstaunen, welche alsdann — trotz Münchhausen! — seinem Munde mit der vollsten Ueberzeugung ihrer Wahrhaftigkeit entströmten. So habe ich ihn mehrere Male erzählen hören, daß in dem milden Klima jenes seines Heimathdorfes der Spargel eine solche Dicke erhalte, daß man die Stengel auf die Drechselbank spanne, hohl drehe und dann mit jüngeren Spargelspitzen fülle. Ein andermal betheuerte er, daß einst zu Ober-Ramstetten ein heftiger Sturmwind eine Linde, welche drei Männer nicht hätten umklaftern können, aus der Erde gedreht, über das Dorf hinweggeführt und auf der entgegengesetzten Seite so fest in den Boden gerammt habe, daß sie noch immerfort daselbst grüne und gedeihe. Da er wirklich ein sehr scharfes Auge besaß und auf sechszehn bis zwanzig Schritte Entfernung jede beliebige Seite der engen Schrift des Gothaischen Hofkalenders lesen konnte, so versicherte er einst bei einem Spaziergange ganz ernstlich: er erblicke den (elf Meilen von Gotha entfernten!) Herkules auf dem damaligen Winterkasten (jetzt „Wilhelmshöhe") bei Kassel, und ich bin überzeugt, er sah ihn in jenem Augenblicke zwar nicht wirklich, aber ganz gewiß vermöge seiner lebhaften Einbildungskraft.

Doch ich kehre nach Göttingen zurück. Der Wahrheit gemäß darf ich berichten, daß ich dort nicht unfleißig gewesen bin; im Gegentheil besuchte ich einige Collegia, wie die bei Gatterer und Hollmann, mit der größten Lust. Weniger lockten mich die Elementar-Vorlesungen der Jurisprudenz, der ich mich bestimmt hatte, oder vielmehr, der ich bestimmt worden war. Den Gesellschaften bei Pütter und Böhmer, zu welchen mein Vater mir den Zutritt ausgewirkt hatte

(der als besondere Ehre galt), entsagte ich bald freiwillig, denn da ich keinerlei Art von Spiel kannte und aus Blödigkeit immer wie eine Winkelspinne in den Ecken hauste, so verursachten diese Vereinigungen mir lediglich Langeweile. Desto häufiger war ich in dem mitten zwischen schönen Waldungen romantisch belegenen Vorwerke Kerstlingeröder Feld, in der Rasemühle, und, aus Liebhaberei zu alten Ritterromanen, auf der Pleßeburg oder den Gleichen anzutreffen. Zu Pfingsten versäumte ich nicht, mit einigen Kumpanen den gewöhnlichen Studentenritt nach Kassel und dem Winterkasten zu unternehmen; im Sommer verirrte ich mich sogar mit ein paar Freunden aus Hannover und Bernburg nach Pyrmont. Hier verweilte ich vierzehn Tage und würde — da ich in der großen Allee, an der table d'hôte, im Schauspiel, auf den Bällen unter schönen und gebildeten Damen nie geahnte Vergnügungen der feineren Art genießen lernte, — noch länger geblieben sein, allein ein Zufall gebot es anders. Zum ersten Male nach einem vierzehntägigen Aufenthalte trieb mich in einer Gewitternacht Neugier und Müßiggang an die Pharobank. Anfangs war ich nur Zuschauer, bald aber wagte ich selbst eine Karte und — gewann nach und nach neun und neunzig Louisd'or. Meine klügeren Reisegefährten riethen mir, aufzuhören und mich mit ihnen nach Hause zu verfügen; allein ich erwiederte: nur so lange wolle ich noch verweilen, bis ich — eine Kleinigkeit! — ein rundes Hundert beisammen hätte. Doch dieser hundertste entführte mir nicht allein die neun und neunzig gewonnenen aus der Tasche, sondern meine gesammte Baarschaft obendrein. Mit leerem Beutel schwankte ich nach Mitternacht traurig zu meinen Begleitern, die, weit entfernt mich zu beklagen, mir wegen meiner Halsstarrigkeit noch Vorwürfe machten, und mir nur nach langem, flehentlichem Bitten einige Thaler borgten, womit ich noch denselben Tag ganz allein nach Göttingen zurückkehrte. Als später durch Yoricks Vorgang

die empfindsamen Reisen in Deutschland ein beliebter Modeartikel geworden waren, beschrieb ich diese Fahrt unter dem Titel: „Geschichte meiner Reise nach Pyrmont;“ auf schwarzgrauem Papier gedruckt, erschien sie 1773 in Ettingers Verlage und fand trotz ihrer äußeren und inneren Elendigkeit Abnehmer. Manches in der Erzählung ist erdichtet; vieles nur zu wahr, so z. B. die Schilderung der Hinreise. Wir haben es wirklich erlebt, daß — als wir nach einem schrecklichen Gewitter, welches uns in einem Walde um Mitternacht überfiel, unter Lebensgefahr ein einzelnes Wirthshaus erreichten, — der Wirth trotz des rasenden Unwetters sich weigerte, uns sein Haus zu öffnen, wenn wir nicht mehr als unserer zwei wären, „denn dann lohne es sich nicht der Mühe“!

Bei meiner Rückkehr von Pyrmont fand ich in Göttingen den Befehl meines Vaters, mit Michael meinen einjährigen Aufenthalt in Göttingen zu endigen und nach Hause zurückzukehren; die nicht ganz kleine Summe meiner Ausgaben, sowie Briefe von Bekannten hatten ihn zu genau von meiner Lebensweise unterrichtet, als daß er nicht meine schnelle Entfernung hätte für rathsam halten sollen. Und so verließ ich Göttingen, wo ich allerdings viel Geld gebraucht hatte, denn verhältnißmäßig lebte man dort nicht ganz billig. Eine hübsche, jedoch keineswegs allzugroße Stube und Kammer mit allen dazu gehörigen Möbeln bezahlte man im Durchschnitt mit 22 bis 25 Thalern jährlich; ein Holzgelaß wurde auf Verlangen mit geliefert. Die Studenten kauften im Spätherbst gewöhnlich einen Vorrath von Holz, welches, je früher man es erwarb, desto wohlfeiler war, meist aber die Klafter nicht viel unter einem Louisd'or kostete. Zwei Klafter reichten für den ganzen Winter aus. Alsdann blieben noch die Ausgaben für den Mittags- und Abendtisch, die Wäscherin, die Hausmagd, den Peruquier u. s. w., so daß am Ende doch ein erkleckliches Sümmchen zusammenkam.

Als ich in Gotha wieder eingetroffen war, wurde sogleich über mein nächstes Schicksal berathen. Mein Stiefvater hatte in Leipzig studirt und für diese Universität eine große Vorliebe bewahrt; so wünschte er denn, daß auch ich dieselbe beziehen möge. In Betracht kam ferner der Umstand, daß ein gewisser Anwalt W.[1] noch daselbst lebte; ein alter Freund meines Vaters, der sich bereit gezeigt hatte, eine Art von Aufsicht über mich und meine Kasse zu führen. Die Entscheidung fiel daher für Leipzig, wohin wir im Oktober 1768[2] aufbrachen; wiederum begleitete mich mein Stiefvater, und zwar diesmal in Gesellschaft meiner Mutter. Die umsichtigsten Vorkehrungen wurden getroffen, mich in gutem Gleise zu erhalten, aber was noch vor Jahresfrist zweckmäßig gewesen wäre, kam jetzt, wo ich mich schon als einjähriger Student, — und zwar als Göttingenscher Student, die alle wie höhere Wesen auf einen Leipziger herabsahen — fühlen gelernt hatte, viel zu spät. Die getroffenen Maßregeln beleidigten meinen jugendlichen Dünkel; ich hielt es für erlaubt, die Grenzen meiner Freiheit, welche man enger gezogen hatte, eigenmächtig wieder auszudehnen. Auf keiner Universität habe ich daher so wenig gelernt, so unpünktlich die Vorlesungen besucht, kurz, einen so regellosen Wandel geführt, wie in Leipzig. Ohnehin bot die Stadt durch ihre Straßen, Umgebungen, Wohlhabenheit und regen Verkehr einem lebhaften jungen Menschen bei weitem mehr Zerstreuungen dar, als das ödere Göttingen; nicht mit Unrecht

[1] Der zu Rathe gezogene „Leipziger Adreß-, Post- und Reisekalender auf das Jahr Christi MDCCLXIX“ läßt mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß hier „Hr. D. Adolph Christian Wendler, des Oberhofgerichts und Consistorii zu Leipzig Advocat, in der Petersstraße, in Jägers Hause“ (a. a. O. S. 95 u. sonst) gemeint sei. Mit Sicherheit ließ sich die Persönlichkeit des „Anwalt W.“ so wenig feststellen, wie diejenige der anderen Einwohner Leipzigs, von denen Reichard spricht, ohne sie mit vollem Namen zu nennen.

[2] Reichard wurde am 13. October 1768 zu Leipzig immatrikulirt.

nannte Goethe Leipzig, wo er kurz vor mir studirt hatte, ein „kleines Paris“.

Anwalt W. hatte mir in einem Aufwärter eine Art von Spion zugelegt; nur zu bald brachte ich jedoch diesen Menschen durch die Entdeckung, daß er meine Stiefeln und Wäsche heimlich trug, ganz in meine Gewalt. Da mein knapp bemessenes Wochengeld zu meinen vielerlei Bedürfnissen nicht hinreichte, aber jede Nebenausgabe genau angegeben werden mußte, so sann ich Tag und Nacht auf Gegenstände, für die ich hohe Ansätze machen konnte; als ich daher fand, daß roher Rhabarber ziemlich theuer sei, war ich überglücklich, und fortan verging keine Woche, wo ich nicht mindestens ein Pfund davon in Anrechnung brachte, zum großen Schrecken meiner Mutter, welche glaubte, ich sei von schwerer Krankheit befallen. Nun ward die Sache untersucht und mein Schelmenstreich entdeckt; darauf kamen andere Dinge — z. B. neue oder frisch besohlte Stiefeln und Schuhe — an die Zettel-Ordnung. Anfangs hatte ich meinen Tisch bei meinem Wirthe, einem Kaufmanne im Homannshof. Doch dauerte dies nicht lange; ich vermißte meine Göttinger Wirthstafel und suchte eine ähnliche, welche auch bald gefunden war. Nun speiste ich mit einem großen Theile der Offiziere des zu Leipzig in den Vorstädten garnisonirenden Regiments der verwittweten Kurfürstin zu Sachsen; Christian Adolph Sahrer von Sahr, später Commandant des Königssteins und berühmt durch seine Tapferkeit, befand sich darunter; er war damals noch ein junger Souslieutenant. Außerdem gehörten mehrere Studenten, besonders reiche junge Edelleute aus Sachsen, zu diesem Kreise, wo es immer lustig, zuweilen wüst herging. Die Offiziere führten mich gelegentlich in leichtfertige Gesellschaft; gab es doch leider damals in und um Leipzig genug der zweideutigen Häuser! Das am meisten besuchte derselben lag in den Kohlgärten und gehörte einer in ganz Sachsen übel berüchtigten Madame K—s, welche ihr Treiben

jedoch so gewandt mit einem Firniß vornehmer Formen zu übertünchen wußte, daß man die Besuche bei ihr allgemein durch den Ausdruck: „an den Hof gehen“ bezeichnen konnte. Man traf dort wenige, aber ausgesuchte Schönheiten, und diese sämmtlich von nicht gewöhnlicher Bildung. Die berühmteste derselben, hochgefeiert von Grafen und Herren, hieß nur: „die schöne Christel;“ und so naiv kam ich in diese Gesellschaft, daß ich für „Christel“ rein und treu erglühte, ja, ihr Gedichte widmete und zärtliche Briefe schrieb. Diese Romantik meines Gemüthes war aber meine Rettung, denn als die Reime kein Ende nehmen wollten, gab mir Madame K—s, die von allem ihren Gewinn zog, in deren Contobuche Verse aber keinen Cours hatten, einen sehr deutlichen Wink, daß ich lästig sei. Das genügte, mich für immer von ihrem Hause fern zu halten — eine Entsagung, die mir dadurch erleichtert wurde, daß kurz darauf ein junger Graf die „schöne Christel“ förmlich entführte und mit ihr auf Reisen ging; sie starb noch jung in Paris.

Lustritte und Lustfahrten in die Umgebungen Leipzigs blieben Hauptvergnügen; ich konnte als einer der besten Kunden der Fiacres am Petersthore gelten. Je länger, desto mehr gaben meine ernsthafteren Bekannten es auf, mich zu den Wissenschaften zurückzuführen; unglücklicher Weise verließen auch diejenigen, auf deren Mahnruf ich am meisten gehört haben würde, die Universität. Zu diesen von mir ganz besonders geschätzten jungen Männern gehörte der edle Braunschweiger Friedrich Christian Ludwig Henneberg, der mir, so lange er in Leipzig blieb, wahrhaft ein treuer Schutzgeist wurde. Er war ein Kopf von so ausgezeichneter Begabung, wie sie mir in meinem langen Leben kaum jemals wieder vorgekommen ist; schon hatte er in Leipzig gründliche Kenntnisse gesammelt, und nun ging er nach Jena, um dort seine Studien abzuschließen. Er hat sich in der Folge um sien engeres Vaterland die unschätzbarsten Verdienste erworben,

indem er als Staatsmann und als Vertrauter des 1806 bei Auerstädt tödtlich verwundeten Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand, dessen rechte Hand Henneberg war, dem Lande Braunschweig wesentliche Dienste leistete. Die besten Anstalten und Einrichtungen jenes als Feldherrn so bedauernswerthen, als Fürsten so hochsinnigen Herzogs entstanden auf Hennebergs Anregung. Die öffentliche Stimmung wußte dies sehr wohl zu würdigen, und als Braunschweig zu Westfalen geschlagen, Henneberg aber zum Präfecten des Okerdepartements ernannt wurde, rühmte der Beifall und die Freude der Bevölkerung solche Auszeichnung hoch. Allgemein geliebt, starb Henneberg, 64 Jahre alt [sein Geburtstag ist der 11. August 1748], am 12. April 1812; ich bewahre ihm noch heute das wärmste Andenken, denn sein im edelsten Sinne des Wortes bildender Umgang bewahrte mich vor mancher Thorheit; andere Bekannte hatten weder den Willen, mich zu warnen, noch hörte ich auf ihre Stimme; ja, die Mahner wurden mir so lästig, daß ich einen derselben, der mir besonders dringende Vorstellungen machte, in meinem Unmuthe deßhalb forderte. Wirklich kam es nicht nur zu diesem, sondern noch zu manchem anderen Duell, deren letztes sogar mit Pistolen ausgefochten wurde. Den Kampfplatz verlegten wir vorsichtiger Weise nach einem Dorfe an der preußischen Grenze. Es lief jedoch alles ganz unschuldig ab; mir wurde der Hut vom Kopfe gestreift, meinem Gegner der Oberrock durchlöchert. Mit diesem Knalleffekte und mit meinem Eintritte in den Bund der Amicisten, wovon ich sogleich zu reden haben werde, schloß mein Studienjahr in Leipzig ab; ich wünschte, es bis auf die Erinnerung aus meinem Leben tilgen zu können, denn nur mit Kummer mag ich daran denken, wie viele kostbare Zeit ich damals unnütz vergeudet habe. Nie konnte ich mit demselben Vergnügen, wie an Göttingen und Jena, auch an Leipzig zurückdenken; Scham und Reue wurden in mir so stark, daß ich diese Stadt auf meinen vielen Reisen

immer vermied, und führten Geschäfte mich dennoch einmal nothgedrungen dorthin, so verweilte ich gewiß nie lange in ihren Mauern.

Meine Eltern schickten mich nun nach Jena, der Landes-Universität, die nach einem Gesetze im alt-herzoglichen Sachsen jedes Landeskind besucht haben mußte, wenn es einst befördert sein wollte.[1] Diesmal begleiteten mich die Eltern nicht, aber ich erhielt einen Hofmeister in der Person eines Repetenten Ebbecke. Er war ein wackerer alter Student, mit dem ich ein Jahr sehr nützlich zubrachte; im zweiten Jahre meines Aufenthaltes zu Jena rief ihn das Anerbieten einer Versorgung nach seiner Heimath Hildesheim. Dort ist er gestorben, nachdem er sich noch in der spanischen Literatur ausgezeichnet hatte. Bald aber hätte ein Umstand ihn gleich bei unserer ersten Begegnung mir lächerlich gemacht. Muthmaßlich war ich ihm als Renommist geschildert worden; um sich also in Respect zu setzen, bot er mir nach der ersten Bewillkommnung sofort einen Rappiergang an. Ich merkte, woher der Wind wehte, und hoffte, ihn abzuführen; er focht indessen sehr geschickt, und zwar links; schon das gab ihm durch das Ungewöhnliche ein Uebergewicht. Doch mußte Ebbecke auch meine Behendigkeit loben; wir schüttelten uns die Hände und schlossen gute Bekanntschaft. Seine schonende und vernünftige Behandlung, die Anwesenheit meines Leipziger Freundes Henneberg, der noch bis zum August 1770 in Jena verweilte, und manche Bekanntschaft mit anderen tüchtigen Studenten, zu denen ich durch Hennebergs und Ebbeckes Vermittlung in Beziehungen trat, endlich auch wohl der Umstand, daß ich älter und reifer geworden war, — alles dies wirkte zusammen, meinen Jenaischen Aufenthalt vortheilhaft für mich zu gestalten; mein Fleiß und meine Führung besserten sich in gleichem Maße. Selbst meine Liebe

[1] Immatrikulirt wurde Reichard zu Jena am 16. October 1769 unter dem Rector der Universität Ernst Gottfried Baldinger.

zu den schönen Wissenschaften verlor die bisherige Unklarheit; mein Geschmack wurde gebildet und geläutert; ich überzeugte mich allmählich, daß Reimgeklingel und das Hinschreiben scandirter Zeilen noch nicht dichten heißen könne. Dennoch blieben auch die zwei in Jena verlebten Jahre nicht frei von Jugendstreichen, wie Muthwille und übermüthige Laune sie ersinnen kann. So geriethen wir — nämlich die fünf oder sechs von uns, die am engsten verbunden, gleichsam verbrüdert waren — bei Gelegenheit eines Kirchenfestes einmal auf den tollen Einfall, unter der Maske von Prager Studenten auf einem Dorfe zwei Stunden von Jena eine Kirchenmusik aufzuführen. Ich verfertigte den Text, ein anderer die Composition; beides kam jedoch nicht weiter, als bis zu den Worten:

„Zerschlagt, zerschmettert, zerdonnert!"

Hier hatten wir uns vorgesetzt, ja, sogar darauf eingeübt, unter dem schreiendsten Mißgetön sämmtlicher Instrumente förmlich umzuwerfen. Alle Theilnehmer an diesem Streiche, außer mir, waren musikalisch; mir war die Singstimme zugetheilt worden. Bei stockfinsterer Nacht brachen wir pünktlich von Jena auf und erreichten mit Tagesanbruch das Dorf. Der Schulmeister, der selbst diesen Festtag zur Aufführung einer neuen Cantate von seiner Fabrik bestimmt hatte, beschied das Gesuch: „die unsrige aufführen zu dürfen", abschlägig; wir wendeten uns jedoch an den Pfarrer, und diese letzte Instanz entschied zu unseren Gunsten. Die Kirche war gedrängt voll, unsere Musik begann; allein wollte der Schulmeister und sein wegen unserer Dazwischenkunft erboßter Anhang uns das Scheitern der eigenen Cantate von vorn herein entgelten lassen, oder witterten sie wirklich den Schelmenstreich — genug, kaum warf unsere Musik an der dazu bestimmten Stelle um, so griff wie auf Commando jedes Bäuerlein, das auf dem hohen Chore stand, nach seinem

Stocke und hieb zu. Natürlich nahmen wir Reißaus; ich selbst kam am übelsten fort, denn indem ich einem Schlage ausweichen wollte, fiel ich die steinerne Wendeltreppe hinunter und beschädigte mir das Gesicht. Zum Glücke stand die Kirche am Ende des Dorfes, so daß wir uns über die Gartenzäune in's Freie retten konnten; unsere Noten und eine Violine blieben als Trophäen in den Händen der Bauern.

Ein andermal hatten wir es auf einen Studenten abgesehen, der sich in unsere Gesellschaft zu drängen suchte. Er war von vornehmer Geburt, aber ein Einfaltspinsel, mit dem wir nichts zu schaffen haben wollten; um uns seiner für immer zu erwehren, spielten wir ihm folgenden Streich. Unter höchst umständlicher, geheimnißvoller Wichtigthuerei und nachdem er einen fürchterlichen Eid der Verschwiegenheit hatte ablegen müssen, vertrauten wir ihm: wie wir in einem alten Manuscripte entdeckt hätten, daß, wer am Zwölften eines Monats in der zwölften Stunde der Nacht auf dem Galgenberge bei Jena eine Kreuzwurzel ausgrabe, dieselbe kreuzweis auf seinen Kopf lege und den Hut darauf setze, vollkommen unsichtbar werde. Was wir ahnten, geschah: schon am anderen Abend (es war ein zwölfter) sahen wir unseren Gefoppten, den Hut auf dem Kopfe, in unser Kränzchen treten. Alsbald richteten wir unser Gespräch so ein, daß er glauben mußte, er sei für uns nicht zu sehen; sichtlich erfreut verließ er das Zimmer und begab sich zu einer hübschen Jenenserin, in die er heftig verliebt war, ohne daß er es bisher gewagt hätte, sie zu besuchen, da sie zwei gefürchtete Renommisten zu Brüdern hatte. Einer derselben saß zufällig neben seiner Schwester auf dem Sopha, als der „Unsichtbare" kam; und war er schon ergrimmt gewesen, als er einen Studenten unangemeldet und den Hut auf dem Kopfe ohne eine Wort zu sagen in's Zimmer treten sah, so riß ihm vollends die Geduld, als dieser Student sich neben die Schwester setzen und dieselbe umarmen wollte. Er

griff sogleich zur Hetzpeitsche und entzauberte den Kreuzwurzelträger auf der Stelle. Von jenem Augenblicke an mied uns das Opfer unserer Fopperei eben so sorgfältig, wie es uns vorher belästigt hatte.

Ferner verlautete einst ganz zufällig, daß ein Maler, dem von der Stadt die neue Vergoldung des Brunnenlöwen auf dem Markte übertragen worden war, mit dieser Arbeit Abends fertig geworden sei, und daß seine Vergoldung am anderen Morgen von einer Commission des Magistrats in Augenschein genommen werden sollte. Friedrich Hildebrand von Einsiedel, mein übermüthiger, zu allerlei Neckereien beständig aufgelegter Studiengenosse und Duzbruder, war es, der hier einen seiner lustigsten Streiche verübte. Ohne einem Menschen, außer mir, von seinem Vorhaben etwas mitzutheilen, bereitete er einen Topf voll Kienruß und Oel, womit er in der dunklen Nacht den ganzen Löwen schwarz überpinselte. Nur die Brust ließ er schön golden. Man denke sich das Erstaunen der Einwohner, als die helle Morgensonne den Löwen in der Trauerfarbe zeigte, in welcher er noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist! Denn der Magistrat bezahlte zwar den Vergolder, hielt es jedoch nicht für rathsam, den Löwen reinigen zu lassen und ihn etwa einem zweiten, ähnlichen Eulenspiegelstreiche auszusetzen. Man kam dem Thäter auf die Spur, allein da Einsiedel, wie man wußte, am Hofe der Herzogin-Regentin Anna Amalie von Weimar sehr gut angeschrieben war, so gab man der Entdeckung keine weitere Folge.

Des noch jetzt eine der höchsten Stellen im Großherzogthum Sachsen-Weimar ehrenvoll ausfüllenden Einsiedel kann ich nicht gedenken, ohne näher auf ihn einzugehen. Als Student war er unerschöpflich in Possen und Schelmereien, die aber immer von harmloser Art waren; in unserer Liga gebührte ihm unstreitig der Preis, als dem genialsten und übermüthigsten von uns allen. Ganz natürlich war es daher,

daß seine vorzüglichen Anlagen den Scharfblick der geistreichen Anna Amalie auf sich gezogen hatten; sie zeichnete Einsiedel nicht nur schon damals aus, sondern sie übertrug ihm auch 1776 das Amt eines Kammerherrn an ihrem Hofe. In dieser Eigenschaft begleitete er die Fürstin auf ihren Reisen nach Italien; auch hat er durch seine schriftstellerischen Arbeiten, wie durch die von ihm ausgegangenen vielfachen Anregungen und Einwirkungen das seinige zu dem hohen Rufe beigetragen, welchen Weimar durch den seltenen Verein der ausgezeichnetsten Köpfe bei der ganzen gelehrten Welt sich erworben hat. — Mit mir verband ihn schnell die gleiche Neigung zur Schöngeisterei; er war es hauptsächlich, dessen belehrendem Umgange und Beispiele ich die Läuterung und Bildung meines Geschmackes verdanke. Selbst als er bereits bei der Regierung in Weimar angestellt war (seit Ostern 1770), fuhr ich noch beständig fort, ihn wöchentlich von Jena aus zu besuchen, und für das damals dort bestehende Theater haben wir mehrere Bearbeitungen gemeinschaftlich unternommen.

In Jena war Einsiedel einer der Hausburschen des am 1. Januar 1789 verstorbenen Professors Johann Ernst Basilius Wiedeburg, und dieser Ärmste — ein überaus gutmüthiger Mann — wurde das Stichblatt unausgesetzter Neckereien unseres engeren Bundes. Einst hatte Wiedeburg auf einem Altan des Hauses seinen elektrischen Apparat aufgestellt; der Zufall wollte, daß Einsiedel im Vorbeigehen die Scheibe ein paarmal völlig gedankenlos gedreht hatte. Wiedeburg entdeckte die Umdrehung; sie war ihm sehr merkwürdig, er konnte sie sich nicht erklären und verfiel endlich darauf: sie der Wirkung eines Nordlichtes zuzuschreiben, welches eben am Himmel stand. In hohem Grade stolz, eine neue, wichtige Entdeckung gemacht zu haben, eilte er, einen Aufsatz: „Über die Elektricität des Nordlichtes“ in eine wissenschaftliche Zeitschrift rücken zu lassen, nur besorgt, daß

niemand ihm zuvorkomme. Andere Physiker, deren Experimente fruchtlos blieben, weil kein Dritter bei ihnen drehte, fochten seine Behauptungen an, aber Wiedeburg blieb hartnäckig bei seiner Meinung, weil allerdings seine eigenen Experimente bei'm Nordlicht immer die nämlichen Ergebnisse lieferten — aus dem einfachen Grunde, weil er Einsiedel, dem er ein unbegrenztes Vertrauen schenkte, immer zum Gehilfen wählte, wobei dieser nicht ermangelte, sein Spielwerk fortzusetzen. Dies ist der wahre Aufschluß über die so sehr bestrittene und räthselhaft erfundene Wiedeburgsche Entdeckung der vermeintlichen Elektricität des Nordlichts, die er noch 1771 in einem eigenen Schriftchen: „Beobachtungen und Muthmaßungen über die Nordlichter“ (bei Hartung in Jena erschienen) auseinandersetzte.

Auch ein Trauerspiel: „Nurally und Nelson“ und noch ein anderes Ding der Art ließ Wiedeburg drucken; in diesen Dichtungen hatte er den sonderbaren Einfall ausgeführt: jedes Komma, Semikolon und Punktum durch einen, zwei und drei Querstriche: —, — —, — — —, zu ersetzen. Dies verleitete uns, in einer Winkeldruckerei zu Kahla einige Bogen unter dem Titel: „Esprit de Mr. Wiedebourg“ — worin alle Seiten nur mit Querstrich-Zeilen angefüllt waren — drucken zu lassen und diese zu versenden. Ein anderer Streich lief übler aus, als von uns berechnet worden war. Die Erscheinung eines Irrsterns hatte nämlich 1769 dem guten Wiedeburg die Veranlassung zu einer gleichfalls bei Hartung in Jena erschienenen Flugschrift gegeben: „An die Bürger! Bei Gelegenheit des Kometen“, welche man allgemein ziemlich trivial fand. Wir ließen ein Exemplar in Goldpapier binden und sandten es in Wiedeburgs Namen an den berühmten Satyriker Hofrath Abraham Gotthelf Kästner in Göttingen. In dem Begleitschreiben hatten wir einfließen lassen: „wie diese Flugschrift zwar ursprünglich nur für die Bürger von Jena bestimmt sei; wie der Autor jedoch nicht

zweifle, daß auch die Bürger von Göttingen, ja, selbst gewisse Professoren sie mit Nutzen lesen würden. Er hoffe also, der Herr College werde es sich zur Pflicht machen, in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" das Publikum baldigst auf das lesenswerthe Werkchen aufmerksam zu machen, zumal dasselbe schon vor geraumer Zeit erschienen, seiner aber trotzdem bis jetzt nicht gedacht worden sei." Im Geiste sahen wir nun schon eine recht sarkastische Recension erscheinen, allein es vergingen Wochen, und die „Göttinger Anzeigen" schwiegen noch immer. Nun schrieben wir einen zweiten Brief in Wiedeburgs Namen an Kästner, der die stärkste Empfindlichkeit über „ein so beleidigendes Schweigen" athmete, und nicht undeutlich zu verstehen gab: dasselbe sei wohl durch so etwas wie Autor-Neid veranlaßt. Auf dieses zweite Schreiben erfolgte zwar keine Recension, wohl aber eine briefliche Entgegnung voll echt Kästnerscher Witze und Sarkasmen. Als der arme Wiedeburg diesen Brief erhielt, war er wie vom Donner gerührt. In heller Angst sah er sich schon zur Zielscheibe spöttischer Sinngedichte des boshaften Epigrammatisten geworden, an den er daher sogleich eine de- und wehmüthige Antwort richtete, worin er auf das heiligste betheuerte: wie es ihm gar nicht eingefallen sei, einen Gelehrten von Kästners Bedeutung, dessen Schuhriemen zu lösen er sich nicht würdig fühle, mit seinen Autorgeburten zu behelligen. Ein heimlicher Feind müsse ihm einen Streich gespielt haben; er bäte um Mittheilung der beiden untergeschobenen Briefe. Sie kamen, und drolliger Weise hatte die Handschrift von Einsiedels Bedienten, der die Briefe für uns hatte schreiben müssen, große Aehnlichkeit mit derjenigen eines anderen Jenaer Professors, eines wissenschaftlichen Gegners von Wiedeburg, mit dem dieser äußerst gespannt lebte. Der unglückliche Kometen-Mann hatte also nichts eiligeres zu thun, als gegen diesen feindlichen Amtsbruder eine Injurienklage, von dem corpus delicti begleitet, an

höchster Stelle zu Weimar einzureichen; der Beschuldigte belegte jedoch den Ungrund der Wiedeburgschen Behauptungen so schlagend, daß der letztere wegen der Gegenstandslosigkeit seiner Klage eine starke Rüge erhielt. Diese Wendung unseres Scherzes, die wir nicht hatten ahnen können, that uns herzlich leid und bewirkte wenigstens so viel: daß Wiedeburg von nun an mit Neckereien verschont blieb. Wir suchten andere Zielscheiben für unsere Späße, und solche waren auch bald gefunden. So hatten die Fußwanderungen nach den romantisch gelegenen Ruinen der Kunitz- und der Lobedaburg für uns die größten Reize; als wir nun einst in fröhlichster Laune von der ersteren — wo wir im Cervantes gelesen hatten — zurückkehrten, fuhr uns die Schnurre durch den Kopf: den Ritter Don Quixote von La Mancha zu spielen. Gedacht, gethan. Zufällig begegneten uns zwei sogenannte „Gnoten“, nämlich Handwerksburschen; mit eingelegten Lanzen, d. h. mit Hopfenstangen, sprangen wir auf sie zu und riefen mit Donnerstimme: „sie sollten sofort laut bekennen, daß Dulcinea von Toboso die allerschönste sei!“ Die Ärmsten, welche es wissen mochten, daß ihres Gleichen von den Studenten mit Vorliebe gehänselt wurden, zitterten, fielen auf die Kniee und flehten kläglich um Gnade, doch nicht eher wurden sie frei gelassen, als bis sie laut die ihnen natürlich völlig unverständliche Floskel wiederholt hatten.

Dergleichen Possen könnte ich noch viele anführen; wir verübten Schwänke in Menge, aber politische Umtriebe kannte man damals auf deutschen Universitäten noch nicht; wir waren weder „Liberale“ noch „Ultras“. Dagegen standen um die Zeit meines Aufenthaltes in Jena die Landsmannschaften und Studentenorden daselbst in großer Blüthe und stifteten manches Unheil. Erstere veranlaßten von Zeit zu Zeit Schlägereien, die leider mit dem Tode einiger Jünglinge endigten; ich selbst blieb unangefochten, obwohl ich mich zu keiner Landsmannschaft hielt; allein theils stand der ver-

traute Kreis, in welchem ich lebte, in dem gefürchteten Rufe größter studentischer Tapferkeit, theils hatte ich selbst mehrere Proben bestanden, und so begegneten mir sogar die wilden „Mosellaner“, und ebenso eine zweite, wie schon ihr Name besagt, sehr rohe und berüchtigte Gesellschaft: „die Schwefelbande“, sehr friedlich. Es kam noch dazu, daß ich mit einem anderen Burschen von Ansehen, Briel, dem Vorfechter des Universitäts-Fechtbodens, in enger Verbindung stand. Dieser junge Mann, aus dem Limburgischen gebürtig, war von ebenso ausgezeichneter Bildung, wie feinen Sitten, sah sich aber bald gezwungen, seiner Schulden halber heimlich zu entweichen. Ich begleitete ihn eine Strecke und überließ ihn dann mit seinem Pferde und seiner treuen Dogge seinem Schicksal. Nach manchen Wanderungen, die ihn sogar nach Italien verschlugen, und nach allerlei Abenteuern trat er als Unteroffizier in ein ungarisches Husaren-Regiment, diente hier mehrere Jahre, nahm zuletzt seinen Abschied und wurde in dem kurzen bayerischen Erbfolgekriege Offizier eines preußischen Freicorps. Als dieses aufgelöst wurde, mußte er dem Himmel danken, eine Stelle als Wachtmeister bei einem preußischen Dragoner-Regiment zu bekommen; in dieser Eigenschaft besuchte er mich um 1790 einmal in meiner Vaterstadt. Was aus ihm ferner geworden ist, kann ich nicht sagen, doch möchte es interessant, obwohl zuweilen unangenehm sein, könnte man von den oft nicht geahnten und mitunter keineswegs ehrenvollen Schicksalen seiner Universitätsfreunde Kunde einziehen. So erzählte mir einst mein Landsmann, der berühmte Naturforscher Blumenbach, wie er gelegentlich eines Besuches beim alten Hofrath Meister in Göttingen von ungefähr einen Blick in aufgeschlagene, dem Hofrath [als Beisitzer des Spruch-Collegiums der Juristenfacultät] behufs Fassung eines Urtheils zugefertigte Akten gethan, und darin mit Schrecken die Namen zweier akademischen Duzbrüder erkannt habe, wovon dem einen die Karre, dem anderen die

Brandmarke und Landesverweisung zuerkannt worden! Mein alter Freund Blumenbach wußte so etwas unvergleichlich zu erzählen; eine gewisse trockene Laune verleiht allem, was aus seinem Munde Witziges geht, einen unwiderstehlichen Reiz. Es wäre jammerschade, wenn Niemand die reichen Ergüsse seines guten Humors sammelte; sie würden mit denjenigen Kästners und Lichtenbergs in die Schranken treten dürfen. Nie vergesse ich die Antwort, die er einst, zur Zeit der Continentalsperre, einem Lobredner des Surrogatzuckers aus Runkelrüben gab. Derselbe hatte weitläufig auseinandergesetzt: wie die von der Zuckerfabrikation übrig bleibenden Reste, gebrannt, noch einen vortrefflichen Kaffeetrank abgäben. Blumenbach ließ ihn ruhig ausreden und sagte dann nur: „So, so! Aber warum geben Sie sich erst alle die Mühe? Essen Sie doch lieber die Runkelrübe gleich, so haben Sie ja Zucker und Kaffee zusammen!"

Im Jahre 1769 nun, als ich nach Jena kam, war dort der Kreuz-Orden am stärksten verbreitet und genoß das meiste Ansehen. Neben ihm bestanden einige weniger bedeutende Orden; unter anderen einer aus Mitgliedern beiderlei Geschlechts, der den Namen „Kanapee-Orden" führte. Sein Zeichen bildete ein aus grünen Glasperlchen geflochtenes winziges Kanapee; die Verbindung hatte jedoch kein Jahr Bestand. Ich selbst gehörte, wie erwähnt, seit den letzten Tagen meines Leipziger Aufenthaltes zum Orden der Amicisten, dessen Stifter und Ordensmeister ein gewisser Brückner aus Mecklenburg[1] gewesen war, mit dem ich in einen weitläufigen Briefwechsel gerieth, und der mir bei der alsbald ins Werk gesetzten Gründung einer Jenaischen Loge meine vom sechzehnten Ordensjahre datirte Bestallung aus Rostock zuschickte. Ueber diesen Orden erschien 1799 zu Weißenfels ein eigenes Buch in Romanform: „Graf Guido von

[1] Mit unantastbarer Sicherheit ließ sich über ihn nichts feststellen.

Taufkirchen, oder Darstellung des zu Jena aufgehobenen Mosellaner- oder Amicistenordens, in historischer, psychologischer und rechtlicher Hinsicht, zur Beherzigung für Staat und Ordensbrüder;" außerdem ließ der bekannte Laukhard[1] 1799 „zur Zurechtweisung" über dieses Werk eine Flugschrift drucken mit dem Titel: „Der Mosellaner- oder Amicisten-Orden, nach seiner Entstehung, inneren Verfassung und Verbreitung auf deutschen Universitäten," woraus ich neben vielen groben Unrichtigkeiten über den Ursprung dieses Ordens erst dessen weitere Schicksale erfuhr, da meine Verbindung mit ihm gleich nach meinem Abgange von der Universität aufgehört hatte, denn diese Spielerei mußte für mich durch meine freimaurerische Laufbahn alles Interesse verlieren. Wahrscheinlich hatte Brückner den Amicistenorden in Folge der damals vielgelesenen Schriften über Freimaurerei eingerichtet und aus diesem compilirt; die Versammlungen hießen daher auch Logen und wurden durch das gleiche Zeichen: □ ausgedrückt. Der Orden hatte seine Vorsteher, seine Gesetze, seine Chiffre, die geheimnißvollen Buchstaben: A. s. F. für Stammbücher, und sein Zeichen: ein Kreuz an einem Bande von — ich weiß nicht mehr welcher? — Farbe.[2] Die Zwecke des Amicistenbundes waren durchaus moralisch, und streng auf Sittlichkeit, Fleiß und gutes Betragen gerichtet; wechselseitige Hilfe und Unterstützung war ein Hauptgesetz. Auch schränkten die Anhänger sich nicht auf Landsmannschaften oder nur auf Studenten ein; mehrere Mitglieder bekleideten auswärts Civil- oder Militärstellen; so z. B. gehörte der nachher durch seine abenteuerlichen Schicksale unter den kaukasischen Völkerschaften bekannt gewordene Reinecke, oder Reineggs, damals kur-

[1] Friedrich Christian; er ist auch als Autobiograph aufgetreten: „Leben und Schicksale" u. s. w. (Halle und Leipzig, 1792—1802).

[2] Orangegelb.

sächsischer Reiter-Offizier, ebenfalls zum Amicisten- wie zum Kreuz-Orden; ich finde ihn noch mit dem betreffenden Zeichen in meinem Stammbuche. Was er in dasselbe eingezeichnet hat,[1] malt seinen stolzen Charakter, dem er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben zu sein scheint:

„Ce n'est point dans un port prospère
Que brille un noble caractère;
Dans la foule il est confondu.
Mais si son coeur croît et s'élève
Lorsque le destin se soulève,
C'est l'épreuve de la vertu!

Monsieur!

Le destin me force, de m'éloigner de vous; Voulez-vous m'en soulager, Monsieur, ayez la bonté de vous souvenir quelquesfois de Votre très humble serviteur et sincère ami

J. J. O. Reinecke :/.
de pays de Bronsvic."

Dunkel erinnere ich mich, in irgend einer Zeitung (ich glaube, in Beckers Reichs-Anzeiger) biographische Nachrichten über ihn gelesen zu haben,[2] die aber sehr der Berichtigung bedurften; die Wahrheit ist, daß Reineggs — eigentlich Christian Rudolph Ehlich — ein Mann von ausgezeichneter Gestalt, geb. am 28. November 1744 angeblich zu Eisleben, erst Student, dann Schauspieler, hierauf — und das eben ist bisher ganz unbekannt geblieben — sächsischer Offizier war. Letztere Stelle aber mußte er niederlegen, weil seine Kameraden, als sie seinen ehemaligen Schauspielerstand erfuhren, sich weigerten, mit ihm weiter zu dienen. Nun ging

[1] Vom Herausgeber ergänzt durch Reineckes buchstabentreu wiedergegebene Unterschrift.

[2] Kaiserlich privilegirter Reichs-Anzeiger, Montags den 22. Mai 1797, № 117, Seite 1259—1263. Von J. D. Gerstenberg in Gotha.

er erst auf gut Glück, wennwohl von der Freimaurerei unterstützt, nach Wien und Pesth, dann als Arzt in den Orient, bereiste den Kaukasus und kam zuletzt nach Rußland, wo er anfangs 1793 gestorben ist. Über den Kaukasus wurde aus Reineggs' (Reineckes) Nachlasse eine „historisch-topographische Beschreibung" in zwei Bänden von Schröder und Gerstenberg herausgegeben, die auch eine Lebensskizze des merkwürdigen Mannes enthält.

Nach Vereinigung des Amicistenordens mit den Mosellanern, welche Laukhards Flugschrift zufolge 1781, also lange nach meinem Abgange von Jena erfolgt ist, muß eine gänzliche, bei dem rohen Grundtone jener Landsmannschaft mir zwar erklärliche, allein höchst nachtheilige Umwandlung mit dem Orden vorgegangen sein, so daß endlich im Februar 1798 der bekannte Bannstrahl des akademischen Senats und die Relegation von zwölf Studenten, welche Amicisten waren, erfolgte.

Als ich zu Leipzig in die dortige Amicistenloge Harmonia aufgenommen wurde, existirte noch keine Loge zu Jena; meine Ernennung zum Vorsteher oder „Senior" kitzelte jedoch meinen Ehrgeiz und trieb mich an, für die Ausbreitung des Ordens rastlos zu wirken. Jena war dafür ein dankbares Arbeitsfeld. Von meinem Gelde kaufte ich daher die nöthigen Geräthschaften, trat auch in Verbindung mit der Amicistenloge Constantia zu Halle, die größtentheils aus Offizieren des damaligen Anhalt-Bernburgischen Regiments, sowie aus Kaufleuten und Gelehrten bestand. Meiner neuen Jenaischen Loge gab ich den Namen „Urania"; die Versammlungen fanden in einem elenden Gartenhause statt. Das ist alles, was mir von jenem Geheimbunde noch im Gedächtniß geblieben ist; nur so viel weiß ich, daß verschiedene Jenaische und Hallische Amicisten später wackere Freimaurer geworden sind. Diesem älteren Bunde sich anzuschließen, war das große Ziel der Brücknerschen Ordensmeister-Arbeiten; er er-

reichte es nicht und konnte es nicht erreichen. Mehrere Studenten-Vereine, die nachher und noch in der allerneuesten Zeit wegen angeblicher politischer Bestrebungen in Verruf kamen, hatten aber gewiß keine anderen Grundlagen, als jener Amicistenorden, dem staatsumwälzende Gedanken so fern lagen, wie nur möglich.

Was meine übrigen Verhältnisse zu Jena betrifft, so hatte ich meine Wohnung im Hause eines tüchtigen Geschäftsmannes, dessen Gattin die Tochter eines angesehenen Privatiers und die jüngere Schwester einer allgefeierten Schönheit war: der Demoiselle Louise Krause. Da letztere eben so viel Verstand und Bildung, wie ausgezeichnete Reize besaß, so hatte sie von jeher die vornehmsten Studirenden gefesselt, jedoch immer das traurige Schicksal gehabt, daß dieselben Jena zwar voll heißer Leidenschaft und mit dem festen Vorsatze verließen: sie als Gattin in ihre Heimath zu führen, aber zu Hause halsstarrige Eltern fanden, die jenen Vorsatz durch den Hinweis auf „Standesunterschiede“ u. s. w. bald wankend machten. Bei meiner Ankunft in Jena hatte sich just ein solcher Fall mit einem Freiherrn aus Süddeutschland ereignet, und da ich durch meine Hauswirthin Louisens Bekanntschaft machte, so widmete ich mich der Verlassenen und genoß bald die beneidete Ehre: für ihren erklärten Liebhaber zu gelten und mich als solchen auf allen Bällen, Schlittenfahrten, Concerten u. s. w. zu zeigen. Die Nähe meiner Vaterstadt, die Gleichheit unseres Standes, die günstigen Nachrichten, welche von meiner heimathlichen Lage eingezogen wurden, mochten wohl in Louise Krause und ihren zahlreichen Verwandten die Hoffnung wecken, daß eine Heirath diesmal nicht scheitern werde; kurz, ich erlangte nach und nach alle Auszeichnungen, welche laut akademischem Herkommen die Dame ihrem Ritter bewilligen durfte, ohne die Sitte zu verletzen. Ich trug ihre Farben; billets-doux und Verse wanderten täglich in Menge hin und her; für Louise Krause

wurden meine Reime in deutscher und französischer Sprache zum erstenmale gedruckt. Versteht sich, für mein baares Geld. Allmählich kam es auch zu manchem Stelldichein; diese waren höchst nichtssagend, hatten aber, wegen des sie umgebenden Geheimnisses, für meinen romanhaften Geist unendliche Reize. Bei einem solchen Stelldichein begegnete mir einst ein drolliger Zufall. Louisens Vater, der in seiner Jugend Italien bereist und einige Gemälde von da zurückgebracht hatte, wies denselben ihren Platz in der Putzstube an, und gerade diese war wegen ihrer bequemen Lage stets der Ort unserer Zusammenkünfte; die Zofe pflegte heimlich die Thür aufzuschließen, und ich schlich im Dunkeln hinein. So harrte ich auch eines Sonntags Abends voll heimlichen Bangens der Geliebten, als der Vater das Haus verlassen wollte, um sich zu einem Abendkränzchen zu begeben; im Vorübergehen fiel es ihm ein, auf die Thürklinke der Putzstube zu greifen. Verwundert, daß er sie offen fand, trat er mit seiner Handlaterne hinein; aber wie groß war sein Erstaunen, mich zu erblicken, der ich mit einem Operngucker, welchen ich in der Bestürzung herausgezogen hatte, im Finstern die Gemälde musterte! Ich ging auf ihn zu und entschuldigte mich: wie ich bei Gelegenheit der offenen Thür dem Vergnügen nicht habe widerstehen können, die treffliche Bildergallerie zu betrachten; schweigend nahm er mich bei der Hand, führte mich vor die Hausthür, und sagte nur: „Ein andermal wählen Sie zu ihrem Studium doch lieber den hellen Tag!“

Es machte einen eigenen Eindruck auf mich, als ich dies Haus, welches später einer meiner Schwäger[1] bewohnte, nach mehr als zwanzig Jahren zum erstenmale wieder betrat. Wie lebhaft fühlte ich da die Hinfälligkeit unserer Lieb-

[1] Der Universitätsbuchhändler Hieronymus Seidler, dessen Haus an der Nordseite des Marktes zu Jena belegen war.

lingswünsche, denn es war mein völliger Ernst gewesen, die schöne Louise heirathen zu wollen; die Neigung für sie spornte mich sogar zu einem emsigen Fleiße, und ihr vor allem verdanke ich es, daß Jena die Akademie geblieben ist, welche ich mit dem entschiedensten Nutzen verlassen habe. Schriftlich wie mündlich bestürmte ich meine Eltern, in mein Verlöbniß mit Louise Krause zu willigen; die Folge war, daß sie mich von Jena abberiefen, da ich überhaupt meine Universitätslaufbahn schließen sollte. Ich folgte jedoch noch nicht gleich — um so weniger, als eben der junge Professor der Beredtsamkeit, David Christoph Seybold, meiner Dame den Hof zu machen begann. Allein da diese ihn keineswegs auszeichnete, so war er mir nicht furchtbar; ich rächte mich an ihm nur durch anonyme persiflirende Aufsätze, die ich ihm zu seinen belletristischen öffentlichen Vorlesungen einschickte, worauf ich mir dann den Spaß machte, sie ihn selbst lesen und recensiren zu hören. Nun fiel es aber eines Abends der livländischen Landsmannschaft ein, meiner Dame ein feierliches Ständchen zu bringen, ohne mich erst darum zu begrüßen. Diese beleidigende Uebertretung aller Studentengebräuche und an einem so alten Akademiker verübt, konnte nicht anders, als durch eine Schlägerei mit dem Senior der Landsmannschaft wieder gutgemacht werden. Doch diese Schlägerei wurde augenblicklich bekannt und zog mir und meinem Gegner, dem Herrn von R.,[1] sowie unseren Secundanten scharfe Rügen des akademischen Senats, mir außerdem eine dreiwöchentliche Carcerstrafe zu. Die Einsamkeit meiner Gefangenschaft wurde mir unerträglich, bis es mir glückte, eine der Thüren auf einer anstoßenden Gallerie zu öffnen, die ich aus Langeweile untersuchte. Dadurch gelangte ich in ein Zimmer, wo die

[1] Immatrikulirt waren damals zu Jena: am 10. October 1769 J. W. G. von Rosen, der sich auch am 15. März 1771 in Reichards Stammbuch schrieb; und am 16. October 1769 Andreas von Reusner. Sonst keine Livländer, deren Name mit R anfinge.

Habseligkeiten der wegen Schulden heimlich entwichenen Studenten aufbewahrt zu werden pflegten; ein Fenster desselben ging auf den Stadtgraben. Ich kletterte hinaus und konnte nun an der eingefallenen Mauer wie auf Treppenstufen hinab- und an der anderen Seite wieder hinaufsteigen. Natürlich verfehlte ich nicht, die Dame meines Herzens nebst einigen Vertrauten durch meine unerwartete Erscheinung zu überraschen; wiederholt trieb ich dieses aus mehreren Ursachen keineswegs ungefährliche Spiel, dessen Neuheit und Romantik mir sehr behagte. Als es jedoch bei einfallendem Regen zu halsbrechend wurde, nahm ich meine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Auskunftsmittel: ich „wurde krank.“ Hofrath Baldinger, der berühmte Arzt, mußte mich im Auftrage des Senats besuchen und hatte die Artigkeit, an meine Krankheit zu glauben. Auf ein Zeugniß von ihm wurde der Rest meiner Carcerstrafe bis zu meiner Genesung verschoben und mir zur Beschleunigung derselben die Freiheit gegeben. Allein schon am nämlichen Nachmittage schwamm ich auf meinem Pferde neben dem Kahne her, der bei einer Lustpartie in Kunitz meine Geliebte nebst ihren Begleiterinnen über die Saale trug. Da aber Frau Fama für gut befand, auszuposaunen: ich sei bei diesem Unternehmen dem Ertrinken nahe gewesen, so ließ mir Professor Baldinger noch Abends spät zuraunen: „krank, wie ich sei, müsse ich entweder die Stube, oder das Carcer hüten.“ Zu beidem hatte ich keine Lust, und so ritt ich am nächsten Morgen in aller Frühe nach Halle, wohin mich die dortigen Amicisten schon lange eingeladen hatten. Auf dieser Reise besuchte ich mit aller Begeisterung, welche mich mein ganzes Leben hindurch für Friedrich den Großen, wie für Schlachtfelder beseelt hat, die ewig denkwürdigen Gefilde von Roßbach.

Als ich, geschmückt mit meinem metallenen Amicistenkreuze, in Halle zum Thore hineinritt, begrüßte mich der wachthabende Offizier sogleich als Bruder; Abends erfuhr

ich, wie dieser Offizier, mit dem ich mich schnell befreundete, kurze Zeit vorher einer großen Gefahr entgangen war, deren Erzählung höchst bezeichnend ist für die militärischen Zustände unter König Friedrich. Das Anhalt-Bernburgische Regiment bestand nämlich größtentheils aus Ausländern, und bei der Nähe der sächsischen Grenze waren Desertionen oder kleine Verschwörungen etwas sehr gewöhnliches. Eine solche hatte denn auch wieder einmal unter etlichen der gezwungenen und stets mißvergnügten Soldaten stattgefunden; die Nacht, wo jener Offizier die Wache hatte, war zu einer Massendesertion bestimmt, und zwar sollte die Ankunft des Leipziger Postwagens unter dem Thore das Signal zur Ausführung sein. Fast die gesammte Thorwache zählte zu den Verschworenen. — Bei solchen traurigen Vorkommnissen war der zufällig kommandirende Offizier immer sehr schlimm daran, denn glückte die Desertion, so kam er unfehlbar nach Spandau. Es blieb ihm also kein Ausweg, als sich gegen die Aufrührer so lange zu wehren, bis sie ihn tödteten oder überwältigten. — Nun war zufällig einer der Hauptanstifter des Complots ein lustiger Bursche und berühmt wegen seiner Gabe im Erzählen; mein Freund, der Offizier, welcher sich — als hätte sein guter Genius ihn warnen wollen — an dem verhängnißvollen Tage von einer unerklärbaren Unruhe ergriffen fühlte, ließ zu seiner Zerstreuung diesen lustigen Kauz wenige Stunden vor dem entscheidenden Augenblicke in die Offiziersstube rufen. Der sonst so muntere Soldat aber, dem sein tollkühnes Unternehmen das Herz belastete, war nicht zu Schwänken aufgelegt; keine Erzählung wollte ihm glücken, so daß ihn der Offizier endlich unwillig sich trollen hieß. Da aber just dieser Rädelsführer in die Offiziersstube gerufen und dort so lange aufgehalten worden war, so befiel alle anderen Verschworenen die größte Unruhe, keinen aber mehr, als einen jungen Rekruten, dessen Angst endlich einen solchen Grad erreichte, daß er in die Offiziersstube lief und um

Gnade flehend sich meinem Freunde zu Füßen warf. Dieser, ganz erstaunt, fragte ihn sogleich aus; alles kam an den Tag, und nun traf der Offizier seine Vorkehrungen so gut, daß das ganze Complot scheiterte. Mehrere Theilnehmer daran mußten Spießruthen laufen; der gewandte Erzähler drolliger Geschichten wurde, nebst einem zweiten Rädelsführer, gehenkt; die Hinrichtung geschah noch während meiner Anwesenheit zu Halle, auf offenem Markte und mit großer Feierlichkeit, damit sie recht abschreckend wirke. Mich erfüllte sie mit so unsäglichem Mitleid und Grausen, daß ich das mir gastfrei zum Zusehen eingeräumte Fenster verlassen mußte. Beide Delinquenten waren Sachsen von Geburt; der eine, welcher daheim Weib und Kinder hatte, war mir noch dadurch interessant, daß er bei seiner Vorbereitung zum Tode eine scholastische Spitzfindigkeit nicht hatte gelten lassen mögen, mit der ein Candidatus theologiae des Waisenhauses ihn hatte quälen wollen. Dieser fromme Mann war nämlich auf den unglücklichen Einfall gerathen, dem armen Sünder — wahrscheinlich um ihn ganz besonders kräftig zu trösten, — auseinanderzusetzen: wie er nach vollzogener Hinrichtung zwar selig werden, aber nur auf eine niedere Stufe der himmlischen Freuden gelangen könne. Dies war jedoch dem Soldaten ungelegen; er heulte, schrie und bestand steif und fest darauf: die höchstmögliche Stufe der Seligkeit zu erreichen! Es war dem geschickten und milde vermittelnden Feldprediger des Regiments unendlich sauer geworden, dem bejammernswerthen Opfer seine Scrupel auszureden und ihm wenigstens einen Theil seiner vorigen Ergebung und Seelenruhe für den traurigen Todesgang wieder zu verschaffen.

Bei der höchst zuvorkommenden Aufnahme, welche mir als dem Vorsteher einer befreundeten Loge bei allen Amicisten der Constantia, Militärs wie Bürgerlichen, zu Theil wurde, verging mir in Halle die Zeit sehr schnell. Unter den Bundesgliedern befanden sich auch zwei Gelehrte, die

hernach als Schriftsteller auftraten, und mit denen ich viele Jahre hindurch in literarischer Verbindung blieb. Einer von ihnen, Heinrich Friedrich von Diez, ein vertrauter Freund des bekannten Denkwürdigkeitenschreibers Christ. Wilh. v. Dohm, trat 1772 zuerst mit einer ohne den Namen ihres Verfassers erschienenen Ordens-Schrift auf, zu der er sich meines Wissens auch später nie bekannt hat: „Vortheil geheimer Gesellschaften für die Welt; von einem Unzertrennlichen in der A (micitia)." — „Unzertrennlich," war die herkömmliche Unterschrifts-Formel der Glieder. In der Folge ist Diez K. Preußischer außerordentlicher Gesandter zu Constantinopel und als solcher Verfasser mehrerer ausgezeichneter Werke über den Orient geworden. Er starb am 7. April 1817 zu Berlin, wo seine ansehnlichen Sammlungen noch gegenwärtig aufbewahrt sind.[1]

Ich nahm die gute Gelegenheit eines Marsches des in Halle liegenden Regimentes zur Revue bei Magdeburg wahr, um mein Pferd, welches ich nicht in das elterliche Haus bringen durfte, an einen Offizier zu verkaufen, worauf ich in den ersten Novembertagen 1771 meine Rückreise nach Jena wohlgemuth mit der Postkutsche ausführte. Hier fand ich den bestimmtesten Befehl meines Vaters zur schleunigen Heimkehr nach Gotha; ich mußte gehorchen, aber meine Verbindung mit der schönen Louise Krause dauerte von meiner Vaterstadt aus doch noch eine Zeit lang fort. Unsere Briefe gingen unter Beischluß an den Hofmeister eines livländischen Barons, der, selbst heimlich in die Dame verliebt, durch diese Gefälligkeit auf einen vertrauteren Fuß mit ihr zu kommen hoffte. Trotz lebhaft geführter Correspondenz erreichte aber meine leidenschaftliche Sehnsucht nach wenigen Wochen einen solchen Grad, daß ich eines schönen Morgens mehrere Kleidungs-

[1] Seine ausgezeichnete Bibliothek kam nach seinem Tode durch Schenkung an die Königliche in Berlin.

und Wäschestücke über einander zog und in dem Zustande einer Zwiebel, ausgestopft wie ein Mameluk, heimlich davon und nach Jena ritt, wo ein guter Freund mich bei sich aufnahm. Das vernünftige Betragen meines einsichtsvollen Stiefvaters, der diese romanhafte Flucht kluger Weise sehr nachsichtig auffaßte, trug am meisten dazu bei, daß ich nach vierzehn Tagen in's väterliche Haus zurückkehrte; ich habe Louise Krause nicht mehr unverheirathet gesehen. Unvergeßlich sind mir die letzten Huldigungen, welche ich ihr brachte; mein Landsmann Anthing,[1] der in der Folge eine Rolle unter Suworow spielte, störte mich bei meinen flüchtigen Begegnungen mit der Geliebten durch sein Kommen und Gehen, sowie durch lautes Klatschen mit der Hetzpeitsche. Mein Incognito verbot mir, ihm dies selbst zu wehren; ich klagte also meinen Kummer einem mir eng befreundeten berühmten Renommisten; er versprach Abhilfe und bannte wirklich am nächsten Abend diesen Störer mit der eigenen Peitsche. Dieser gefällige Freund war ein Herr von R[eitzenstein],[2] ein genialer Kopf, Verfasser des bekannten, zuerst

[1] Bei dem herrschenden Mangel zuverlässiger Nachrichten über diesen wird wenigstens das Datum seiner Immatriculation zu Jena willkommen sein: 1771, 12. October.

[2] Die Ergänzung des Namens, von welchem Reichard nur den Anfangsbuchstaben R giebt, nach der „Allg. Blumenlese der Deutschen" (Zürich, 1783), III, 296. Immatrikulirt wurde zu Jena 1770 am 7. Mai Joh. Henr. L. B. de Reitzenstein, Franc[onus]. Nicht ersichtlich ist, mit welchem Rechte jener Reitzenstein a. a. O. das Prädikat „Rath" erhält; woraus bei Appell: „Werther u. s. Zeit" (N. Ausg. Leipz. 1865, S. 60) schon „der anspachische Regierungsrath" v. R. geworden, der 1712 geboren und am 16. März 1778 gestorben ist, aber als Verfasser des „vollkommenen Pferdekenners" (Uffenheim, 1764) und der „bewährten Erfindung wider das Koppen der Pferde" (Anspach 1764) sich selbst dann schlecht zu dem sentimentalen Wertherliede zu schicken schiene, wenn Reichards Angaben nicht einen unmittelbaren Widerspruch dagegen enthielten. Obiger Joh. Henr. L. B. de R., dem sehr weit verzweigten Geschlechte entsprossen, mag ein naher Verwandter, kann ein Sohn des alten Pferdeliebhabers gewesen sein; Verfasser von „Ausgelitten" rc. war er sehr wahrscheinlich.

1775 in Wielands „Merkur" [Juniheft, S. 193 fg.] gedruckten, seitdem aber in aller Welt Mund gekommenen Wertherliedes: „Ausgelitten hast Du, ausgerungen" u. s. w. Er starb in Ostindien.

Mit diesem tollkühnen Ritte nach Jena war das in mir lodernde Feuer gleichsam in sich selbst zusammengestürzt. Zwar hörte mein Briefwechsel mit der schönen Louise nicht sofort auf, allein bald kam er durch des vermittelnden Hofmeisters Abreise nach Livland in's Stocken; Louise Krause tröstete sich mit einem neuen Liebhaber, einem Schwaben, dessen Gattin sie auch wurde. Bei meiner ersten Schweizer Reise, 1785, fand ich sie als Frau Rittmeisterin und Mutter einer Tochter zu Augsburg; einige Zeit später starb ihr Mann, und sie ging nach Stuttgart, wo ein reicher Edelmann die noch immer reizende Wittwe heirathen wollte, wogegen aber die adelsstolze Familie des Werbenden Verwahrung einlegte. Sie starb sehr bald darauf, im Jahre 1791; ihren Tod meldete mir mein ehemaliger Nebenbuhler, Professor Seybold, mit dem ich durch meinen Revolutions-Almanach, zu welchem er eine Menge werthvoller Aufsätze beigesteuert hat (u. A. die „Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Deutschen, der von 1789—1795 in Frankreich war," in den Jahrgängen 1796, Seite 289 fg. und 1797, Seite 3 fg.), in enge literarische Verbindung gekommen war. Seybold schrieb mir am 1. November 1791: „Daß unsere ehemalige gemeinschaftliche Freundin Louise Krause um eines zweiten Eheherrn willen, den ihr dessen Familie streitig machte, an einem Gallenfieber zu Stuttgart gestorben ist, wissen Sie vielleicht. Ein Freund, der sie in den letzten Zeiten sah, sagte mir, sie habe sich noch immer sehr schön erhalten." Etwa ein Jahr später meldete Seybold wieder: er sei in Stuttgart gewesen und habe ihr Grab besucht. „Alas, poor Lovisa!" setzte er hinzu. Auch er selbst, der liebe, edelgesinnte Mann, ist nun seit 1804

todt, nachdem ihn noch das traurige Geschick getroffen, von seiner Stelle zu Buchsweiler mit seiner Familie durch die Stürme der Revolution in die Irre getrieben zu werden. Auch ich trete nun in Gedanken trauernd an sein Grab und sage: „Alas, poor Seybold!“ — —

Zweites Buch.

Gotha. Schriftstellerische Anfänge. Das Hoftheater.

1772—1779.

4.

Mit meiner Heimkehr in die Vaterstadt begann für mich ein Abschnitt reiferer Bildung, nützlicher Thätigkeit und geläuterter Denkungsart. Die sogenannte „akademische Freiheit“, richtiger Zügellosigkeit, an die man bei der Rückkehr von der Universität gewöhnt ist, läßt uns zwar anfangs den heimathlichen Aufenthalt bei den mancherlei Rücksichten auf bürgerliche Verhältnisse, die man nun zu nehmen hat, unerträglich erscheinen; allein allmählich findet man sich in die neue Lage, und zuletzt kann man gar nicht mehr begreifen, wie man so manchen Abgeschmacktheiten, deren man sich aus seinen Studentenjahren erinnert, Behagen abgewinnen mochte. Dies ist wenigstens der Fall bei mir gewesen, denn so oft ich nachher in Gasthöfen oder auf Reisen Studenten antraf und die hohe Wichtigkeit bemerkte, welche sie auf ihr liebes Ich und auf allerlei seltsame Gebräuche zu legen beflissen waren, schämte ich mich in meinem Inneren bei dem Gedanken: daß auch ich einst in solchen Nichtigkeiten eine Ehre gesucht, ja, Gut und Blut an ihre Vertheidigung gewagt habe.

Ich hatte die Rechte studirt und sollte eine juristische Laufbahn einschlagen. Meine Neigungen aber wiesen entschieden auf den Soldatenstand; durch Mannheimer Freunde bewarb ich mich daher um eine Offiziersstelle im pfälzischen Militär, die man zu jener Zeit kaufen konnte; außerdem

durch einen gewissen Capitän Krackfuß, der im siebenjährigen Kriege in Gotha gelegen hatte, um eine Anstellung bei dem französischen Dragonerregimente von Schomberg, das damals bei Nancy stand. Letztere Unterhandlung war ziemlich weit vorgerückt, als sie durch den Tod des Capitäns in's Stocken gerieth; nachmals habe ich oft dem Schicksal für das Scheitern dieses Planes im Stillen gedankt.

Da meine Familie eine der ersten des Gothaer Bürgerstandes war, mit allen Honoratioren in Verbindung und bei Hofe wie in der Stadt sehr in Ansehen stand, so öffnete sich mir ohne weiteres der Zutritt in jedes Haus, und überall fand ich freundliche und willkommene Aufnahme. Einige meiner Landsleute, mit denen ich in Göttingen oder Jena studirt hatte, und die nun schon ein Amt bekleideten, erneuerten die vorige Bekanntschaft; andere Altersgenossen gesellten sich hinzu, und so waren wir bald unserer sechzehn oder achtzehn junger Herren aus allen Gesellschaftsklassen, die schnell als Tonangeber an die Spitze jener Lustbarkeiten traten, welche Dank ihrer ausgesprochenen Anständigkeit viel dazu beitrugen, Gotha den Ruf fröhlichster Geselligkeit und Gastfreiheit zu sichern, wodurch es sich nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Fremden so lange vor anderen, selbst größeren Städten ausgezeichnet hat. Hoffentlich wird dieser Ruf als gutes Erbstück sich fortpflanzen, so wenig auch der größte Theil der heutigen Jugend in Aufmerksamkeiten gegen das schöne Geschlecht, oder in zuvorkommendem Betragen gegen Fremde, oder überhaupt in Dem, was man vor Alters „Geschliffenheit“ und „gute Lebensart“ nannte, uns jungen Leuten von damals zu gleichen sich bestrebt. Doch folgen sie in ihrer Nichtbeachtung aller feinen Formen wohl lediglich dem Zeitgeiste, der überall ein Geist gröbster Selbstsucht ist. Niemand hat dies besser ausgedrückt als Carl Friedrich Pockels, der, als er noch Prinzenlehrer zu Braunschweig war, mit mir ebenfalls in literarischer Verbindung stand. Im

letzten Theile seines vierbändigen anthropologischen Charaktergemäldes: „Der Mann“ [Hannover, 1805—1808] sagt er[1] dem Sinne nach (ich habe das Buch nicht bei der Hand), indem er am Schlusse die „heutige Galanterie“ bespricht, etwa folgendes: „Seit die Anglomanie die geschlossenen Männer-Gesellschaften nach Deutschland verpflanzte, wo die Jünglinge sich täglich im lässigsten Anzuge beim vollen Glase, bei der Tabakspfeife, bei einem hohen Spiele versammeln und vergnügen können, haben sie sich allmählich des Umganges mit anständigen Personen des anderen Geschlechtes entwöhnt; sie fühlen sich in deren Beisein unbehaglich, genirt, unheimlich; sie sehnen sich stets nach ihren Stiefeln, Pfeifen und zweideutigen Späßchen zurück, und so mangelt zuletzt den Sitten jene Geschliffenheit und feine Stimmung, die nur in Frauenzimmergesellschaft gegeben und angewöhnt wird.“

Aus dem oben erwähnten Kreise junger Herren, denen ich mich beigesellte, muß ich bei Einem besonders verweilen, mit dem ich bis zu seinem am 14. Juni 1804 erfolgten Tode im vertraulichsten Verhältnisse geblieben bin; dies war mein späterer Schwager, der bereits wiederholt genannte Buchhändler, Commissionsrath Carl Wilhelm Ettinger. Ihn hatte die Natur mit einer seltenen Frohlaunigkeit begabt, die ihm nie untreu wurde; er war daher einer der wenigen Menschen, die das Privilegium haben, überall und zu allen Zeiten gern gesehen zu werden, weil sie jede Gesellschaft erheitern und beleben, da sie nur den Mund zu öffnen brauchen, um selbst triviale Dinge herzlich belacht zu hören. Er liebte Vergnügungen und Geselligkeit; sein Haus stand allen Fremden offen, und seine Gastlichkeit wurde sogar einmal in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek öffentlich gepriesen. Einige griesgrämige und neidische Leute wollten aus diesem belebten

[1] Die von Reichard gemeinte Stelle ist das Schlußcapitel des Werkes, IV, 327—344: „Ansichten der heutigen Galanterie. Ihre Schattenseiten. Ursachen des herrschenden Indifferentismus gegen das schöne Geschlecht.“

Verkehre manches Nachtheilige für Ettingers Vermögensumstände und Geschäfte folgern, allein wenn er einerseits dem Vergnügen nachging, so hielt ihn das nicht ab, andererseits in seinem Comptoir sehr tüchtig zu arbeiten. Nach seinem Tode fand sich daher, zur Beschämung jener Mißgünstigen, alles im bestgeordneten Zustande. 1772, als ich Ettinger kennen lernte, war er Faktor in der Dieterichschen Buchhandlung zu Gotha; bald darauf, als der Inhaber derselben nach Göttingen übersiedeln wollte, kaufte Ettinger das Geschäft an sich, und durch seinen rastlosen Fleiß, durch viele glückliche Unternehmungen und Verlagsartikel (z. B. die Ausgabe der Oeuvres complètes de Voltaire, 1785—88) hat sich allmählich seine Buchhandlung zu einer der ersten Deutschlands erhoben; den mühevollen Anfang erleichterte ihm bald seine vortheilhafte Ehe mit der jungen, kinderlosen Wittwe des Weimarischen Hofpredigers Basch, einer geborenen Seidler; die Morgengabe dieser guten und klugen Frau erlöste Ettinger aus den drückenden Fesseln seiner übernommenen Geldverpflichtungen, deren Erfüllung ihm übrigens bis dahin die Unterstützung des Herzogs Ernst zum Theil erleichtert hatte. Durch ihren Verlag, namentlich durch die Gründung der bereits aufgezählten Zeitschriften hat Ettingers Buchhandlung entschieden Theil an Gothas wissenschaftlichem Rufe; sie ermöglichte die dauernde Vereinigung so vieler Gelehrten, die sich in der kleinen Stadt unter übrigens engen Verhältnissen zusammen fanden; sie erwarb sich um die wissenschaftliche Förderung zunächst des ganzen Thüringerlandes, dann aber auch weiterer Kreise unzweifelhaft die größten Verdienste. Auch mir war Ettinger die erste literarische Hebamme; in seinem Verlage, aber weil er noch Faktor war anfangs ohne seinen Namen, erschienen 1772 und 1773 „Amor vor Gericht", eine „Novelle aus den Götter-Annalen"; dann: „Nonnenlieder"; „Launen und Einfälle"; „Der Hügel bei Kindleben"; „Pot-Pourri"; „Kleinere Poesieen" und der Himmel

weiß, was mehr[1] in gebundener und ungebundener Rede; Ettinger gab Druck und Papier, ich selbst oft die Druckkosten dazu her. Dies waren die Anfänge meiner Autorschaft, und zu meinen ersten literarischen Freunden aus jener Zeit, von denen gegenwärtig nur zwei, Goeckingk und Bertram, noch leben, gehörten: Unzer zu Wernigerode (ein „Unzertrennlicher" von den Amicisten), Mauvillon zu Braunschweig, der mir stets ein biederer Freund gebliebene Legationsrath Friedr. Justin Bertuch zu Weimar, endlich die erwähnten: der damalige Kanzleidirector Goeckingk zu Ellrich (auf dessen Verheirathung mit Nantchen ich eine Epistel[2] drucken ließ) und der Geh. Kriegsrath Bertram zu Berlin.

Die oben angeführten, bei Ettinger erschienenen Verseleien, deren Überzahl mir als Symptom einer gewissen Druckwuth gelten muß, von der ich befallen gewesen zu sein scheine, waren so mangelhaft, so armselig und wasserreich — leider! — daß ich mich ihrer herzlich schäme und auch nicht eine Zeile davon der Aufnahme in eine Auswahl von Gedichten würdigte, deren ich sogleich gedenken werde. Sehr passend erscheint mir für jenes Reimgeklingel die selbst verfaßte Devise:

„Fließt nur, ohne Kunst und Müh',
Seiner Laute Töne! —
Hört sie gleich die Nachwelt nie,
Hört sie doch Climene."

Diese Climenen, Belinden, Zeliden[3] u. s. w., nebst den gutherzigen Freunden, welche so nachsichtig die reichlichen

[1] Laut W. v. Maltzahns „Deutschem Bücherschatz" S. 445 wäre noch hinzuzufügen: „Launen an meinen Arzt, als er mir die Diaet empfahl." 1772. 8°. Vergl. den Leipziger Musen-Almanach für 1773, S. 110.

[2] „Epistel an einen jungen Ehemann." Göttinger Musen-Almanach 1776, S. 137—140.

[3] Vergl. das Gedicht: „An Zeliden", Göttinger Musen-Almanach, 1774, S. 13. — Andere Liebeslieder Reichards im G. M. A. stehen: 1777, S. 105: „An Lunen", und 1778, S. 98: „Bey Überschickung eines Fernglases."

Widmungs-Exemplare jener höchstens zwei bis drei Bogen starken Gedichtsammlungen aufnahmen, mögen diese ersten Autorsünden verantworten; ich hoffe zu meiner Beruhigung, daß nichts davon der Makulatur entgangen sein wird. Drollig genug waren die Geschäfte, welche gelegentlich der Verleger mit meinen Artikeln machte; Ettinger pflegte oft mit Lachen zu erzählen, wie er auf einer seiner ersten Messen „sechzig Reisen nach Pyrmont gegen eine Pelzmütze" umgesetzt, und den Posten auch so in seinem Buche notirt habe. Ist das wahr, so bedauere ich nur den ehemaligen Pelzmützenbesitzer. Doch — habent sua fata libelli; 1822 wurde diese „Pyrmonter Reise" von einem Sammler zur Vervollständigung seiner Schriften über Pyrmont eifrig gesucht, aber nicht mehr gefunden.

Noch gehören in jene Anfänge einige kleine prosaische Druckschriften; größtentheils holprige Uebersetzungen aus dem Französischen. Zwei davon veranlaßten ein scherzhaftes Quid pro quo; Ossians Gedichte, übersetzt von Albrecht Wittenberg in Hamburg, waren 1764 erschienen; ich hatte sie nicht gelesen, nein — verschlungen. Diese Helden, diese Geistererscheinungen, diese schwermüthigen, rührenden Sagen regten mich mächtig auf, und noch jetzt ist Ossian einer meiner Lieblinge, aus dem mir ganze Tiraden im Gedächtniß geblieben sind. Sehr leicht wurde es mir also damals, ein prosaisches Gedicht in Wittenberg-Ossians Manier zu schmieden und es unter dem Titel: „Ossians Klage," mit dem Zusatze: „Aus dem Englischen," einer gleichfalls prosaischen und schon darum elenden Uebersetzung von Dorats „Ma Philosophie" beizufügen. Die Uebersetzung wurde vom Gießener Professor Christian Heinrich Schmidt in seinem nächsten „Almanach der deutschen Musen" verdientermaßen gegeißelt, allein „Ossians Klage" nannte er „ein neuaufgefundenes Bruchstück, schätzbar durch den Geist des kaledonischen Barden;"[1]

[1] „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1774, Leipzig im Schwickertschen Verlage," enthält die anscheinend von Reichard gemeinte

später hat man sie sogar als echtes, „bisher unbekanntes“ Fragment einer Ossian-Sammlung beigedruckt!

Das andere Quid pro quo entstand durch die „Abhandlung über die Literatur des Orients,“ aus dem Französischen (Gotha, 1773). Ich hatte diese kleine Schrift mit Noten des Uebersetzers begleitet, und Dank einigen „Universal-Wörterbüchern zur Kenntniß des Orients“ (wie das von d'Herbelot u. A.) in diesen Noten eine so gewaltige Gelehrsamkeit ausgekramt, daß ich von Stund' an selbst bei dem Rector des Gothaer Gymnasiums, dem würdigen Kirchenrath Johann Gottfried Geißler, dem ich meine Arbeit zugeeignet hatte, seinem eigenen Geständnisse zufolge lange für einen großen Orientalisten galt, obwohl ich vom Arabischen und Persischen nicht mehr verstand, als der erlauchte Verfasser des „Kyllenion,“ unser Herzog August, vom Griechischen. Ich hatte jedoch eine ausgesprochene Begabung, in ganz fremde Fächer mich täuschend zu versetzen; so z. B. bewies ich im engeren Kreise vertrauter Freunde oft meine Fertigkeit, im Tone der altlutherischen Bibel-Übersetzung ganze Geschichten abzufassen, ähnlich, wie man in jener Zeit sogar eine Geschichte des siebenjährigen Krieges in diesem getragenen Bibeltone hatte. Ettinger machte sich meine Nachahmungsgabe zu Nutzen, um die Ladenhüter der von ihm gekauften Buchhandlung theils mit neuen anziehenden Titeln von meiner Erfindung frisch aufzustutzen, theils mußte ich empfehlende „Vorreden“ zu den nicht mehr gangbaren Artikeln schreiben. Auf diese Weise habe ich unter der Maske eines Arztes, eines Land-

Recension auf S. 99. Sie lautet: „Meine Philosophie, aus dem Französischen des Herrn Dorat. 8. Da wir einen guten Nachdruck des Originals haben, so war vielleicht eine prosaische Übersetzung davon so gar nöthig nicht. Indessen kann Dorats Philosophie nicht zu vielen Lesern bekannt werden. Als ein Anhang ist noch eine Übersetzung aus dem Englischen: Ossians Klage beigefügt.“ Mehr ist nicht gesagt; Reichard wird aus dem Kopfe citirt, an eine andere Kritik gedacht und sich unwillkürlich in der Quelle geirrt haben.

bauers, Forstmannes oder Theologen u. s. w. manches unverkäuflich gebliebene medicinische, oder von Ackerbau, Forstwirthschaft u. dergl. handelnde Werk, manchen verschollenen Band Predigten wieder zu Tage gefördert, obwohl ich in allen diesen Fächern, genau betrachtet, herzlich unwissend war.

Da ich vorhin eine Auswahl meiner Gedichte erwähnte, so benutze ich gleich hier die Gelegenheit, von mir als Dichter überhaupt zu sprechen, um damit ein für alle Mal abzuschließen. Mein reuiges Geständniß über meine früheren Reimereien habe ich schon offen abgelegt; allenfalls bessere Gedichte, die mir auch einigen Ruf erwerben konnten, verfaßte ich nicht vor 1774, nicht vor meiner näheren Bekanntschaft mit Gotter. Größtentheils wurden jene Arbeiten einzeln in den Göttingenschen Musen-Almanachen oder in der Literatur- und Theater-Zeitung meines Berliner Freundes Bertram eingerückt. Im Jahre 1783 sammelte ich davon eine Auswahl unter dem Titel: „Gedichte von Reichard," die ich auf meine Kosten und nur in funfzig Exemplaren drucken ließ, welche ich verschenkte.[1] Ein Abdruck meines Bildnisses [von Specht und Berger], wie es Bertram 1780 zur Literatur- und Theater-Zeitung [als Titelkupfer des 4. Theils vom Jahrgang III] hatte stechen lassen, war dieser Handschrift für Freunde und Freundinnen beigegeben.[2] Das kleine Heftchen war bald vergriffen; ich selbst besaß lange keins, bis ich aus dem Nachlaß meiner schwesterlichen Freundin Auguste Schneider, von der ich noch ausführlich sprechen werde, 1785 eins wiedererhielt. Als Matthisson, der sein Exemplar nebst allen seinen übrigen Papieren und Büchern bei der Belagerung von Lyon durch eine Haubitz-Granate der Conventstruppen verloren hatte, meinen Gedichten 1802 die Ehre erzeigen wollte, ihnen

[1] Vergl. W. v. Maltzahns „Deutschen Bücherschatz", S. 445 № 1036.

[2] Ein zweites Bildniß Reichards, von F. Müller nach F. Jagemann, befindet sich vor den „Allg. Geograph. Ephemeriden", XXXVII. Bandes 1. Stück, Januar 1812.

ein Plätzchen in seiner „Lyrischen Anthologie“ [Theil 12 Seite 83—101] einzuräumen, war ich genöthigt, ihm eine Abschrift jenes Erbstücks anfertigen zu lassen, da ich mich von demselben nicht trennen mochte.[1] — Alle in jener Auswahl enthaltenen Gedichte [zehn an der Zahl] haben eine besondere Veranlassung oder einen ganz bestimmten Bezug; Kinder der Empfindung, kamen sie aus dem Herzen. Manche haben das Glück gehabt, zuständigen Richtern zu gefallen; die „Geburtstags-Betrachtungen am 3. März 1777“ z. B. Herder. Das Gedicht „Gefilde des Todes“ wurde, als es (1778) erschien, sogleich viermal in Musik gesetzt: vom Grafen Callenberg, der Herzogin Charlotte von Gotha, dem Kammermusikus Ehrenberg in Dessau und dem Kapellmeister Schweizer. Schwermuth und Empfindungen der Trauer scheinen mir überhaupt in Ausdruck und Schilderung am meisten geglückt zu sein. — Gegenwärtig habe ich seit vielen Jahren nicht mehr gedichtet, aber das Gefühl für alle Schönheiten der Poesie glüht in mir fort; ein gutes Gedicht entzückt und erhebt meine Seele noch jetzt und tönt lange in ihr wieder.

Unter meinen ersten literarischen Freunden habe ich den früh verstorbenen Ludwig August Unzer erwähnt, der — geboren zu Wernigerode am 22. November 1748, — schon am 14. Januar 1775, noch nicht siebenundzwanzig Jahre alt, heimging. Er war einer der Mitbegründer der Lemgoischen „Bibliothek der neuesten Deutschen Literatur,“ und wurde bekannt durch seine „chinesischen Gärten“ (Lemgo, 1773), aber noch bekannter durch die „Devisen auf deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler,“ die ihm und Mauvillon zugeschrieben werden, obwohl er mir gegenüber in allen seinen Briefen

[1] Matthisson erbat (Stuttgart, 30. November 1802) Reichards Beiträge mit den Worten: „Sie, der Sänger so manches trefflichen, gefühlvollen Liedes, dem die Nation mit Entzücken horcht, dürfen in meinem Muster-Saale natürlich nicht fehlen.“

die Verfasserschaft stets läugnete und einen gewissen Richert in Ebeleben bei Sondershausen als den Urheber nannte; eben deßhalb habe er auch in der Leipziger Recension der „Devisen" ein R. gesetzt. Dieses R. aber brachte mich in den Verdacht, als sei ich der Verfasser der „Devisen," an denen ich jedoch nie den entferntesten Antheil gehabt habe. Wohl aber ist das „Schreiben über ein Dessert, ein Pendant zu den Devisen" (1773); und die „Nachlese zu den Devisen" (ebenfalls 1773) von mir. Ersteres verdankt sein Dasein wirklich einem Dessert; dasselbe folgte auf ein fröhliches Abendessen, welches ich Ettinger, Gotter, Ewald und einigen anderen Belletristen meiner Bekanntschaft gab, und gelegentlich dessen ich meine „Devisen" die Stelle der gewöhnlichen, einzig dem Zufalle oder der Wahl des Zuckerbäckers verdankten Reime vertreten ließ. Die „Nachlese" war noch ein Ueberbleibsel des Jenaischen Studenten-Übermuthes, und auch größtentheils gegen Gelehrte zu Weimar und Jena gerichtet. Einige Professoren dieser Akademie, aufgestiftet durch den Juristen Heinrich Gottfried Scheidemantel, der über seine Devise:

„'Werd' eine Gans!' sprach Critica. —
Doch Er
Blieb unverwandelt vor ihr stehn
Und schnattert noch sein Staatsrecht her."

auf's höchste erbittert war, reichten bei dem Ministerium zu Gotha eine Klageschrift gegen mich ein; auch ein angesehener Theologe meiner Vaterstadt hatte es sehr übel genommen, daß ich von seinen gedruckten Kanzelreden, die niemand kaufen wollte, gesagt hatte:

„Wie schnell hat sich der Wind
Des Autor-Ruhms gedreht!"

Das Ungewitter, welches gegen mich heraufzog, war gewaltig, doch Dank dem gesunden Menschenverstande des

ersten Ministers, des Freiherrn von Lichtenstein (eines alten Gönners meines Stiefvaters), hatte das Jammergeschrei der gekränkten Eitelkeit für mich keine nachtheiligen Folgen. Nur privatim erhielt ich die Weisung: mich künftig ähnlicher Ausfälle zu enthalten. In Folge davon unterblieb der Druck einer schon fertig in meinem Pulte liegenden, Boileaus neunter Satyre nachgebildeten „Epistel an mich, von mir." Bei der Musterung und Vernichtung vieler meiner Papiere habe ich diese „Epistel" unlängst von neuem gelesen und gefunden, daß sie wirklich einige gelungene Stellen aufwies; dennoch bin ich froh, daß sie nie die Presse verließ, denn die Nachwehen jener „Devisen," so unschuldig ich auch an den Unzerschen war, habe ich noch lange nachher auf meiner schriftstellerischen Laufbahn bitter empfinden müssen.

Den folgenreichsten Einfluß auf meine dichterischen Erzeugnisse habe ich bereits meinem unvergeßlichen Freunde und Landsmann, Friedrich Wilhelm Gotter, zugewiesen. Geboren am 3. September 1746 zu Gotha, war er einige Jahre älter als ich, hatte gleichfalls seine Studien in Göttingen gemacht, war dann bei der Visitation des Reichskammergerichts in Wetzlar beschäftigt worden, und zur Zeit, als ich auf der Georgia Augusta studirte, abermals — als Hofmeister zweier Edelleute aus der Lausitz — nach Göttingen gekommen, wo er mit mir schon recht gut befreundet wurde. Später ging er noch einmal nach Wetzlar, kehrte aber gegen Ende 1772 dauernd nach Gotha zurück. Hier erwies sich mir seine erneuerte Bekanntschaft bald im höchsten Grade nützlich; wahrhaft freundschaftlich nahm er sich meiner an, und sein Beispiel, als dasjenige eines überaus feinen und angenehmen Gesellschafters, wirkte sehr vortheilhaft auf mich. Nach einer Rolle, die ich auf dem Privattheater gespielt hatte, dessen ich sogleich erwähnen werde, pflegte er mich nur „den Cousin" zu nennen, und diese Bezeichnung bürgerte sich bald in allen unseren Kreisen ein. Gotter war der eigentliche Stifter der

„Donnerstags- oder Theegesellschaft,“ welche achtunddreißig Jahre lang bestand und anfangs aus Mitgliedern der ersten Familien zusammengesetzt war, in deren Häusern sie der Reihe nach jeden Donnerstag Nachmittag gegeben wurde. Erst im Jahre 1816, mit dem Tode eines der vier überlebenden Familienhäupter, des Kammerraths Stopffel, erlosch diese „Theegesellschaft,“ deren ich — zum großen Kummer Einiger, die bei ihrer Gründung noch nicht aus dem Ei geschlüpft waren — im „Morgenblatte“ [Nr. 95 vom Freitag 19. April 1816, S. 379 fg.] gelegentlich eines Nachrufs an den um Gothas Blumenzucht und Kunstgärtnerei hochverdienten Stopffel so herzlich gedachte, wie sie es verdiente. Ein vergänglicheres Denkmal, als diese „litera scripta“ im „Morgenblatte“ habe ich der „Theegesellschaft“ in einer Mundtasse aus unserer Porzellanfabrik gestiftet; neben einer passenden Inschrift enthielt diese Tasse die Namen der siebenundzwanzig Familien, welche seit 1778 an der Gesellschaft Theil genommen hatten. Gefertigt wurde das sehr niedlich ausgefallene Kunstwerk für eine Dame, welche nach dem Tode Gotters, als dessen Freundin, in Besorgung der vielfachen kleinen Angelegenheiten unserer Gesellschaft an seine Stelle getreten war: für die im Januar 1817 heimgegangene Wilhelmine Bertuch. In ihrem verwachsenen, fast mißgestalteten Körper lebte ein heller Verstand bei einer Gutmüthigkeit ohne Gleichen; ihre uneigennützige Dienstfertigkeit, ihre prunklose Wohlthätigkeit und unerschütterliche Treue für ihre Freunde war in seltenster Weise erprobt. Um nur Ein Beispiel ihres Wohlthuns trotz beschränkten Vermögens anzuführen, so sammelte sie bei allen ihren Freundinnen Ueberbleibsel von Kattun und Tuchstoffen, verarbeitete sie mit geschickter Hand zu Kinderzeug und hatte die Hebammen ein für alle Mal angewiesen, wenn eine arme, rechtliche Wöchnerin darum in Verlegenheit sei, sich an sie zu wenden und die Sachen in Empfang zu nehmen. Aus Elementen wie dieses treffliche Mädchen

rekrutirte sich unsere „Theegesellschaft,“ deren Seele der liebenswürdige Gotter blieb, bis auch er uns — viele Jahre zu früh! — für immer entrissen wurde. Allerdings erzeugte der Umstand, daß bei der Errichtung des Hoftheaters, 1774, nicht er, sondern ich die Direction bekam, ganz ohne meine Schuld eine Spannung zwischen uns, allein diese verschwand sehr bald, und in den letzten Jahren vor seinem am 18. März 1797 eingetretenen Tode war er wieder so ziemlich der Alte gegen mich. — Bekanntlich zählten in Wetzlar Goethe, Jerusalem und einige andere später berühmt gewordene junge Männer zu Gotters Vertrauten; einzelne Züge und Anspielungen auf diese, wie auf Gotter, finden sich iu dem Drama: „Masuren, oder der junge Werther;“ welches August Friedrich von Goué geschrieben hat, der ferner bekannt ist durch sein Werk: „Notuma, nicht Exjesuit, über das Ganze der Maurerei,“ wo er in einem Capitel dieses seines maurerischen Lebens auch Gotters erwähnt. „Masuren“ bekommt erst Interesse, wenn man den Schlüssel dazu hat; Gotter gab ihn mir, aber leider habe ich das Exemplar verloren, worin ich denselben am Rande vermerkt hatte. Nun ist mir „Masuren“ ein Buch mit sieben Siegeln; das gewöhnliche Schicksal solcher in örtlichen und persönlichen Anspielungen sich bewegenden Schriften. Möchte daher Jemand z. B. Musäus' „physiognomische Reisen“ mit Erläuterungen herausgeben; denn sonst wird mancher treffende Witz, den wir herzlich belacht haben, unseren Nachkommen dunkel und sonderbar erscheinen.

Gotter ist unstreitig einer der begabtesten Dichter Deutschlands; leider sind viele seiner besten Schöpfungen dem Publikum unbekannt geblieben. Als Gelegenheitsdichter war er gradezu unübertrefflich; was seine Muse in der Stunde des Frohsinns, der geselligen Freude, bei'm vollen Glase oder an leckerer Tafel ihm zuflüsterte, trug immer das unverkennbare Gepräge des Genius und war gewürzt

mit Witz und kecker Laune. Bedauerlicher Weise ging das meiste davon verloren, weil die fröhlichen Genossen es nur ihrem Gedächtnisse anvertrauten; höchstens erhielt sich einzelnes in Notizbüchern oder in ein paar kaum leserlichen Bleistift-Abschriften. So besitze ich selbst noch einen komischen Reisepaß für die einfältige Dienstmagd einer Verwandten; außerdem das launige Spottgedicht, welches er im Auftrage der regierenden Herzogin bei Gelegenheit einer falschen Trauerpost auf eine sehr schöne Hofdame anfertigte. Auch vermisse ich in der gedruckten Sammlung seiner Gedichte[1] eine schöne, etwas schwermüthige Elegie auf eine Klause, die wir beide im Garten einer seiner verheiratheten Stiefschwestern erbaut hatten. Mir sind nur noch folgende Zeilen daraus gegenwärtig:

„O daß, wen Deine ehrwürdige Schale
Umschloß, Dein Moos bedeckte, Dein Laub umfing,
Getröſteter, als oft aus einem Fürstensaale,
Und besser, als aus mancher Kirche von Dir ging!"

Eine seiner Töchter, Pauline, verehelichte Schelling in München, hatte sein Dichtertalent zum Theil geerbt; auch Gotters jüngere, nun lange verstorbene Schwester war Verfasserin manches sinnigen Gedichtes, das nicht über den freundschaftlichen Kreis hinaus kam, aber — gleich denen von Pauline Schelling — eher verdient hätte, gedruckt zu werden, als manches Sonett und Triolett gewisser neuerer Dichter. Ein feindseliger Stern, der unserem deutschen Theaterwesen leuchtete, hat es immer zu fügen gewußt, daß Gotter, obwohl er zum Theaterdirektor geschaffen war, doch nie an der Spitze einer Bühne gestanden hat. Ausgerüstet mit allen erforderlichen Talenten, wie sich dieselben schwerlich in einem deutschen Theaterdichter wieder so glücklich vereint finden möchten, dabei leidenschaftlicher und, was noch mehr

[1] Zwei Bde. gr. 8o. Gotha 1787, 88, bei Ettinger.

ist, reich begabter Dilettant im Comödienspiel — so war Gotter; welcher Gewinn wäre es daher für das vaterländische Schauspiel gewesen, hätte er an der Leitung einer der großen Nationalbühnen in Wien, Berlin oder Hamburg[1] theilnehmen können! Aber auch so schon ist der Nutzen groß, den er der deutschen Bühne nicht nur durch seine Bearbeitungen französischer Stücke und durch einige Originale, sondern auch namentlich dadurch brachte, daß er zahlreichen, theilweise noch jetzt lebenden (auch todten) berühmten Schauspielern und Schauspielerinnen mit Rath und That zur Hebung ihrer theatralischen Bildung und zur Vervollkommnung ihres Spiels an die Hand ging. Ich nenne nur den Einen: Iffland, würde aber leicht noch manchen Bühnenkünstler von Ruf anführen können, wenn ich nicht lieber schwiege, da ich dieses genus irritabile aus früheren Erfahrungen nur zu gut kenne.

Wie nun Gotter, wenn eine dichterische Arbeit ihn beschäftigte, von allem um ihn her nicht die mindeste Notiz nahm und ganz in seine Phantasiewelt entrückt war, so hörte er auch an Tagen, wo er in irgend einer Rolle auftrat, mit der Stunde des Ankleidens auf, Gotter zu sein; Sprache, Anstand und Geberde modelten sich ihm völlig nach dem einstudirten Charakter, und zu nichts mehr war er brauchbar, als zu Dem, was in Bezug stand auf das zu gebende Stück. Als Deklamator und Vorleser weiß ich von allen, die ich kenne, niemand ihm an die Seite zu setzen, als den [am 25. April 1800] zu Rellingen verstorbenen, von Schröder treu verpflegten Schauspieldirektor Abel Seyler, der meinen Freund in der Kunst des Vorlesens nach Vieler Urtheil vielleicht noch übertraf.

[1] Schröder hatte die ernste Absicht, Gotter als Theaterdichter nach Hamburg zu ziehen und stellte ihm glänzende Bedingungen. (Handschriftlich.)

5.

Unterdessen war, fast fünf Jahre später als seine kunstsinnige Gattin Herzogin Louise Dorothea, der bisherige Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg, Friedrich III., nach vierzigjähriger Regierung (als Nachfolger seines Vaters, Herzogs Friedrich II., hatte er am 23. März 1732 den Thron bestiegen) am 10. März 1772, dreiundsiebenzig Jahre alt, entschlafen. Ihm folgte sein ältester überlebender Sohn, Herzog Ludwig Ernst II., geboren am 30. Januar 1745, vermählt am 21. März 1769 mit der schon genannten Marie Charlotte Amalie, Prinzessin von Meiningen, die sechs Jahre jünger als der Herzog und geboren war am 11. September 1751. Zweiunddreißig Jahre lang hat er sein Fürstenthum musterhaft regiert; fast eben so lange habe ich ihm persönlich nahe gestanden. Der Verlauf der Darstellung wird zeigen, daß ich nicht zu viel sage, wenn ich den Herzog Ernst unbedingt zu den edelsten Menschen im allgemeinen und zu den vorzüglichsten Regenten im besonderen rechne, welche je die Zügel einer Herrschaft in Händen gehabt haben.

Die beiden ersten Jahre seiner Regierung verstrichen, ohne daß ich in wichtigere Beziehungen zum Hofleben oder zu öffentlichen Geschäften getreten wäre. Der Zeitraum von 1774 bis 1779 aber umfaßt die folgenreichsten Jahre meines Lebens, denn in diesen fällt der Anfang der Bekanntschaft mit dem Herzog, die Stiftung des Hoftheaters, meine

Anstellung dabei, und der Wirrwarr in meinen Vermögensverhältnissen, zu welchem meine Verluste bei der Casse den Anlaß gaben. Endlich wurde „zum Kompaß" auf meinem Lebenswege — wie beziehungsreich zu sagen wäre — meine Weihe und Aufnahme in den alten Orden der Freimaurerei, der ich immer ein treuer Anhänger geblieben bin. Die Loge von Gotha — jetzt „Ernst zum Kompaß" genannt — hat sich in der Geschichte der Freimaurerei theils durch ihren Einfluß auf mehrere der neueren Ereignisse, theils durch ihren inneren Werth und den selbstgeschaffenen menschenfreundlichen Wirkungskreis vortheilhaft bekannt gemacht. Gestiftet unter dem Namen des „Kosmopoliten" am 25. Juni 1774 von Konrad Ekhof mit Beihilfe einiger Mitglieder der Seylerschen Schauspielergesellschaft[1] und etlicher anderer alten Maurer, gewann sie durch den Beitritt des Herzogs Ernst und seines jüngeren Bruders August (im Juli 1774) bald Zuwachs und Ansehen als „Loge zum Rautenkranz," ein Name, den sie von dem bekannten Schmucke des sächsischen Wappens bereits am 23. September 1774 annahm. Der Beitritt dieser beiden einflußreichen Brüder wurde für die Loge in jeder Beziehung höchst wohlthätig, und mußte es werden bei einer so warmen Theilnahme, wie namentlich Herzog Ernst sie der Freimaurersache immerfort bewiesen hat. Er gestattete sogar das Tragen einer Art Maurer-Uniform, bestehend aus dunkelblauem Frack mit rothem Kragen und weißen Unterkleidern; auf den vergoldeten Knöpfen war erhaben ein Rautenkranz abgebildet. — Auf des Herzogs Vorschlag und durch seine Unterstützung erhielt auch ich am 24. October 1775 Aufnahme, stieg bald Dank eben dieser seiner Gunst zu höheren Graden und widmete mich dem Bunde mit alle dem Feuereifer, den er mir einflößte, und der mich, wie ich einmal veranlagt bin, für eine

[1] Das Stiftungsprotokoll in Bretschneiders Freimaurer-Kalender auf 1852 (Gotha 1852) S. 162 fg.

Sache, wie diese, naturgemäß begeistern mußte. Es giebt keinen maurerischen Vorfall von Bedeutung in dieser Loge, an dem ich nicht Theil genommen hätte. Zu meinen gedruckten maurerischen Schriften zählt der erste eigentliche deutsche Freimaurer-Almanach, 1776 in Taschenformat und nach einem englischen Muster unter dem Titel herausgegeben: „Sammlung für die freien und angenommenen Maurer in Deutschland", den ich mit dem nachherigen Meister vom Stuhl, Obersten von Helmolt, bearbeitet hatte, und dessen erste Auflage, begleitet von einer Auswahl von Liedern, auf meine Kosten sauber gedruckt, der Loge zum Gebrauch überlassen wurde; ferner eine beifällig aufgenommene „Ode auf die Anwesenheit des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, 1777"[1] (abgedruckt im ersten Stück der „Freimaurer-Bibliothek" von 1778); endlich eine „Rede auf den Tod des Bruders Schierschmidt." Auf mein Maurer-Leben werde ich wiederholt zurückkommen müssen;

[1] „Der 25. Februar 1777 war einer der glänzendsten Tage des Rautenkranzes. Die □ wurde an diesem Tage nicht in ihrem gewöhnlichen Local, sondern auf dem Residenzschloß gehalten. Herzog Ferdinand von Braunschweig, der hocherleuchtete Großmeister der vereinigten □ □ oder unseres gegenwärtigen Systems beehrte sie mit seiner Gegenwart. In seinem Gefolge waren 17 fremde BB. meistens von höheren Graden, und darunter der durch wichtige maurerische Missionen berühmte, nun todte Br. Wächter, dessen Name auch in unseren Zeiten merkwürdig geworden ist, weil, nach einer Sage, sein Sohn es gewesen sein soll, der die erste maurerische Weihe an Napoleon gab. Die □ begrüßte den hohen Besucher durch eine auf ihre Kosten gedruckte Ode, die von mir gedichtet worden war, und die ich die Ehre hatte, in der Arbeits-□ selbst dem gefeierten Gaste zu überreichen. Nach dieser festlichen Arbeits-□ begann eine nicht minder festliche Tafel-Loge im großen Saal des Schlosses. Die regierende Herzogin mit sieben der vornehmsten Zutritts-Damen wohnten derselben bei. Die Tafel hatte die Gestalt des mystischen Krücken-Stabes oder lateinischen T, den man auf alten Denkmälern der Templer bemerkt. Nach der Tafel wurden die Herzogin und der Herzog Ferdinand unter dem Vortritt der BB. zu ihren Gemächern begleitet." (Reichard, Gothaische Logengeschichte, S. 21 fg. Vergl. Bretschneiders „Freimaurerkalender auf das Jahr 1852" S. 166 fg.)

vorstehende Notizen wollen daher lediglich als Einleitung dazu betrachtet sein. Zunächst sind es theatralische Verhältnisse, welche die Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmen.

Bei der entschiedenen Vorliebe zur Bühne, welche, wie ich geschildert habe, den vielseitig begabten Gotter durchglühte, war wohl nichts natürlicher, als daß er es sich angelegen sein ließ, in Gotha ein deutsches Liebhabertheater[1] zu gründen; das erste, welches in der Stadt je gesehen worden war, denn die vom Adel dann und wann am Hofe gegebenen Vorstellungen waren stets französisch. Die an Gotters Veranstaltung theilnehmenden Damen waren Töchter aus zwei der angesehensten bürgerlichen Familien Gothas, mit denen die meinige und diejenige Gotters lange schon in genauer Bekanntschaft stand; mir war das Fach eines „ersten Liebhabers" bestimmt. Diese Privatbühne ist als Wiege des gesammten Theater-Geschmacks in Gotha anzusehen; sie öffnete dem Director Abel Seyler und dem späteren Hoftheater die Bahn, so daß sie mittelbar die Veranlassung zu der wichtigen Rolle geworden ist, welche dieses letztere in der Geschichte des deutschen Theaters fast fünf Jahre lang gespielt hat.

Es war am 27. Januar 1773, als für uns Mitglieder der große Tag der ersten öffentlichen Vorstellung kam, und mit Wehmuth und Rührung gedenke ich seiner, wie aller

[1] Für dieses sandte ihm Goethe seinen „Götz von Berlichingen" mit dem bekannten Gedichte: „Schicke Dir hier den alten Götzen" u. s. w. Mit dem „Buben, der rüstig ist, von Schweizerblut" (den Gotter in seiner Antwort als zur Übernahme der Titelrolle geeignet nennt) dürfte Friedr. Gabriel Sulzer gemeint sein. Die ganze grobe Fahrlässigkeit in thatsächlichen Angaben, welche Ed. Devrients „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" auf oft erschreckende Weise kennzeichnet, gehört zu folgender Bemerkung (das. II, 249): „Der Ruf der (Seylerschen) Truppe (als sie vom 29. Juni bis 18. Septbr. 1771 in Wetzlar spielte) reizte Goethe, seinen „Götz von Berlichingen" von ihr aufgeführt zu sehen. Er schrieb deßhalb an Gotter, dessen Einfluß er kannte, eine Epistel in altdeutschen Versen; dieser antwortete ebenso, setzte aber das Unternehmen weiter hinaus." Soviel Irrthümer, wie Worte; Götz war im Sommer 1771 noch gar nicht fertig.

der schönen Stunden, der Proben und gesellig-heiteren Zusammenkünfte, welche dieses Vergnügen mit sich brachte — gedenke der Lieben, deren Theilnahme diesem harmlosen Vergnügen immer wieder neuen Reiz verlieh. Mir selbst sollte bald ein ganz besonderer Magnet unser Liebhabertheater anziehend machen.

„Aha, bist Du da, mein Schatz? Ich suchte Dich überall!“ mit diesen Anfangsworten[1] ihrer Rolle (als Madame Dalancour in Goldonis „wohlthätigem Murrkopf“), gesprochen mit dem ganzen Wohllaut einer wundervollen Stimme, stürzte mir bei unserer ersten Leseprobe, sowie ich den Fuß in's Zimmer setzte, in neckischer Ausgelassenheit eine weibliche Gestalt entgegen — und was für eine Gestalt! Wäre ich noch Dichter, so wollte ich sie besingen, wie sie mir vorschwebt in ihrem hohen Wuchse, mit den blauen Augen, dem schwarzen Haar, und mit dem edel gebildeten griechischen Antlitze. Schwerlich habe ich je in meinem Leben schafsköpfiger und verlegener ausgesehen, als in dem Augenblicke jener muthwilligen Anrede; schwerlich mich jemals linkischer und einfältiger benommen, als diesen Abend. Gotter selbst gestand mir nachher, daß er verzweiflungsvoll mit sich gezürnt hätte, mir eine Rolle wie den Dalancour anvertraut zu haben; doch der Wurf war einmal geschehen, und bald durfte jede Reue deßhalb schwinden; ich fand mich auf dem mir anfangs fremden Gebiete schnell genug zurecht.

Meine „Madame Dalancour,“ ihres bürgerlichen Namens Frau Dr. Louise Grimm, geborene Sulzer, war eine Schwester jener beiden Freunde meiner Jugend, mit denen ich den Robinson gespielt hatte. Tochter des herzoglichen Leibarztes,[2]

[1] Erster Aufzug, sechzehnter Auftritt: „Herr Dalancour, Madame Dalancour,“ in: „Der wohlthätige Murrkopf, ein Schauspiel in ungebundener Rede und drey Aufzügen, aus dem Französischen übersetzt.“ (Frankfurt a. M., 1772.) Seite 37.

[2] Johann Caspar Sulzer, gestorben im 83. Jahre seines Lebens zu Gotha am 10. April 1799 als Geh. Hofrath. Sein Nekrolog (bei Schlichte-

eines bei Hofe wie in der Stadt allgemein geehrten und hochgeachteten Greises, der aus seinem Geburtslande, der Schweiz, die angestammte Redlichkeit seiner Urväter in seine zweite Heimath mitgebracht hatte, war sie durch eine von den Eltern gestiftete Heirath ohne Liebe Gattin eines Mannes geworden, über dessen Redlichkeit wie ärztliche Kunst bis an sein Ende [28. October 1821] nur Eine Stimme des bewundernden Lobes herrschte; dennoch paßte er nicht für seine Gattin und sie nicht für ihn. Ganz Gotha wußte das; war es ein Wunder, wenn die schöne, lebhafte Frau gleich bei der ersten Begegnung — in Folge meiner Abwesenheit auf Universitäten war sie meinen Blicken bisher entschwunden gewesen — tiefen Eindruck auf mich machte? War es ein Wunder, wenn der in meine Brust gefallene Funken durch die Gunst der Umstände zur Flamme angeblasen wurde? Folgte doch in den Vorstellungen unseres Liebhabertheaters auf den „gutherzigen Murrkopf" Ayrenhoffs „Postzug" — die trockene Aufzählung der übrigen, theilweise sogar auf dem Schloßtheater (bei Anwesenheit des Weimarischen Hofes) von unserem Häuflein gespielten Stücke kann billig unterbleiben — und auf den „Postzug" der „Westindier" u. s. w.; waren wir doch immer wieder „Liebhaber" und „Geliebte!" So z. B. im „Westindier" — sie Charlotte Rusport; ich Carl Dudley. Seitdem nannten wir uns scherzweise immer nur „Carl" und „Charlotte". Leider sollte schon nach einer nur zu kurzen Frist ein sehr seltsamer, nichtsbedeutender Zufall uns zugleich einander völlig nähern und völlig von einander entfernen; auf einem in fröhlicher Gesellschaft unternommenen Spaziergange begegnete uns nämlich ein Knabe, der ein paar kleine Vögel an Leimruthen gefangen hatte und zum Verkaufe anbot. Von Mitleid für die gequälten Thiere erfüllt, kaufte ich die Gefangenen, blieb einige Schritte

groll, X, 2, 270 fg.) nennt ihn „einen weitläufigen Verwandten des Berlinischen Philosophen."

zurück und gab ihnen die Freiheit. Dies hatte unbemerkt geschehen sollen, weil ich mich vor Spott über „Empfindelei“ fürchtete; allein „Charlotte“ hatte Alles bemerkt, und am Abend fand ich hinter meiner Hutkokarde ein Briefchen, worin sie meiner verstohlen ausgeführten That mehr Werth beilegte, als dieselbe verdiente. Das Billet einer verheiratheten Frau an einen unverheiratheten, lebhaften jungen Mann — in den Augen gewisser Späher, denen es nicht entgangen war, mußte es strafbar sein. Der Schein war wider die Schreiberin, allein der Schein trügt; und doch urtheilt die Welt meistens nach diesem trügerischen Scheine! So war es auch hier; die reizbare Eifersucht des Gatten flammte fürchterlich auf, der Hausfriede war gestört, für Hof und Stadt wurden wir zum Gegenstande des Gesprächs. Daß das Liebhabertheater sogleich aufhörte, versteht sich von selbst; die ungerecht mißhandelte Frau erkrankte; eine mehr als klösterliche Eingezogenheit wurde ihr von ihrem Gatten „ärztlich“ verordnet. Ich litt unsäglich; einen Nachhall jener Tage bildet mein „Grabgesang“:

„Gefilde des Todes,
Gefilde der Ruh“ u. s. w.

Endlich ging Grimm auf Reisen; diesem Umstande verdanken die gehalt- und lehrreichen „Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, England und Holland in Briefen an Freunde“ (3 Theile; Altenburg, 1775—1779) ihre Entstehung. „Charlotte“ und ich, wir haben uns niemals wieder gesprochen; erst zwei Jahre darauf sah ich sie als „Gabriele de Vergy“ auf einem Maskenballe. Sie war sichtlich verblüht; ich hielt mich von ihr fern, denn mir mißfiel ein Gerücht, welches den späteren Staatsminister von Thümmel zu ihrem Anbeter machen wollte. Wie mächtig ich trotzdem durch dieses Wiedersehen ergriffen wurde, beweist das dichterische Gemälde meiner Empfindungen, welches

im Göttinger Musen-Almanache für 1776 [S. 48 fg.] abgedruckt ist:

„Endlich, Abgott meiner Seele,
Ewig theure „Gabriele“,
Endlich findet „Coucy“ Dich!
Der, getrennt von Dir auf immer,
Scheu vor Deinen Blicken wich,
Ist mit Dir in Einem Zimmer,
Fühlt mit allen Sinnen Dich!“ u. s. w.

Ein Jahr später — war Louise Grimm todt. Ihr Geschick war nie so rosig, wie sie es verdiente; sie sank in's Grab als zu früh gepflückte Blume. Unerkannt gab ich ihrem Sarge das Geleite; ihre durch nichts ausgezeichnete Gruft ist eingesunken und vergessen von allen, außer mir. 1777 richtete ich der schönen, hochherzigen Frau einen Denkstein auf; so möchte ich das auch in die „Anthologie“ aufgenommene Gedicht „Grablied“ nennen:

„Wehmuthsvoll, aus öder Ferne
Wall' ich an der Liebe Grab“ u. s. w.

Die mächtige Hand der Zeit hat seitdem alle Mißverständnisse aufgeklärt; Grimm selbst hat später, als seine erste Aufwallung vorüber war, die Bitte nicht abgeschlagen: mich, wie die Glieder meiner Familie, als unser Hausarzt zu überwachen. So hat er seine Kunst meiner späteren Gattin gewidmet, und als er sie nicht retten konnte, an ihrem Krankenlager durch seine heiteren Unterhaltungen ihre Leidensstunden verkürzt. Ja, so sehr schätzte er die treue Gefährtin meines Lebens, daß er testamentarisch bestimmte, neben ihr auf dem Siebeleber Kirchhofe, in bloßer Erde, aber mit Kalk überschüttet, bestattet zu werden. Es geschah, und so ruhen — seltsame Fügung! — die Gebeine des

Mannes, der mich einst wegen seiner Gattin so schwer verkannte, an der Seite meiner Gattin! Grimm zählte 85 Jahre, als er starb, oder vielmehr entschlummerte. Ueber ihn und seine Verdienste habe ich mich in der „Staats-Zeitung“[1] ausgesprochen; er war einer der größten Ärzte seiner Zeit, und verordnete dabei immer nur ganz einfache Mittel. Besonders glücklich war er in allen Fieber-Kuren und in der Kunst, das Leben betagter Personen weit hinauszuspinnen. Sein weißes Pulver ist in der ganzen Gegend noch unter dem Namen des „Grimmschen Pulvers“ officinell und allgebraucht; von seinen medicinischen Aussprüchen sind viele als erfüllte Orakel bekannt. So weissagte er im Sommer 1821, als unser Herzog August nach Karlsbad ging: man werde hiervon binnen Jahr und Tag traurige Folgen erleben; bei der Starrsucht des Herzogs Friedrich rieth er von heftigen Mitteln ab, weil durch solche leicht ein Schlagfluß herbeigeführt werden könnte. Der rasch erfolgte Tod des ersteren, die Sprachlähmung des letzteren hat Grimms hellen Blick nur zu entschieden außer Zweifel gestellt.

Das Liebhabertheater war also in die Luft geflogen; die Einsamkeit, in welche ich mich versetzt fühlte, erschien mir sehr drückend. Ich griff daher wieder zur Feder; umfangreichere schriftstellerische Arbeiten, hauptsächlich aber die Uebersiedelung der Seylerschen Schauspielergesellschaft, die Weimar in Folge des dortigen Schloßbrandes [6. Mai 1774] mit meiner Vaterstadt vertauschte, mußten mich zerstreuen. Fleißig habe ich damals gearbeitet; füllt doch mein Name in der neuesten Ausgabe von Meusels „Lexikon jetzt lebender deutscher Schriftsteller“ — leider! — drei enggedruckte Seiten

[1] So scheint der Kürze halber Beckers „Nationalzeitung der Deutschen“ vom Publikum genannt worden zu sein, wenigstens hat sich keine andere „Staatszeitung“ ausmitteln lassen wollen, wogegen Reichards im Laufe der Darstellung angeführte Arbeiten in der „Nat.-Ztg.“ stehen; der Aufsatz über Grimm im 46. Stück vom 14. Novbr. 1821, Seite 837.

mit den Titeln meiner Schriften an;[1] und nicht einmal alle sind sie da aufgezählt! — Von den vielen Fächern der Literatur, in denen ich mich versucht habe, nenne ich zuerst die statistischen und geographischen. Die Mehrzahl meiner Arbeiten in denselben (ausgenommen die Reisebücher, von denen ich später reden werde) sind Uebertragungen aus dem Französischen; als erstes Werk von Bedeutung erschien St. Pierres „Reise nach Isle de France und Bourbon". Meine Uebersetzung, ziemlich holprig und mit zahlreichen, völlig entbehrlichen Anmerkungen versehen (solche Notenkrämerei war lange mein Steckenpferd), wurde 1774 zu Altenburg gedruckt; versteht sich, ohne Honorar. Diese Arbeit bahnte mir den Weg in das Haus des Gothaischen Ministers Sylvius Friedrich Ludwig Freiherrn von Frankenberg, dem ich sie zueignete. Er war ein Staatsmann von erprobter Rechtschaffenheit, dessen ausgezeichneter Verwaltung, die er viele Jahre hindurch (unter drei Regenten!) führte, größtentheils der Wohlstand verdankt wird, in welchem unser kleines Land blüht. Napoleon wußte sehr genau, wer eigentlich unter Herzog August regierte, und sagte deßhalb einst: „Le Gouvernement est à Siebeleben," wo Frankenberg ein Landhaus hatte. Noch bis in sein hohes, mehr denn achtzigjähriges Alter bewahrte dieser seltene Mann die rastlose Thätigkeit und den Scharfblick eines Jünglings; seine Unterhaltung blieb von überraschender Lebhaftigkeit. Mein privater wie amtlicher Verkehr mit ihm gehört zu meinen liebsten Erinnerungen; ich hatte das Glück, von ihm stets mit vorzüglicher Auszeichnung behandelt zu werden. Eine nicht minder ehrenvolle Aufnahme fand ich bei seiner hoch=

[1] Reichards Schriften sind in Hamberger-Meusels bekanntem Werke nebst dessen zahlreichen Nachträgen (Lemgo, 1774 u. fg.) an vierzehn Stellen, theilweise seitenlang, aufgeführt. Eine Wiedergabe dieser Stellen erschien um so weniger nöthig, als die Schriften in dem alphabetisch geordneten Lexikon s. v. „H. A. O. Reichard" leicht zu finden sind.

gebildeten, geistreichen Gemahlin, die Gotha, wie sie in der Jugend zu den schönsten ihres Geschlechtes zählte, im Alter zu den letzten rechnen muß, welche von dem alten Hofe, dem „Siècle de la Duchesse Louise," — für unser Land ein anderes „Siècle de Louis XIV!" — noch aus eigener Anschauung erzählen konnten. Wenige Wochen vor dem Tode des Ministers von Frankenberg (er starb in voller Geistesfrische, beschäftigt mit einem Steuerreformplan des Landes, dessen Obersteuerdirector er war, so zu sagen „mit den Waffen in der Hand" am 24. April 1815) besorgte ich noch zu seiner Jubelfeier[1] die Ehrendenkmünze der Freimaurerloge und die in antiker Form gefertigte Glückwunschtafel des Kriegscollegiums.

Eine andere Uebersetzung von mir, die „sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin", nach dem Französischen, im Auszuge, kam 1779 bei Weygand in Leipzig heraus, und verschaffte mir zuerst die Bekanntschaft dieses Buchhändlers, der nachmals einer meiner Hauptverleger wurde. Gleichzeitig war diese „Geschichte von Tunkin" auch das erste Werk, von welchem ich ein Honorar bezog, denn anfangs und noch sehr viel später war es mir nur darum zu thun, eine Arbeit, welche ich gedruckt wünschte, recht bald die Presse verlassen zu sehen. Von Ettinger bekam ich alsdann nur Freiexemplare, aber kein Honorar; selbst jenes, welches ich in der Folge von ihm erhielt, bezog ich niemals baar, sondern nur in Büchern, die ich von ihm entnahm. Ergiebig ist mir die Schriftstellerei zu keiner Zeit meines Lebens gewesen, obwohl später Freund Bertuch und der alte Dieterich in Göttingen diejenigen meiner Verleger waren, welche mich noch am besten und verhältnißmäßig erträglich honorirten.

Unter meinen historischen Schriften glaube ich drei als die vorzüglichsten und am nützlichsten gewesenen bezeichnen

[1] Am 2. Januar 1815. Frankenberg war 1765 aus Hessen-Casselschen in Gothaische Dienste getreten.

zu dürfen: den mühsamen vierbändigen Auszug aus den weitschweifigen, einige dreißig Volumes starken „Lettres édifiantes“ unter dem Titel: „Zur Kunde fremder Völker und Länder“ (Leipzig, bei Weygand, 1781—83); dann die acht Bände der „Kleinen Reisen, Taschenbuch für Reisedilettanten“ (Berlin, 1785—91, bei Unger); eine Nachahmung (größtentheils durch Originale) des Couret de Villeneuveschen „Recueil amusant de voyages, en vers et en prose“; endlich die „Malerische Reise durch einen großen Theil der Schweiz, vor und nach der Revolution“, zuerst bei meinem Schwager Seidler in Jena 1805 erschienen und begleitet von sechsundfünfzig Kupfern in Großoctav. Diese „malerische Reise“, welche eine sehr günstige Aufnahme im Publikum gefunden hat, darf ich mit Recht mein Werk nennen, denn sie ist, wie mein noch vorhandener Briefwechsel mit meinem Verleger bezeugen kann, ganz von mir. Die fremden Papiere, von denen ich in der Vorrede spreche, würden kaum Stoff zu zwei Octavseiten haben liefern können. Gewidmet wurde die „malerische Reise“ der Kaiserin Elisabeth Alexiewna von Rußland; aber so wenig diese, wie irgend eine andere meiner russischen Zueignungen scheint — wie ich aus dem Ausbleiben jeglicher Antwort schließe — jemals an ihre Adresse gelangt zu sein, was zur Kunde russischer Zustände gewiß einschaltungsweise angemerkt zu werden verdient.

In die Pausen meiner im Vorstehenden geschilderten literarischen Thätigkeit waren gelegentlich, als wohlthätige Unterbrechungen und Zerstreuungen, kleine Reisen in die Umgegend meiner Vaterstadt gefallen. So hatte ich 1773 einmal den Minister von Frankenberg, der in einer geschäftlichen Angelegenheit nach Weimar fuhr, auf seine Einladung dorthin begleitet; bald darauf wurde ich der Reisegefährte meines Freundes Gotter, als zum Geburtstage der Herzogin Anna Amalie dessen Trauerspiel „Merope“ zum erstenmale von der

Seylerschen Schauspielergesellschaft zu Weimar aufgeführt wurde. Die genannte Truppe war, nach des Prinzipals Koch Abzuge, 1771 von der Herzogin berufen worden, um auf dem fürstlichen Schloßtheater Vorstellungen zu geben, und sie löste die ihr von der kunstsinnigen Fürstin gestellte Aufgabe im ganzen durchaus befriedigend. Ich selbst hatte mich davon überzeugt, hatte Seyler, dessen Frau[1] und einige andere Mitglieder der Truppe bei meinem wiederholten Aufenthalte in der benachbarten Residenz kennen gelernt, und so geschah es, daß nach dem Weimarschen Schloßbrande Gotter und ich diejenigen waren, welche dem plötzlich heimathlos gewordenen Schauspielprincipal den Rath gaben: sich mit seiner Gesellschaft zunächst versuchsweise nach Gotha zu wenden. Alle Mittel, die in unserer Macht standen, boten wir auf, ihn zu unterstützen; am meisten kam uns zu Statten, daß der berühmte Konrad Ekhof zu Seylers Truppe gehörte. Lebhaft steht mir jener unvergeßliche Augenblick vor der Seele, wo ich die erste Bekanntschaft dieses merkwürdigen Künstlers machte, auf die ich in hohem Grade gespannt war. Mit welchem Maßstabe eines Ideals näherte ich mich ihm! Als ich nun den kleinen, unscheinbaren Mann vor mir erblickte, mit der anstoßenden Zunge, mit den einwärts gekehrten Füßen, sich stützend auf eine Art von Krücke und krumm und gebückt daher watschelnd, — da war es mir wohl zu verzeihen, wenn ich wieder einmal ein schlagendes Beispiel der alten Wahrnehmung vor Augen zu haben wähnte: wie trügerisch

[1] Sophie Friederike Hensel, geb. Sparmann; geb. zu Dresden am 23. Mai 1738, 1755 verheirathet mit dem Schauspieler Hensel (geb. 1728 zu Hubertsburg, gest. zu Freiburg im Breisgau 19. Decbr. 1787), von dem sie seit 1759 meistens getrennt lebte, bis sie förmlich von ihm geschieden wurde. Am 9. Novbr. 1772 notirt Ekhof: „Um diese Zeit kam Mad. Hensel von Wien wieder; Herr Seyler reiste ihr entgegen, ließ sich eine Meile von Weimar, in Osmanstädt, mit ihr trauen und führte sie als Madame Seyler nach Weimar.“ Sie starb am 22. Novbr. 1789 zu Schleswig. Seyler war geboren am 23. August 1730 zu Liestal bei Basel.

doch oft der Nimbus eines berühmten Namens sei. Um so höher stieg am nächsten Abend mein Erstaunen, als ich eben denselben kleinen Mann als Richard III. auftreten sah. Dieser stattliche, gewaltig und hochragend einherschreitende König mit der Kraftstimme — und jener hinfällige, schwache Greis von gestern? Eine solche Verwandlung schien fast Zauberei. Freilich waren sie zwei ganz verschiedene Wesen: Ekhof der Theaterfürst (das war Er!), und Ekhof der Privatmann. Kein Ekhof ist je wiedergekommen auf der deutschen Bühne; so wenig wie ein Garrick auf der englischen, oder ein Le Kain auf der französischen. Als der Baron Grimm einst von Paris nach Gotha kam, wünschte er von Ekhof zwei Rollen gespielt, die er Garrick und Le Kain oft hatte geben sehen: Richard III. und den Advokaten Patelin. Grimm betrat das Schauspielhaus, erfüllt von ungünstigen Vorurtheilen; er verließ es, durchdrungen von Bewunderung für Ekhof, und namentlich ebenso erstaunt wie entzückt von dem seltenen Einklange und der merkwürdigen Uebereinstimmung des Spiels wie der Auffassung jener Rollen, die er zwischen Ekhof und den beiden großen Ausländern bemerkt hatte. Und doch war unserem Ekhof nie einer der letzteren zu Gesicht gekommen!

Die Seylersche Schauspielergesellschaft in ihrem Bestande von 1774, wo sie am 8. Juni die Bühne zu Gotha mit Weißes Trauerspiel „Richard III." eröffnete, war sicherlich eine der tüchtigsten, welche das damalige theatralische Deutschland besaß.[1] Die Aufführungen, zunächst bis zum 23. Sep-

[1] Den handschriftlichen (bis 1876 unbenutzten) Notizen Ekhofs sei noch das folgende entnommen: „1773 vom 10—13. Februar weilte der Hofstaat von Gotha in Weimar. — 1774. 6. Mai. Der „Hausvater" sollte aufgeführt werden. Aber um 1 Uhr Nachmittags entstand unter'm Dache über der Küche Feuer im Schlosse, wodurch dasselbe bey einem starken Nordwest gänzlich in Asche gelegt wurde. — Den 5. (Juni) aus Weimar gereiset und in Gotha angekommen. Logirt bey Hofr. Jäger. 5 Thlr. M. Miethe." In Weimar „wurde Seyler nach 4 Wochen mit 1/4 jähriger

tember dreiundvierzig an der Zahl, dann am 8. November wieder beginnend, zeugten nach allen Richtungen hin von einer seltenen Vollendung. Als ich später auf der nämlichen Bühne, wo die großen Talente jener Truppe und nachher diejenigen unseres Hoftheaters geglänzt hatten, den Witterschen Thespiskarren beklatscht und bewundert sah, übermannte mich ein sicherlich berechtigter Unwille, und ich brachte den Manen jener ausgezeichneten Künstler ein Sühnopfer, indem ich eine Rüge in Briefform niederschrieb, welche Bertuch in's „Journal des Luxus und der Moden" aufnahm.[1] Aber ein weit besseres Sühnopfer war Ifflands Spiel, als dieser Ende September 1810 an der Stätte seiner ersten Künstlerweihe uns Alte ganz in die goldenen Zeiten der siebenziger Jahre zurückversetzte. Der Meister selbst war innig von der Erinnerung an jenes unvergeßliche „Sonst" durchdrungen; gerührt, mit einem Händedruck, sprach er mir nach: „Die gute, alte Zeit!"

Seylers und seiner Gesellschaft Erscheinung zu Gotha, Ende Mai 1774, bot mir in jedem Betracht eine hochwillkommene Zerstreuung. Vor mir liegt ein vergilbter Brief, den ich bald nach Ankunft der Truppe an meinen Jugend-

Gage und Schenkung der Schulden, die er noch an die Kammer restirte, entlassen, mit eigenhändigem Schreiben von der Herzogin an den Herzog von Gotha versehen, worauf die Gesellschaft erst auf 1/4 Jahr daselbst engagirt wurde. NB. Hier bezahlten die Zuschauer" (welche in Weimar die Comödie gratis genossen hatten; vergl. Pasqué, Goethes Theaterleitung, I, 23.).

[1] „Neues Hoftheater in Gotha", Auszug eines „Briefes aus Fulda", a. a. O. December 1804 S. 601 fg. Der Principal der Truppe „war vor seiner theatralischen Laufbahn Bedienter bei einer adeligen Dame in Gotha gewesen;" man gab zur Nachfeier des Geburtsfestes des Herzogs August eine Festvorstellung mit Prolog von Fr. Jacobs: „ein artiger kleiner Genius zündete Opferschalen an," aber dieselben waren „statt mit Weihrauch, der Himmel weiß mit welcher pech- und ölartigen Materie gefüllt;" die Flamme „zersprengte die Schalen und drohte die Coulissen zu ergreifen." Den nun entstehenden Feuerlärm schildert der „Brief" sehr drastisch. Nachdem die Gefahr beseitigt, nahm die „Festvorstellung" ihren Fortgang.

freund Friedrich Gabriel Sulzer, Louisens Bruder, schrieb, der inzwischen Brunnenarzt zu Ronneburg geworden war. „Ich bin," heißt es darin voll jugendlicher Überschwenglichkeit, „ganz weg in Herrn und Madame Seyler, wie in Herrn Ekhof; Du weißt, daß das sonst meine Art nicht immer ist. Es sind aber so gute Leute, und so gute Köpfe! Gestehe, daß in meiner einsamen Lage mir nicht leicht ein glücklicherer Umstand begegnen konnte, als die Ankunft dieser Truppe. Ich werde dreimal die Woche unter Menschen sein und Menschen sehen, das ist immer Etwas! Wenn ich alle die Anstalten sehe, die brennenden Lichter, das Orchester, die versammelte Menge, die Erwartung, den hin und her rennenden Baumeister, das" — der boshafte Gotter, der mich beim Schreiben überraschte, schaltete „stockende" ein — „Maschinenwerk, — dann sage ich mir immer: „Alles das war auch einmal für uns!" Und wehmüthig rufe ich mit Wieland[1] aus:

„Wie schnell der Mond aufging,
Der Störer unsrer Freuden!"

Zum Glück behielt indeß diese wehmüthige Stimmung bei mir nicht lange die Oberhand. Bald stand ich auf vertrautem Fuße mit allen Schauspielerinnen — der Brandes, Böck, Hellmuth, Mecour, Koch, und wie sie hießen; besonders aber wurde ich durch Gotter der Hausfreund Abel Seylers und seiner Frau. An des Directors Tische waren immer einige Couverts für Freunde gedeckt, und bald brachte ich den größten Theil meiner Abende bei ihm zu, namentlich als Joh. Jak. Engel nach Gotha kam und bei ihm wohnte. Solcher Umgang mußte nothwendig auf die Läuterung meines Geschmacks den vortheilhaftesten Einfluß üben; Engel gewann mich lieb und las mir die Entwürfe fast aller seiner

[1] Deutscher Merkur, Bd. VI, Stück 1, in dem Gedichte: „An Psyche", S. 18: „Der Mond gieng auf, der Störer unsrer Freuden."

Arbeiten, z. B. der „Geißel“ vor; so mußte ich ihm auch Material für die Vorstudien zu seiner „Höhle auf Anti-Paros“ verschaffen, die nachher im „Philosophen für die Welt“ erschien. Dergleichen Aufsätzen pflegte er immer etwas Wahres zum Grunde zu legen, welches er dann nur erweiterte, aufputzte und mit der gehörigen Nutzanwendung ausstaffirte. Noch ist mir ein allerliebster Schwank aus seinem Munde erinnerlich, den er zu bearbeiten willens war; es ist mir unbekannt, ob es geschehen ist, denn Engel arbeitete überhaupt sehr langsam. Ein Friseur — so lautet dieser Schwank — wollte gern ohne viele Kosten die große Oper in Berlin sehen. Mit ein paar Groschen bestach er daher eine Schildwache, ihm eine Thür zu öffnen, hinter der, als sie geöffnet war, sich nichts zeigte, als ein dunkler Gang. Von Bestechung zu Bestechung gerieth der arme Teufel von Friseur endlich gar zwischen die Räder des Maschinenwerks, so daß er dem Himmel danken mußte, als er mit dem letzten Groschen sich wieder auf der Gasse befand, und grade soviel, wie ihn das Eintrittsbillet gekostet haben würde, für Angst und nichts ausgegeben hatte.

Trotzdem er von solchen Scherzen vollsteckte, plagten den armen Engel dennoch zuweilen die Dämonen der Schwermuth. Dann war nichts mit ihm anzufangen, als ihn seiner traurigen Stimmung zu überlassen. Eines Sonntags schickte er zu mir und ließ mich eilends holen; als ich in sein Zimmer trat, zeigte er mir ein Bläschen an seiner Nase und betheuerte ganz ernsthaft: daß dieses den Anfang eines Krebsschadens bilde, und daß er binnen kurzem des jämmerlichsten Todes sterben werde. Ich hatte Mühe, ihm nicht in's Gesicht zu lachen; das Gespräch aber behandelte nun eine Menge Todesfälle ähnlicher Art. Einige Zimmer weiter hin war Seyler mit einem französischen Sprachmeister Passavie in lebhaftem Wortwechsel über den Werth oder Unwerth der so eben zu Paris erschienenen französischen Uebersetzung oder vielmehr

Umarbeitung[1] der „Minna von Barnhelm" gerathen; nach und nach mischte ich mich ebenfalls in den Streit. Die Thüren der Zimmerreihe standen offen, und Engel kam allmählich näher; zuletzt stand er in der letzten Thüre und erfuhr nun, um was es sich handelte. Plötzlich stürzte er vollends in's Zimmer, setzte einen Stuhl so derbe vor den erschrockenen Sprachmeister nieder, daß alle Füße zerbrachen, und ergoß sich in einen Strom von Schmähungen gegen die Pariser Verhunzung. Aber von Stund' an waren auch alle schwermüthigen Gedanken an Krebsschaden und Tod so gänzlich von ihm gewichen, daß er sich ankleidete und in bester Laune mit mir zu einer Gesellschaft fuhr.

Engel war übrigens selbst der beste Erzähler seiner Anekdoten, und in diesen gradezu unerschöpflich; so erinnere ich mich eines Geschichtchens von König Friedrich II. und dem Marquis Lucchesini, welches ich hier mittheile, da es, so viel ich weiß, unter den 1001 Geschichten über den großen König noch nicht gedruckt ist. Lucchesini war bekanntlich Vorleser des Monarchen; als solcher hatte er sich täglich gegen 5 Uhr Nachmittags zu ihm zu begeben, um entweder vorzulesen, oder mit dem König über literarische Gegenstände zu sprechen. In andere als gelehrte Sachen durfte er sich nicht mischen. Nun hatten einst die Vorsteher einer milden Anstalt zu Potsdam, um derselben zu einigem Vermögen zu verhelfen, ein Oratorium veranstaltet und den Text drucken lassen, den sie allen Großen und Vornehmen zuschickten, um dafür ein Geschenk von einigen Friedrichsd'or zurückzuerhalten. Sie wünschten nichts sehnlicher, als so einen Text auch dem Könige in die Hände zu spielen, um dessen Großmuth ebenfalls anzurufen, allein niemand wollte die Vermittlung übernehmen. Alle Generale und Minister lehnten dieselbe ab — endlich versuchten die Vorsteher jener Anstalt ihr Heil bei

[1] „Les amans généreux" von Rochon de Chabannes; 1774. (Vergl. Gothaische gelehrte Zeitung 1774, St. 99, S. 786—788.)

Lucchesini, doch auch dieser weigerte sich anfangs, bis der Hinweis darauf, daß es sich ja um ein gutes Werk handle, ja, daß die Sache in gewisser Hinsicht sogar in's Wissenschaftliche einschlage, ihn endlich willfähriger stimmte und ihn bewog, ein Exemplar des Textes sich für den König einhändigen zu lassen. Als er am Nachmittage wie gewöhnlich in's Vorzimmer kam, erkundigte er sich bei dem Kammerhusaren: „wie der König heute gelaunt sei?" — „Recht gut," antwortete dieser; „er hat bei Tische nichts gethan, als den Grafen Schwerin (das bekannte Stichblatt seines Witzes) zu hänseln." — „So gehen Sie hinein," sagte Lucchesini, „und melden Sie mich." Da dies sonst nie geschah, sagte der Kammerhusar verwundert: „Ich Sie melden? Wo denken Sie hin? Der König sitzt schon an seinem Pult und wartet auf Sie." — Aber Lucchesini bestand darauf, gemeldet zu werden, und zögernd ging der Kammerhusar hinein. „Er soll kommen," erwiederte der König auf die pflichtschuldigst abgestattete Meldung, und rief Lucchesini bei dessen Eintritt entgegen: „Was wandelt Ihn an, Marquis, daß Er gemeldet sein will?" — „Ich bin nicht der Marquis von Lucchesini," lautete die Antwort. — „Und wer denn sonst?" fragte der König ernst und erhob sich vom Sitze. „Sire, ich bin Abgesandter des Himmels;" und nun begann der Marquis umständlich darzulegen, um was es sich mit Bezug auf jene Potsdamer milde Anstalt handelte. Schweigend schloß der König einen alten Schrank auf und nahm einen Sack mit Silbergeld heraus. „Da!" sagte er; „das ist alles, was ich jetzt thun kann. Er weiß, wie mich der Spitzbube, der G.— betrogen hat; und dann sind die großen Ueberschwemmungen gewesen. Hier, das nehme Er!" Von Herzen froh, dankte der Marquis, und nun schlug das Gespräch den gewöhnlichen Gang ein, ohne daß der König jene Angelegenheit wieder berührt hätte. Nach etwa zehn Tagen kam Morgens früh der Hoffourier zum Marquis und bestellte ihn mit einiger Feier-

lichkeit auf „heute um elf Uhr in den Marmorsaal zur Audienz.“ Wenn Friedrich jemand im Marmorsaale empfing, so geschah es immer als König, und war es einer seiner Diener, so war gewöhnlich ein kleines Gewitter damit verbunden. Der Marquis fuhr daher nicht ohne Herzklopfen nach dem Schlosse. In den Marmorsaal geführt, fand er den König in voller Uniform. „Mein Herr Abgesandter des Himmels!“ redete ihn derselbe an; „es ist Zeit, daß ich Ihnen Ihre Abschieds-Audienz gebe. Hier haben Sie Ihr Beurlaubungs-Schreiben.“ Damit reichte er dem befangenen Lucchesini ein Papier und entfernte sich. Zagend öffnete der Marquis das Blatt, und fand — eine sehr beträchtliche Anweisung zum Besten jener milden Anstalt. Friedrich hatte sich die kleine Fopperei dabei nicht versagen können, es den Marquis doch fühlen zu lassen, daß dieser sich eigentlich in Dinge gemischt habe, die ihm hätten fern bleiben sollen.

Engel stand dem preußischen Hofe zeitlebens nahe genug, um dergleichen kleine, aber bezeichnende Züge in Menge erzählen zu können; es ist bekannt, wie er später sogar der Lehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm wurde, der 1797 als der Dritte seines Namens den Thron bestiegen hat. Aber auch von anderen Seiten her schenkte man Engel immerfort großes Vertrauen, namentlich erhielt er oft von auswärts Aufträge, junge Leute als Hofmeister, Secretäre oder dergleichen vorzuschlagen. Als er auch während seines vorhin erwähnten Aufenthaltes zu Gotha einen solchen Auftrag aus Dresden erhielt, wo einer der Minister einen Cabinets-Secretär für sich zu haben wünschte, bat ich Engel: zu dieser Stelle mich in Vorschlag zu bringen. Unvorsichtiger Weise hatte ich nämlich in die „Beobachtungen über verschiedene Gegenstände aus dem Reiche der Natur und Sitten“, welche der geistreiche, nun auch [am 20. Februar 1818] verstorbene Bürgermeister Jacobs — der würdige Vater meines späteren Schwagers, des großen Philologen, — 1774

zu Gotha herausgab, „Empfindsame Wanderungen durch die Redoutenzimmer“ einrücken lassen, worin ich selbst (unter dem Bilde des „Kranken“) vorkam,[1] wie auch manche andere Anspielung, besonders auf die noch frischen Vorgänge mit Louise Grimm, eingeflochten war. Dies hatte zu neuen Erörterungen, ja sogar zu Gesprächen am Hofe Anlaß gegeben, gelegentlich deren sich Herzog Ernst höchst mißbilligend über mich geäußert haben sollte. Wenigstens wurde mir dies erzählt; es kränkte mich heftig, und ich wollte Gotha durchaus verlassen. Allein Engel weigerte sich gradezu, mich nach Dresden als Secretär jenes Ministers zu empfehlen; je dringender ich bat, desto hartnäckiger wurde er. „Nein, nein!“ sagte er endlich fast heftig, „es wäre gegen meine Ueberzeugung.“ Und als ich ihn betroffen ansah, fuhr er merkwürdig prophetisch fort: „Der Grund ist, daß ich fest glaube: der Herzog wird Ihr Freund werden, sobald er Sie genau kennen lernt.“ Viele Jahre später, als der treffliche Mann auf einer theatralischen Entdeckungsreise [bekanntlich führte Engel mit Ramler längere Zeit die Berliner Bühne] wieder durch Gotha kam und mich besuchte, habe ich ihn an jene, inzwischen eingetroffene Weissagung erinnert, da er zu seiner aufrichtigen Freude sah, in wie vertrauten Verhältnissen ich zum Herzoge stand.

Vielleicht hatte Engel insofern leicht prophezeien, als er beobachten konnte, wie gütig mich schon damals Prinz August, Herzog Ernsts jüngerer Bruder, gelegentlich auszuzeichnen liebte. Die Anfänge meiner Bekanntschaft mit dem erlauchten Herrn fallen in jene frühe Zeit, und mit Freuden widme ich ihm ein Blatt dankbaren Gedenkens. Er war ein Freund der Dichtkunst, ein Verehrer Wielands, Herders und

[1] „Wanderschaft durch die Redouten-Zimmer“, a. a. O. Theil I, Stück 6, S. 94: „Der Krancke“. — „Ich kenne ihn wohl,“ heißt es daselbst; „ich habe keinen vertrauteren, keinen ergebeneren Freund auf dieser unseligen Kugel.“

Goethes. Von 1774 bis zu seinem Tode, der im Jahre 1806 erfolgte, würdigte er mich seines Umgangs, wie seines Briefwechsels. Zwar gilt dies vorzüglich von den ersten zwanzig Jahren, denn in den Zeiten der französischen Revolution trat durch die Verschiedenheit der politischen Meinungen (der Prinz stand auf Seite der Jacobiner) eine Abkühlung ein; aber diese verlor sich wieder in den letzten Lebensjahren des Prinzen August, in denen derselbe für mich völlig wieder der Gönner von 1774 wurde. Zweimal hatte er Italien bereist und von dort her ein warmes Gefühl für die bildende Kunst wie für die Musik mitgebracht. Obwohl er äußerst schwach und kränklich war, so überlebte er seinen herkulischen Bruder, den Herzog Ernst, doch um mehr denn zwei Jahre. Von Charakter war er, trotz mancher ausgeprägten Sonderbarkeiten, gutmüthig und sanft, so daß seine Leute ihn unaussprechlich liebten. Zwischen ihm und der geistreichen Gemahlin des Ministers von Frankenberg bestand eine edle, zartsinnige Freundschaft, die sich bis an seinen Tod nie verläugnet hat; Gotter, Adam Weishaupt und andere waren stets um ihn, und jeder durch Geist oder Talent ausgezeichnete Fremde, der nach Gotha kam, fand den Zutritt bei ihm offen, wie später in demselben Palaste Kunst und Talente von seinem Erben, dem Prinzen Friedrich, in fürstlicher Weise gepflegt wurden. In seiner Jugend hatte Prinz August vorzüglich die schönen Geister Frankreichs studirt, deren Sprache er vortrefflich schrieb, so daß er sogar mit Glück darin dichtete. Zuletzt aber lag er fast allein dem Studium der deutschen schönen Literatur ob. Es ist bedauerlich, daß von seinen französischen und deutschen Gedichten keine Sammlung erschienen ist; sein Name würde sonst einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern des Vaterlandes einnehmen. Auch Freimaurer war der Prinz, und Barruel hat ihn in seinen bekannten „Mémoires“ [1]

[1] „Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme“, 4 Bde., London 1797 fg.

ganz richtig bei seinem Illuminaten-Namen „Walther Fürst“ aufgeführt. Kurz vor seinem Tode gab er der Johannisloge Ernst zum Kompaß noch einen schätzbaren Beweis seiner Theilnahme, indem er ihr mit dem Drucke ihres neuen Liederbuches ein Geschenk machte; als damals vorsitzender Meister erhielt ich den Auftrag, ihm ein Exemplar und den Dank der Loge zu überbringen. Es war das letzte Mal, daß ich des liebreichen Empfanges des biedern Prinzen mich erfreute; sein Tod erfolgte bereits am 29. September. Er würde sein schönes Leben länger gefristet haben, hätte er ein milderes Klima aufsuchen dürfen, wozu ihm aber leider die Geldmittel fehlten, denn gewissenlose Rathgeber hatten sein ursprünglich beträchtliches Vermögen durch tolle Ankäufe und Bauten nach und nach stark geschmälert. So z. B. überredete man ihn, nach dem Tode des Grafen von Werthern, des Schwiegersohnes der Frau von Buchwald, der am 27. August 1790 starb, dessen Haus zu kaufen, weil kein anderer es bezahlen könnte. Nachher wurde ihm dasselbe um den zehnten Theil des Einkaufspreises wieder abgeschwatzt, und er bezog ein kolossales Palais, das nur zur Hälfte ausgebaut und dann durch wunderliche Nebengebäude vergrößert wurde. Dergleichen verschlang natürlich große Summen.

Wie erwähnt, verkehrte ich mit dem Prinzen August auch oft schriftlich. Seine Briefe an mich, soweit ich sie unter meinen Papieren noch verwahre, reichen vom Jahre 1776 bis zum 21. April 1785; ihr Inhalt betrifft meist grammatikalische Anfragen, oder Aufgaben aus der deutschen Sprachkunde, oder deutsche Gedichte, die er verfaßt hatte, und deren Kritik er von mir verlangte. Letztere durfte, ja mußte mit vollkommenstem Freimuthe abgegeben werden; ich habe demgemäß den fürstlichen Poeten oft nach meiner Ueberzeugung zurechtgewiesen, was er aber nicht nur in keinem Falle übel nahm, sondern worüber er sogar stets im höchsten Grade erfreut und dankbar sich äußerte. Diese Briefe des

Prinzen August an mich gehören unbedingt zu seiner Charakteristik, und um sein freundliches Bild abzurunden, gebe ich zum Schlusse dieses Abschnitts nachstehend einige Auszüge.

Der erste derselben, ein Beweis für des Prinzen rege Theilnahme an unserem Hoftheater, fällt in den ersten Winter nach dessen Beginn[1]. Merciers „Essighändler", gut übersetzt und durch Ekhofs Spiel als Dominique außerordentlich gehoben, war [am 20. November 1775] sehr beifällig gegeben worden; der Prinz lobte die deutsche Bearbeitung, wie Ekhofs Darstellung uneingeschränkt; letztere mit den Worten: „Der Künstler habe seinem Spiele so viel Einfachheit, Natur und Wahrheit gegeben, daß jedermann davon auf das lebhafteste habe bewegt und gerührt werden müssen." Den Beschluß machte ein Gedicht an den Übersetzer des Stücks; „empfange" begann es schwungvoll,

„Empfange den verdienten Dank
Für jede süßvergoßne Zähre,
Die gestern meinem Aug' entwich,
Als ich den alten Dominique
Durch Dich auf uns'rer Bühne sah!" u. s. w.

Der nächste merkwürdige Brief des Prinzen deutet auf dessen zwanglosen Verkehr mit Herder; mein hoher Gönner sandte mir, um mich für die Verzögerung einer gewissen Nachricht zu entschädigen, „die Abschrift eines Briefes des Herrn Herder, und die darauf erfolgte Antwort". In dem [vom 17. September 1780 datirten] Schreiben heißt es dann weiter: „Sie werden wissen, daß ein Baron von Monster den Tod seiner Schwiegermutter den beiden Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein und Schillingsfürst notificirt hat; worauf er von ihrer gemeinschaftlichen Regierung oder Kanzlei eine sehr impertinente Antwort erhielt. Herr von Monster

[1] Vergl. Reichards Theaterkalender auf 1776, S. 29 fg. Der Übersetzer war unstreitig C. G. v. Helmolt, von dem eine Bearbeitung der „brouette du vinaigrier" 1776 bei Ettinger in Gotha erschien.

fordert den jüngeren (an Jahren), nämlich den von Bartenstein, heraus; dieser beruft sich auf seinen Stand und will sich nicht stellen. Herr von Monster schreibt wieder an ihn, giebt ihm zu verstehen, daß er ihn für einen sehr schlechten Menschen halten werde, und wiederholt (was ich vom ersten Briefe nach der Notification zu sagen vergaß): daß er diese Briefe werde drucken lassen, wenn er keine Antwort oder keine Genugthuung bekommen sollte. Bartenstein antwortet nicht wieder, und bekommt Schmähschrift auf Schmähschrift, ohne etwas von sich sehen noch hören zu lassen. Endlich, nachdem die Sache ein Jahr gedauert hat, läßt Herr von Monster in der That die sämmtlichen Briefe drucken, die mir Herder geborgt hat, und die ich wieder zurückgeschickt habe. In dem letzten Briefe des Herrn von Monster giebt er dem Fürsten ganz deutlich zu verstehen: daß, wenn derselbe sich nicht stellen werde, er, außer seinem kleinen Gebiete, nirgends sicher sein solle vor Begegnungen, wie sie ein Mensch zu erwarten habe, der sich nicht schlagen wolle. Nun zu den schönen Versen:

1.

Herder an mich.

Mit vielem Danke ausgerüst't,
Kommt endlich hier zurück Hr. Jacques le fataliste;
Auch kommt mit ihm anbei ein deutscher Reichsbaron,
Der mit dem Schillingsfürst auf seinem Pfenningsthron
Gar sonderbare Händel hat,
Und ziehet um sein Land, und ruft von Stadt zu Stadt:
„Heraus, heraus, Herr Schillingsfürst!
Mich sehr nach Deinem Blute dürst't!“

Ha'n Ew. . . . gelesen dieses Werk,
So bitt' es zu verleih'n dem Herrn von Frankenberg.

W. d. 13. Sept. 1780.

Herder.

2.

Ich an Herder.

Es eilen Bartenstein und Schillingsfürst zurück;
Sie bringen tausend Dank, sie wünschen tausend Glück
Dem, der so gütiglich zur Leine sie beschieden;
Doch ruft ihr blasser Mund dem Feind vom Landesfrieden:
„Steck' ein! Steck' ein! Du Rittersmann!
Ich todt, nicht fromm regieren kann!"

Es danket für dies Werk
Das Haus von Frankenberk.
August Pz. S.-Gotha."

Der nächste Brief — vom 23. October 1780 — zeigt des Prinzen gute Laune selbst bei boshaften literarischen Angriffen:

„Man hat mir in einem Pasquille: ‚Les Procès des trois Rois' etc. etc. etc. betitelt, die Ehre erwiesen, mich zu einem ‚garçon cordonnier' zu ernennen. Indem fällt mir ein, daß vielleicht der Verfasser in Holland, wo er sich lange aufgehalten zu haben scheint, von einigen meiner Bekannten von meiner Beschäftigung mit schlechten Versen gehört haben mag. Hat er nun auch von Hans Sachsen gehört, daß er ‚ein Schuh-Macher und Poet dazu' gewesen ist, so kann ihm auch dieses Gelegenheit gegeben haben, mich zu einem Schuhmachersgesellen auszuersehen. Wer weiß, ob er nicht gar geglaubt hat, daß Hans Sachs einer meiner Vorfahren gewesen sei, der den edeln Trieb, Schuhe und Verse zu verfertigen, nicht habe unterdrücken können? Sit ut sit, so soll mich niemand in der Freude stören, die ich empfinde, wenn ich mir sage: daß ich gemeint sei, obgleich mein Taufname nicht dabei steht."

Unterzeichnet ist der Brief: „August der Schustergeselle". Ein andermal lautet eine Unterschrift: „August der Reimer".

Wie über das Verhältniß des Prinzen zu Herder, so

finden sich auch über seine Beziehungen zu Goethe und Wieland in den Briefen an mich einige Andeutungen. „Dürfte ich Sie fragen", erkundigte sich der Prinz bei mir am 20. März 1783, „ob Sie noch von mir die „Iphigenia" von Goethe in der Handschrift haben?". Und nach der Schweiz, wo ich mich auf Reisen befand, meldete mir am 2. August 1785 Prinz August das folgende, zu dessen Verständniß man wissen muß, daß der Kammervirtuos Schlick meiner späteren, damals noch als meine Braut bei ihrer Mutter in Weimar lebenden Gattin stark den Hof gemacht hatte. „Oberon-Wieland" — schrieb der Prinz — „ist acht Tage, vom 9. bis 16. Juli, bei mir zum Besuch gewesen und hat unter meinem Dache wie eine Schwalbe fürlieb genommen. Ihr Nebenbuhler, Mit-Liebhaber, Ufersmann (Rival) oder Gegenüferler, ist mit ihm nach Weimar gereist, allein ohne die Schöne zu besuchen, und sein meister Aufenthalt war in Tiefurt bei der Herzogin Frau Mutter. Seit einigen Tagen ist er schon wieder zurück und gedenkt in wenig Tagen oder Wochen seine Flügel nach Italien anzulegen, um die Mlle. Strina Sacchi als Madame Schlick hieher zu bringen und unser Gefilde künftig zu allen Stunden mit süßen, harmonischen Tönen zu beseligen. Der Gott der Liebe beflügele auch bald Ihre Fersen zu Ihrem Rückfluge in unsere moralisch und körperlich flachen Gegenden. Sie haben den berühmten Lavater kennen gelernt und wahrscheinlich mit ihm der lachendsten Aussichten, wo nicht in die Ewigkeit (die wäre zu früh für einen Bräutigam!), aber doch zuverlässig in die Zukunft genossen. Ich wünschte wohl, diesen außerordentlichen Mann kennen zu lernen, zumal da ich ihn vor sieben Jahren vergeblich in Zürich aufgesucht, als er eben Geßnern nachreiste, wie ich nachgehends erfuhr, denn damals sagte mir sein Bruder, der Arzt, er sei zu einem Grafen nach Schwaben abgegangen. Wir leben hier ohne Aussichten, in der größten Zimmermannschen Einsam-

keit; mit mir geht es so gut, als es mit einem verdorbenen Uhrwerke gehen kann, das alle Augenblicke wieder in Oel gesetzt werden muß. Oft sage ich mir, daß es bald ganz ablaufen wird, und wenn man sich das schon ein paar Jahre heimlich sagt, so gewöhnt man sich an diesen Gedanken, so gut als an einen anderen."

Damit kann ich meine Erinnerungen an einen vielfach merkwürdigen Mann schließen, der es wohl verdient, daß man seiner freundlich gedenke.[1]

[1] Möchte dieses Gedenkblatt namentlich auch zum Verschwinden des merkwürdigen Irrthums in der Goethe-Literatur beitragen, demzufolge Prinz August und Herzog August von Gotha vielfach zusammengeworfen werden, wie dies z. B. Chr. Th. Musculus („Alphabetisches Namenregister der in Goethes Werken, Taschenausg. 1840, erwähnten Personen" S. 78) und nach ihm Anderen begegnet ist. — Zu Goethes Aufnahme in Gotha gehört auch nachstehender noch ungedruckter Brief des Dichters an Knebel: „So schläfrig ich bin, will ich Dir noch einen Grus schreiben. Diese Woche ist mir's in Gotha ganz gut gegangen, laß Dir von der Stein, wenn Du willst, was weiteres erzählen. Nächstens mehr. Laß von Dir hören. — D. 11. Juni 80. G." (Das Original in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar. Im „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel" müßten diese Zeilen auf Seite 18 des ersten Bandes vor № 20 stehen, welche falsch datirt ist.)

6.

Der Sommer, in welchem Seyler aus Weimar zu uns kam, 1774, war auch derjenige, in welchem ein nachmals im Vaterlande als Schauspieler, Schauspieldichter und Schauspieldirector vielgenannter Mann die Bühne zum ersten Male in Gotha betrat: Gustav Friedrich Wilhelm Großmann aus Berlin. Seine Gastrollen, die er als bloßer Dilettant spielte, waren: Riccaut de la Marlinière (am 1. Juli) und Marinelli (am 9. Juli 1774). Nie werden diese Charaktere wieder so dargestellt werden, denn beide bildeten einen Theil von Großmanns Wesenheit. Sie lagen, so zu sagen, in ihm. Ein halbes Jahr etwa später [am 17. November 1774] heirathete er eine junge, schöne, aus Gotha gebürtige Wittwe, Caroline Sophie Auguste Flittner, geb. Hartmann, deren Tochter erster Ehe in der Folge die wackere Künstlerin Friederike Unzelmann-Bethmann geworden ist. Gotter und ich, wir sangen Großmann das Hochzeitlied.[1]

Er war bald eine tüchtige Stütze der Truppe; sein Fach hieß damals dasjenige der „Escrocs, Stutzer und Juden." So um eine neue Kraft bereichert, bewährte das Theater trotz der heißen Jahreszeit je länger, desto mehr Anziehungskraft. Zu den vielen Fremden, welche durch den Ruf der Vorstellungen herbeigelockt oder wenigstens zurückgehalten

1 Reichards Gedicht „An einen Schauspieler an seinem Hochzeitsfeste" erschien zuerst in der Clever Theaterzeitung, 1775. „Gekommen ist der frohe Tag," lautet der Anfang. Es dürfte das hier gemeinte sein.

wurden, gehörte auch der berüchtigte Rudolf Erich Raspe, der nach seiner bekannten Beraubung des Museums zu Cassel auf seiner angeblichen „italienischen Reise" in Gotha erschien.[1] Gefesselt von den schönen Augen der Madame Brandes, hatte er die Kühnheit, seiner That und der Nähe von Cassel zum Trotze mehrere Tage zu verweilen, als „Graf St. Germain" auf der Redoute zu prangen, Verse in dieser Maske an den Hof auszütheilen und in allen Gesellschaften sich feiern zu lassen. Unmittelbar nach seiner Abreise traf der Steckbrief ein, aber Rath Raspe war schon über alle Berge — mit ihm eine goldene Dose, welche ihm Prinz August für den Abbate Galiani zu Neapel[2] anvertraut hatte, die aber wohl schwerlich je an ihre Adresse gelangt ist.

Daß die Anwesenheit Seylers und seiner Truppe fruchtbringend auf meine schriftstellerische Thätigkeit wirkte, kann wohl nicht überraschen. Es war die Zeit, in welcher die Monodramen „Ariadne auf Naxos" und „Medea", sowie die Bendaschen Singspiele Epoche auf der Bühne machten; meine ersten Versuche bewegten sich in gleicher Richtung. Ich begann damit, „das redende Gemälde" unter Beihilfe des Kapellmeisters Schweizer in deutschen Reimen Gretrys Musik unterzulegen. Zwar hatte man von Gretrys Operetten schon Uebersetzungen von André und Faber; Arbeiten, mit denen der Schauspielprinzipal Marchand am Rheine großes Glück machte. Allein zu Gotha verlangte man doch minder holprige Verse, und so entstand meine Übersetzung, auf welche nach und nach „Zemire und Azor", „der Freund vom Hause", „die Freundschaft auf der Probe" und einige

[1] Vergl. Brandes: „Meine Lebensgeschichte" (Berlin 1800) Bd. II, S. 184 fg.; für die bez. Verhältnisse als Quelle überhaupt hiehergehörig. Brandes erzählt trocken, aber glaubwürdig.

[2] Über Galianis Beziehungen zum Prinzen August: H. v. Thümmel, Beiträge zur Kenntniß Altenburgs, S. 66.

andere folgten. Sie sind nie gedruckt worden,[1] aber durch Abschriften an mehrere Schauspieldirectionen gekommen. Die Übersetzung des „redenden Gemälde“ wurde mir von der Prinzessin Louise, Schwester des Herzogs Ernst, aufgetragen; einer Dame, welche die französische Literatur vorzüglich liebte, feinen Geschmack mit feinen Gefühlen verband, überhaupt den Geist und die Richtung ihrer Mutter besaß, eben deßwegen aber mit ihrer erlauchten Frau Schwägerin nicht im Einklang lebte. Sie war mit meiner Arbeit mehr zufrieden, als ich selbst, und ich würde mich gewiß ihrer Gnade zu erfreuen gehabt haben, wäre nicht bald darauf [am 5. Februar 1776] ihr Tod erfolgt.

Die wichtigste meiner durch Seylers Eintreffen angeregten literarischen Unternehmungen, und der ich einen Theil meines schriftstellerischen Rufes verdanke, ist jedoch unstreitig der „Theater-Kalender“; das erste deutsche Product dieser Art. Er hat viele Nebenbuhler und Nachahmer gehabt, doch er hat sie alle überlebt. Den Standpunkt, aus welchem ich ihn beurtheilt sehen wollte, und aus dem er auch beurtheilt worden ist, gab gleich die erste Vorrede an: „Wir haben“ sagte ich darin, „sehr wenige Schriften über das deutsche Theater; und diejenigen, die wir besitzen, sind entweder zur allgemeinen Lectüre zu einseitig, oder zu kritisch. Im gegenwärtigen Werke hat man eine solche zu sammeln gesucht, die für den Künstler und den Liebhaber der Kunst gleich brauchbar sei, und in Etwas den Mangel einer allgemeinen Bühne durch ein Ganzes von Nachrichten ersetzen helfe; da jene, bei der politischen Verfassung von Deutschland, vielleicht auf immer ein Unding bleiben muß“. Und wenn man von der Dauer eines Werkes auf dessen günstige Aufnahme schließen darf, so kann dieser Kalender von sich rühmen, daß er von 1775 bis 1800, dem Jahre, in welchem

[1] Aus zwei ungedruckten Singspielen von Reichard Lieder im Gött. Mus.-Alm. 1777, S. 81 u. S. 119.

ich alle meine periodischen Schriften schloß, fortgelebt hat. Ohne unbescheiden zu sein, glaube ich selbst wohl von ihm sagen zu dürfen, daß er ein nützliches und brauchbares Handbuch für alle in Deutschlands Ländern zerstreut umherirrenden Schauspielertruppen gewesen sei. Daß der Theater-Kalender viel gelesen wurde und Einfluß hatte, bewiesen mir die zahllosen Zuschriften, Bitten, Beiträge und Zumuthungen mancherlei Art, womit ich von Amsterdam bis Temesvar, von Petersburg bis Basel jährlich gradezu überschwemmt wurde. Selbst die Drohung eines Injurien-Prozesses zog er mir einst von einem gezüchtigten und deßhalb wüthenden Schauspieler-Stümper zu.[1]

Ein anderes mit Beifall aufgenommenes Unternehmen war das „Theater-Journal", welches aber erst 1777 anfing und bis zum zweiundzwanzigsten Hefte fortlief, mit dem ich es endigen ließ. Zu den ersten beiden Heften [I, 17 fg., II, 101 fg.] steuerte Klinger Bruchstücke aus seinem Schauspiel: „Pyrrhus' Leben und Tod" bei, das damals noch Handschrift war. Manchem, der mit den Honoraren jetzt florirender Schriftsteller vertraut ist, wird es vielleicht unglaublich dünken, wie wenig ich jedesmal für ein so gesuchtes und vielgelesenes Taschenbuch, wie der Theaterkalender es war, von dem Verleger Ettinger erhielt. — Fünfundzwanzig Thaler! — — —

Unterdessen war Seyler am 29. September bis zum 4. November 1774 mit seiner Truppe in Leipzig zur Messe gewesen; dort hatte ihn das Anerbieten des Herzogs Ernst getroffen, zunächst auf ein Jahr dauernd nach Gotha zurückzukehren, auch eintretenden Falles (wenn nämlich ein Landtag ausgeschrieben werden sollte) in Altenburg zu spielen

[1] Vergl. die Vorrede zu Reichards Theaterkalender auf 1779, desgl. diejenige zum Kal. auf 1793. Außerdem: „Annalen des Theaters," Berlin 1792, Heft [illegible], S 107 fg., den Aufsatz: „Er findet sich, wo man ihn nicht gesucht hätte."

und dafür wöchentlich 115 Thaler sächsisch fest zu erhalten. Während der beiden Messen durfte Seyler überdies mit seiner Gesellschaft nach Leipzig ziehen. Auf diese Vorschläge war der Prinzipal eingegangen, und so begann er seine Vorstellungen auf's neue in Gotha am 8. November 1774 mit zwei Lustspielen; Ostern 1775 ging er, wie es ausgemacht worden, nach Leipzig, kehrte hierauf wieder nach Gotha zurück und wollte später dem Hofe noch auf den Altenburger Landtag (der inzwischen wirklich ausgeschrieben war) folgen, aber mit Ablauf seines Contractes (2. September 1775) Gotha gänzlich den Rücken kehren, um Leipzig und Dresden zu den Mittelpunkten seiner Thätigkeit zu machen. In diesen bedeutenden Orten hoffte er größeren Gewinn für seine Kasse zu finden. — Nun war aber in Gotha dem Hofe wie dem Publikum aus der Stadt durch die bereits ein Jahr dauernde Anwesenheit dieser vortrefflichen Gesellschaft das deutsche Schauspiel zum Bedürfniß geworden, an dessen Entbehrung Hoch und Niedrig nur mit Schrecken dachte. Auf der anderen Seite hatte ein großer Theil der Schauspieler durch die zuvorkommende und gefällige Aufnahme, welche sie in allen Kreisen — des Hofes, wie der Stadt — gefunden, und durch die gastfreie Geselligkeit, welche in dem kleinen Orte einheimisch war, Gotha sehr lieb gewonnen, so daß der Gedanke einer Trennung und des Tausches seines gesitteten Parterre gegen ein stürmisches großer Städte, wie sie es soeben wieder in Leipzig kennen gelernt hatten, ihnen höchst widrig erschien. Da ich mit den meisten dieser Künstler auf vertrautem Fuße stand, so machten sie gegen mich kein Hehl daraus, daß sie mit beiden Händen den geringsten Anlaß ergreifen würden, für immer in Gotha zu bleiben. Nach einem Gespräche dieser Art mit einigen aus dem Künstlervölkchen — es war im Juni 1775 — fuhr mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf: wie ja nichts leichter sei, als diese Mißvergnügten (zu denen Ekhof, Böck und Frau, Koch und Frau, die

Mecour, — kurz, lauter Vertreter der ersten Rollenfächer gehörten) mit Subjecten zu vermischen, die man von anderen Bühnen verschriebe, um so ein neues Zusammenspiel zu gründen, welches, als ein von jeder Privat-Entreprise unabhängiges Hoftheater, unmittelbar unter fürstlicher Leitung stände. Noch am nämlichen Abend brachte ich einen Plan zu Papier, der die Leichtigkeit der Ausführung, die Wege zur Beschaffung der erforderlichen Geldmittel nebst den verschiedenen, bei der inneren Einrichtung der Leitung wie des Theaters selbst zu beherzigenden Punkten so bündig wie möglich auseinandersetzte. Mit dieser Denkschrift wanderte ich am nächsten Morgen in aller Frühe zu meinem vortrefflichen Gönner, dem Consistorialpräsidenten Klüpfel, der hoch erfreut war über meine Vorschläge. Er billigte den Plan durchaus, las meine Arbeit sogleich, ergriff die Feder, änderte als praktischer Kenner der Verhältnisse manches, setzte anderes hinzu und trug mir dann auf: ihm die Denkschrift, nach diesen Fingerzeigen umgearbeitet, noch am nämlichen Nachmittage zu bringen, damit er sie Abends dem Herzoge vorlegen könne. Die vier Hauptpunkte jenes Planes betrafen: 1) die Zusammensetzung des neuen Hoftheaters; nämlich größtentheils aus den Mitgliedern der Seylerschen Gesellschaft; 2) die Leitung; welche aus zwei Personen unter der Oberdirection des Hofes bestehen sollte: einem Gelehrten, der zugleich die Stelle eines Theaterdichters und Kassierers versehe und zu dessen Wirkungskreise alles gehöre, was in's Fach der Literatur und Oekonomie einschlage; und einem verdienten Schauspieler, dem die Austheilung der Rollen, die Aufsicht über die Vorstellungen, kurz, die eigentliche Theater-Polizei obliege; 3) die Geldmittel. Der Herzog sollte neben den Summen, die er seither der Seylerschen Gesellschaft bewilligt, noch das Risico der Ausgaben auf sich nehmen, insofern diese, den zeitherigen Erfahrungen entgegen, durch die Einnahmen nicht gedeckt würden; 4) eine Pensions-

Anstalt für verdiente Mitglieder, als Aufmunterung zu gutem Betragen, und besonders auch für den Fall, daß das Hoftheater etwa einmal aufgelöst werde. (Von dieser Pensions-Anstalt hat später, beim Schlusse der Bühne, nur Ein Mitglied, Madame Boeck, Gebrauch gemacht; nach ihrem Tode ist ihre Tochter in den Genuß des Gnadengehaltes eingetreten, obwohl sie erst 1778, nicht lange vor der Auflösung des Institutes, debütirt hatte.) — Diesen Plan überreichte Klüpfel dem Herzoge, und schon am nächsten Morgen bekam er ihn mit einem sehr gnädigen Handbillete zurück, welches er mir mittheilte. Der Herzog billigte alles, wollte aber, der Rechtlichkeit seiner Denkungsart gemäß, jeden Schritt durchaus vermieden wissen, der einem heimlichen Abdingen der Schauspieler auch nur im mindesten ähnlich sehe. Ausdrücklich war verlangt, daß Klüpfel mir dieses eröffne und meine Vorschläge darauf entgegen nehme. Dies ist Thatsache, und ihre Mittheilung widerlegt wohl hinlänglich alles Falsche, welches man über die Gründung des Hoftheaters vielfach verbreitet hat.

Klüpfels Mittheilungen veranlaßten mich zu einem neuen Aufsatze in Form eines „Nachtrages," dessen Entwurf, mit des Consistorialpräsidenten Zusätzen und Verbesserungen, vor mir liegt. Nachdem einige denkbare, jedoch minder empfehlenswerthe Mittel zur Erreichung des Zweckes erwähnt sind, fährt der „Nachtrag" folgendermaßen fort: „Der dritte Weg, den ich nun vorschlagen will, scheint mir der leichteste und gradeste. Der Hof müßte öffentlich verlauten lassen: daß, wenn Herr Seyler von hier weggehen sollte, man gesonnen sei, eine eigene Hoftruppe zu errichten. Man könnte auch dieses Vorhaben Herrn Seyler bei seiner Zurückkunft" (er war wegen seines sächsischen Engagements in Dresden) „selbst zu erkennen geben, um alle Beschwerden, zu welchen er sich sonst veranlaßt sehen möchte, auf einmal abzuschneiden. — Der Erfolg einer solchen Nachricht würde sein: ent-

weder, daß Herr Seyler selbst annehmbare Vorschläge machte, oder: daß wenigstens einer und der andere der hiesigen Schauspieler aus freien Stücken sich erböte, in herzogliche Dienste zu treten. Mit denjenigen, die auf diese Art hier blieben, sowie mit solchen, welche von anderen Truppen in Deutschland leicht könnten verschrieben werden, würde der Hof gar bald eine Schauspielergesellschaft bilden, die aus lauter erlesenen Leuten bestände. Gegen die Moral dieses Weges scheint mir so wenig einzuwenden, daß ich mich selbst seiner ganzen Ausführung unterziehen wollte. Herr Seyler weiß alsdann, um was es sich handelt; er ist Herr und Meister, sich seiner Leute zu versichern, und soll denn ein Hof nicht dasselbe Recht haben, welches jeder andere Principal hat, da z. B. morgen ein Brief aus Riga oder Hamburg Herrn Seyler jeden seiner Acteurs entführen kann, ohne daß er sich darüber mit Fug und Recht beschweren darf?"

Der hiermit vorgezeichnete Weg wurde in der That vom Hofe gewählt. Herr Seyler erklärte bei seiner Zurückkunft: „wie sein Engagement in Sachsen abgeschlossen und nicht mehr rückgängig zu machen sei; wie er zwar voraussehe, daß mehrere Mitglieder seiner Bühne ihn verlassen würden, welches ihm allerdings schmerzlich falle; wie er sich aber schon zu helfen wissen werde." Hierauf meldeten sich von seiner Gesellschaft zu dem neuen Hoftheater: Ekhof; Anton Schweizer als Kapellmeister; Boeck und Frau; Meyer und Frau; Friedrich Koch und Frau, Franziska Romana, geb. Giranek; Madame Mecour, und Hönnicke. Als vorzügliche Künstler wurden sie sogleich engagirt, und auf Ekhofs Vorschlag von der Wäserschen, Ackermannschen, Heinrich Gottfried Kochschen[1] und Hamonschen Gesellschaft noch einige Subjecte verschrieben. Der Obermarschall von Studnitz bekam die Oberdirection, und mittels Reglements vom 17. Juli 1775 Ekhof die Leitung

[1] Der Principal war am 3. Januar 1775 gestorben; am 15. April ward die Truppe aufgelöst.

des Schauspiels, ich diejenige des literarischen Fachs und der Kasse.[1] Gegen die Uebernahme der letzteren protestirte mein kluger Stiefvater, als hätte er eine Ahnung gehabt von den mir später aus diesem Theile der Geschäfte erwachsenden Verlegenheiten; allein da er leider nur kurze Zeit später [am 12. April 1777] starb,[2] so behielt ich die Kasse. Meine Hausfreundschaft mit Seyler erkaltete durch die Errichtung der neuen Bühne; ebenso wurde Gotter nach meiner Ernennung zum Director kühl gegen mich. Allerdings hatte er weit mehr Talente und mehr Einsicht, folglich mehr Beruf zu diesem Posten, als ich; allein da Klüpfel mir auf das bestimmteste erklärte: auch wenn ich die Leitung nicht übernähme, so würde des Herzogs Wahl aus gewissen Gründen doch nimmermehr auf Gotter fallen, so glaubte ich meinem eigenen heimlichen Wunsche nachgeben zu dürfen. Der Hof ging kurz darauf nach Altenburg[3] und kam erst im Anfange des October 1775 zurück; vor seinem Abgange aber hatte ich die erste, unvergeßliche Unterredung mit dem Her=

1 „Herrn Director Reichards Incumbenz" s. in: „Ernst der Zweite," von Dr. August Beck (Gotha, 1854) S. 439 fg., als „sechste Bestimmung" des „Theater=Reglements" vom 17. Juli 1775.

2 Er war geboren zu Querfurth am 20. März 1713.

3 „Nachdem die Seylersche Gesellschaft vom Juni bis zum 10. August zu Gotha gespielt hatte, mußte sie dem Hofe zum Landtage nach Altenburg folgen, wo sie ihre Vorstellungen auf dem Schloßtheater mit der Operette „Die treuen Köhler" eröffnete. Die Herzogin hatte die Kleider nach Altenburgischer Tracht besonders dazu machen lassen .... Mit der Oper „Alceste" schloß die Gesellschaft den 15. Septbr. und Hr. Seyler ging von hier mit seinem geschmolzenen Häuflein nach Leipzig; zu Altenburg geschah die Trennung der besten Glieder von seiner Gesellschaft. Nach seiner Abreise spielten die „neuen Herzoglichen Schauspieler" noch zwei Mal (18. u. 20. September), und den 21. gingen auch diese von Altenburg weg, aber nach Gotha zurück." (Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters, Juli bis Decbr. 1775; Berlin und Leipzig, 1776, Seite 65 fg. Ebenda auch das Verzeichniß der in Altenburg gegebenen Vorstellungen.) Ekhof notirt: „Die Stücke vom 18. u. 20. Septbr. sind von den zurückgebliebenen Gliedern gespielt, und die Einnahme vom Herzog an dieselben als ein Benefiz überlassen worden."

zog Ernst. Damals begann sein Zutrauen gegen mich, und eine Gnade, die bis zu seinem Tode, dreißig Jahre lang, ohne Veränderung oder Wechsel fortgedauert hat.

Ich saß auf der Bank einer Seitenallee und las; plötzlich erschien der Herzog, um in einer anderen Seitenallee seinen Spaziergang zu machen. Unerwartet kam er herüber, blieb vor mir stehen, redete mich an, fragte nach meiner Lectüre und schlug mir endlich vor, mit ihm auf und ab zu gehen. Herzog Ernst hatte, wenn er wollte, etwas ungemein Verbindliches, Artiges und Gewinnendes in seiner Art, in seiner Stimme, seinen schönen, guten Augen, seinem ganzen Wesen, das sogleich Zutrauen erwecken und für ihn einnehmen mußte. So war er an diesem Tage, so war er am nächsten, auf den er mich wiederbestellt hatte. Bald fühlte ich mich unwiderstehlich zu ihm hingezogen, und da er bei seiner Rückkehr von Altenburg dieselbe Güte, dasselbe Wohlwollen mir auf's neue bewies, so räumte die Gewohnheit des täglichen Sehens und Sprechens — denn nun war ich ein für alle Male zur bestimmten Stunde zum Spaziergang befohlen — immer mehr Zurückhaltung unter uns hinweg. Vor den Augen der Welt blieb er äußerlich immer mein Fürst und Herr; war ich allein mit ihm, so erschien er mir nur als wohlwollender Biedermann, bei dem jede Stunde neue Kenntnisse, neue Einsichten oder neue Züge des edelsten aller Herzen enthüllte. Er schien es herauszufühlen, daß ich in ihm den Menschen liebte, und daß es nicht der ihn umgebende fürstliche Glanz war, der mich an ihn kettete; wenigstens würdigte er mich seines Vertrauens bald in seltenem Grade. Viele, die mich täglich mit dem Herzoge auf und abgehen sahen, kamen zu mir mit Anträgen oder Bittschriften. Immer habe ich solche Leute an den Weg Rechtens verwiesen. Nur einmal machte ich eine Ausnahme, und zwar bei folgendem Falle. Ein Metzgermeister meiner Vaterstadt bereitete seine Cervelatwürste so vorzüglich, daß sie nicht allein in

Gotha selbst, sondern auch im Auslande sehr gesucht wurden; alljährlich machte er beträchtliche Versendungen davon, namentlich nach Berlin. Das erregte den Neid der übrigen Metzgermeister; sie reichten eine Beschwerde ein, daß Jener ihnen den Ankauf der Schweine erschwere und vertheuere; es werde daher darauf angetragen, daß ihm jährlich nur eine bestimmte Anzahl von Schweinen zu schlachten erlaubt werden möge. Die Stadtbehörde hatte diese krasse Forderung bewilligt, und nun brachte die Frau des bedrängten Meisters mir eine Bittschrift, erzählte mir unter Thränen die Thatsache und bat mich, solche dem Herzoge vorzutragen. Ich gab ihr die Bittschrift zurück und rieth, dieselbe in einem Vorzimmer des Schlosses dem ersten besten Kammerdiener zu weiterer Beförderung abzugeben, die einem Befehle des Herzogs zufolge allemal sofort zu geschehen hatte. Die willkürliche Hemmung des Gewerbfleißes eines geschickten Meisters war mir jedoch so unerhört vorgekommen, daß ich mich nicht enthalten konnte, noch in derselben Stunde auf dem Spaziergange dem Herzoge den ganzen Hergang mitzutheilen. Er fand ihn gleichfalls unstatthaft, und da er bei seiner Heimkehr die Bittschrift erhielt, so rathschlagte er alsbald mit dem Kanzler von Studnitz (einem Verwandten des Obermarschalls); die Folge war die Zurücknahme der tadelnswerthen Beschränkung. So trug ich mittelbar dazu bei, daß der Absatz der Gothaischen Cervelatwürste nicht unterbrochen wurde, deren Ruf sich seitdem so befestigt hat, daß sie noch jetzt vom Auslande stark gesucht und durch die jährliche Versendung von vielen hundert Centnern ein sehr einträglicher Handelsartikel geworden sind.

Der soeben erwähnte Kanzler, Minister Ernst August von Studnitz, war wegen seiner Rechtlichkeit und strengen Unbestechlichkeit allgemein hochgeachtet. Auch gegen sich war er strenge. Einst hatte er Ettinger, als dieser noch Dieterichscher Faktor war, über einen vermeintlichen Rechnungsfehler hart angelassen. Fühlte sich auch der Gescholtene gänz-

lich unschuldig, so wagte er gleichwohl nicht, gegen den erhitzten mächtigen Mann sich zu verantworten. Acht Tage darauf wurde Ettinger zu dem Minister gerufen, und zugleich befahl dieser, sein Büchsenspanner und sein Kammerdiener solle eintreten. Schon glaubte Ettinger, nun sei gar die Rede von einer Verhaftung, allein wie erstaunt war er, als der Kanzler sagte: „Ich habe Sie vor einigen Tagen mit Unrecht hart angelassen; ich erkenne das jetzt in Gegenwart dieser Leute an, und hoffe, Sie werden damit zufrieden sein."

Aber auch der Obermarschall Hans Adam von Studnitz, mein nunmehriger Chef, war ein Biedermann. In meinem Plane hatte ich für den literarischen und rechnungführenden Director des Hoftheaters kein Gehalt ausgeworfen; als die Stelle nun mir übertragen wurde, erklärte ich, daß ich sie, dem Wohle des Ganzen zu Liebe, gern umsonst verwalten wolle, wie es wirklich in den vier Jahren der Dauer des Theaters geschehen ist. Der Obermarschall, welcher die ganze Unterhandlung leitete, bot mir darauf einen Titel an; ich wählte denjenigen eines Bibliothekars, verbunden mit dem unbeschränkten Zutritt zur öffentlichen Bibliothek, aber ebenfalls ohne Besoldung. Diese Stelle entsprach durchaus meiner Neigung für Wissenschaft und Literatur. Titel und Zutritt wurden mir am 21. Juli 1775 bewilligt,[1] freilich bei heftigem Widerstande des greisen Oberbibliothekars, Hofrath Carl Julius Schläger. Dieser Gelehrte, gewiß einer der größten Numismatiker, die je gelebt haben, war als Privatmann ein hochfahrender, griesgrämiger und übellauniger Pedant — an Unausstehlichkeit ganz das würdige Seitenstück zu einer höchst widerwärtigen Gattin. Auch diese war, wie

[1] „Lediglich" (so heißt es in dem betreffenden Rescripte) „zu seiner — Reichards — eigenen Instruction und Habilitirung zu denjenigen Verrichtungen, zu welchen Wir ihn jetzt und künftig weiter zu gebrauchen beabsichtigen; also waltet auch kein Bedenken, daß ihm die Schlüssel zu der Bibliothek ausgehändigt werden." (Beck, Ernst der Zweite, S. 211.)

Schläger, kriechend gegen Vornehme und mißhandelte ihre Untergebenen. Beide Leutchen waren in seltenem Maße unbeliebt; ich war dabei, als die Hofräthin Schläger ihre jüngste Tochter, deren Pathe ein gelehrter Correspondent ihres Vaters, der Cardinal Quirini zu Rom gewesen, dem Abbé Raynal vorstellte. Da diese Tochter schon ziemlich bei Jahren war, so redete der Abbé sie „Madame" an. Die Mutter erinnerte: „das Kind" sei „noch unverheirathet;" — „Tant pis!" erwiederte der ungalante Franzose in einem so sarkastischen Tone, daß selbst einer Hofräthin Schläger der Muth zu einer Antwort fehlte.

Hatte es nun den Stolz Ehren-Schlägers beleidigt, daß ich ohne sein Zuthun die Stelle eines Unterbibliothekars erhalten hatte, oder sah er solche Stellen als eine Versorgungsanstalt für Schlägersche Schwiegersöhne an, wie er einen derselben schon bei'm Münzcabinet sich hatte beiordnen lassen — genug, er lief zum Herzog und protestirte feierlich gegen meine Ernennung. Zuletzt willigte er in dieselbe unter der Bedingung, daß ich nur „zweiter Unterbibliothekar," der soeben erst angekommene Sohn seines Freundes Hamberger aber „erster" werden sollte. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden, wohl aber gegen eine zweite Schlägersche Bedingung: daß ich keine Schlüssel erhalten und kein Buch anders, als gegen Ausstellung eines Empfangscheins bekommen dürfe! Denn alsdann hätte ich durch meinen „unbeschränkten Zutritt" nicht mehr erlangt, als was jedem Gymnasiasten frei stand, während ich es mir doch gerade so schön gedacht hatte: mich in die Bibliothek einschließen und nach Herzenslust in den Bücherschätzen wühlen und studiren zu können. In Ansehung der Schlüssel mußte Schläger zuletzt nachgeben, und ich bekam sie bei meiner Verpflichtung; auch von dem unsinnigen Verlangen eines Empfangscheins für Bücher war nicht mehr die Rede. Wie groß war aber meine Entrüstung, als ich — nunmehr feierlich verpflichteter Unterbibliothekar —

bei nächster Gelegenheit von meinen mir offiziell übergebenen Schlüsseln Gebrauch machen wollte und entdeckte, daß sie allesammt nicht schlossen! Schläger hatte die Dreistigkeit gehabt, geschwind alle Schlösser heimlich ändern zu lassen. Der Obermarschall von Studnitz und Klüpfel, denen ich die Sache anzeigte, waren wo möglich noch entrüsteter als ich; der Herzog aber, gutmüthig wie immer, wünschte, daß man mit der Laune eines alten Mannes Geduld habe und keinen Lärm mache; er sorgte nur dafür, daß ich sofort mit neuen, brauchbaren Schlüsseln versehen wurde. Dergleichen kleinliche Bosheiten raubten mir jedoch meine Neigung für diese Bibliothek wie durch einen Zauberschlag; ich besuchte sie nur wenig und immer widerwillig. Als ich 1780 die Aufsicht über des Herzogs herrliche Privatbibliothek erhielt, ging ich gar nicht mehr hin.

So häßlich, ja, völlig unerhört der Hofrath Schläger mir den „Chef" zu zeigen beliebte, so gütig war der mir in theatralischen Angelegenheiten vorgesetzte Obermarschall von Studnitz immer gegen mich. Er ist es geblieben, so lange wir in dienstlichen Verhältnissen zu einander standen. Hofmarschall im vollsten Sinne des Wortes, war er nichts destoweniger ein Mann von durchdringendem Verstande und für sein Amt wie geschaffen. Der Glanz des damaligen Gothaischen Hofes ging wesentlich von ihm aus; die Anordnungen seines erfinderischen Geistes ragten immer durch erlesenen Geschmack hervor, sowie ihre Ausführung durch Geschwindigkeit und Pünktlichkeit. Es war ein vollendeter Weltmann, ein Freund der Geselligkeit und des Lebensgenusses, dem er treu blieb bis in sein hohes Alter, ja, bis zur Stunde seines Todes. Von alle den sonderbaren, schrullenhaften Einfällen und Launen, die dem Obermarschall durch den Kopf gingen, könnte man ein Buch schreiben. Einmal z. B. machte er an sich selbst das Experiment einer Hungerkur und strahlte vor Vergnügen, als er es dahin gebracht hatte: einige Wochen lang täglich nicht mehr, als ein halbes Loth Fleisch zu

verzehren. — Ein andermal reiste er todtkrank mit eigenen Pferden nach Paris, genas daselbst und zwang nun seinen stockdeutschen Kutscher: sich aus dem Gewirre der Straßen heraus und vor das Thor auf den Weg nach Deutschland zu finden. Eine zweite Reise dieser Art unternahm er unter ähnlichen kritischen Umständen noch im hohen Alter, allein diesmal erreichte er nur Kehl, wo er starb, worauf sein Körper einbalsamirt und nach Gotha zurückgeschafft wurde, um hier in dem Grabe beigesetzt zu werden, welches er sich selbst bei Lebzeiten in seinem Garten, den Fenstern seines Wohnzimmers gegenüber, hatte bauen lassen. Jährlich am Johannisfeste, seinem Namenstage, der ihm, als einem alten Freimaurer, noch besonders lieb war, sollte dieser Garten festlich erleuchtet, und ein von seinem Freunde, dem Oberhofprediger Stölzel gedichteter Choral abgesungen werden, worauf die Hausarmen eine Spende erhalten sollten. Dieser testamentarischen Bestimmung ist es aber ergangen, wie so mancher anderen: sie ist nie ausgeführt worden, die Probe abgerechnet, welche der Obermarschall selbst einst in seiner Gegenwart von der Erleuchtung, dem Choral und der Spenden-Austheilung veranstaltete.

Unterdessen war der Sommer 1775 verstrichen; unser Künstlerhäuflein hatte sich nach und nach versammelt, und am 2. October 1775 wurde das Herzoglich Gothaische Hoftheater mit einem Gelegenheitsstücke von mir: „Das Fest der Thalia,“ (Musik von Schweizer) und dem Trauerspiel „Zayre,“ nach einer alten, von Ekhof etwas verbesserten Uebersetzung[1] eröffnet. An diesem Tage spielte Ekhof zum letztenmal den Orosman und zugleich den Lusignan; eine kleine Eitelkeit, die einem Schauspieler von seiner Größe wohl zu verzeihen war.[2] Am 24. September 1779 endigte

[1] Wohl derjenigen des M. Joh. Joach. Schwabe, „Gottscheds Altgesellen“, in des letzteren Schaubühne, II, 343 fg.

[2] Das Urtheil der Kritik müßte gegenwärtig anders, und zwar un-

dieses Theater mit der Vorstellung von „Medea“ und „Rache für Rache,“ nachdem nach und nach 48 Schauspieler und Schauspielerinnen, ohne die Debütanten und Gäste, dabei angestellt gewesen, und 176 Schau- und Singspiele in 847 Vorstellungen aufgeführt worden waren. Ekhof blieb Schauspieldirector bis zum 16. Juni 1778, wo er starb; nach seinem Tode übernahm Boeck dieses Amt.[1] Wöchentlich wurde drei Mal gespielt; die ersten Familien Gothas waren sämmtlich abonnirt. Die Schauspieler erlitten von ihren Gehältern einen kleinen Abzug, der in die Pen-

bedingt verdammend lauten. Lusignan (nur im 2. Acte der „Zayre“ auftretend, in welchem Orosman nicht beschäftigt ist) wird im Stücke (Act III, Sc. 6) bezeichnet als „alter Greis, den viele Jahre drücken Und der vor Alter stirbt“; laut II, 3 hat er „60 Jahr für Gottes Ruhm gekämpfet“ und „20 Jahr mit Fesseln angethan“ im Kerker geschmachtet. Er ist also ein hinfälliger Achtziger; Orosman dagegen, Zayres Geliebter (ein Charakter, nach dem etwa Lessing seinen Sultan Saladin gemodelt haben könnte, der aber am Schlusse in den Othello umschlägt), kann nur ungefähr 30 Jahre zählen. Indem nun Ekhof den Vater Zayres (das ist Lusignan) und deren Geliebten zugleich spielte, führte er ein plumpes Effektstückchen aus, welches mit der Kunst gar nichts mehr gemein hat, sondern nur als unwürdiges Blendwerk gelten kann — um so verwerflicher, als Ekhof sich der Schädlichkeit seines Beispiels bewußt sein mußte. „Quod licet Jovi“ u. s. w. ist eine Ausrede, keine Entschuldigung. (Vergl. „Konrad Ekhof“, Lebensskizze, im „Neuen Plutarch,“ IV, 210 fg.)

[1] Die „Beiträge zur Lebensgeschichte des Schauspieldirectors Abt“ (Frankfurt und Leipzig, 1784) bezichtigen seine Tactlosigkeit, das Auffliegen des Hoftheaters zu Gotha verschuldet zu haben. Daselbst S. 62 heißt es: „Voll tiefer, wehmüthiger Gedanken über den nahen Tod des geliebten Prinzen (nämlich des Erbprinzen Ernst) stand der Herzog am Fenster; Boeck, der schon ein ansehnliches Gehalt hatte, trat herein und verlangte Zulage. Der Anführer des Schauspiels setzte den sonst so gnädigen Fürsten in eine Mißstimmung der Empfindung, daß Boeck sogleich seinen Abschied bekam und das ganze fixirte Theater aufflog.“ Daß dem Herzoge Ernst „der Entschluß plötzlich gekommen ist“ bestätigt auch Beck (Ernst II, S. 343, woselbst wichtige Einzelnheiten aus den Acten über die Auflösung des Hoftheaters), — ob aber der von Abts „Lebensgeschichte“ angegebene Zeitpunkt richtig sei, ist mehr als zweifelhaft; Erbprinz Ernst starb fast drei Vierteljahr später, als den Schauspielern die schriftliche Kündigung ihrer Contracte zuging.

sionskasse fiel, aber nach Aufhebung des Theaters ihnen zurückgegeben wurde.[1]

Es würde mir nicht anstehen, dieses von mir mitgeleitete Theater wegen seiner Verdienste um die deutsche Bühne weitläufig herauszustreichen; aber unter so vielen, die zu Gotha durch Ekhof und Gotter ihre Bildung empfingen, muß ich doch Einen bedeutenden Künstler nennen: Iffland.[2] Schon seine ersten Rollen verriethen ein großes Talent der täuschendsten Nachahmung; es fiel ihm daher nicht schwer, sich Ekhofs Meisterspiel in so manchen Rollen eigen zu machen, die später stets mit besonderem Glück von ihm gegeben wurden, wie z. B. der „taube Apotheker." Als Anfänger, lebensfroh und lustiger Streiche voll, mißbrauchte er aber auch zuweilen diese Leichtigkeit der Nachahmungskunst, und das zog ihm manche Lection zu; die bitterste wohl von meinem Freunde Hendrich. Im Spiel mit der ersten Liebhaberin, Madame Neuhaus, welche für die Flamme des alten Hendrich galt, hatte einst Iffland auf der Bühne diesen ganz unverkennbar konterfeit. Aber noch am nämlichen Abend erhielt der allzu gewandte Kunstjünger einen Besuch von des Verspotteten Sohne, der, mit seiner herkulischen Faust Iffland bei der Brust fassend und gegen die Wand drückend, ihn ernstlich vor einem Rückfalle warnte — was Iffland sich gesagt sein ließ.

[1] Vergl. die „Nachrichten, das eingegangene Hoftheater zu Gotha betreffend," in Reichards Theaterjournal und von diesem herrührend — Stück 13 (Gotha 1780) Seite 55—71. — Wagenseils „Unparteiische Geschichte des Gothaischen Theaters," Mannheim 1780 bei Bender, giebt eine kurze, ruhige Darstellung, deren Einzelnheiten bemerkenswerth bleiben; u. A. ist gesagt: vor v. Lenthe sei noch v. Ziegler Intendant der Bühne gewesen. Ekhofs Directionsführung wird um seines „alten Theatergeschmackes" willen stark bemängelt.

[2] Als Reichard den Theaterkalender auf 1784 mit Ifflands Bildniß geziert hatte, schrieb der letztere (Mannheim, 6. Febr. 1784): „Ich wünschte, Sie wüßten, wie oft, wie dankbar ich mich des Instituts erinnere, dem ich es verdanke, wenn ich Ihrer Wahl einigermaßen entspreche."

Auch von zwei anderen, nachher bekannt gewordenen Schauspielern: Beck und Beil, wäre hier zu sprechen. Sie, wie andere ihrer Collegen, erlangten auf Gothas Bühne eine Vervollkommnung des Spiels, welche bei ihrer Ankunft keineswegs ihr Theil gewesen war, und die sie Vorbildern wie Ekhof, Boeck, Madame Starcke, Madame Mecour u. s. w. verdankten. Ekhof war wirklich der deutsche Garrick und ist bis heute noch unersetzt; am nächsten kam ihm wohl der berühmte Friedrich Ludwig Schröder. Als Mensch war Ekhof durchaus hochzuschätzen; ich habe mein Amt mit ihm in traulichstem Einverständniß verwaltet. Leider mußte ich Zeuge seiner in den letzten Tagen seines Lebens großen Geistesschwäche werden und die Flamme seines Genius erlöschen sehen, wie das Licht einer Lampe abstirbt.[1] Mit der Freimaurerloge wohnte ich seinem Leichenbegängnisse bei,[2] wie ich auch am 7. Juni 1778 auf der Bühne die Trauerfeier veranstaltete und die dabei gehaltene Rede[3] verfertigt habe, durch welche ich der Größe und dem langjährigen treuen

[1] Schon am 28. Novbr. 1777 notirt Ekhof: „'Die Nebenbuhler.' Wegen meiner Brustkrankheit Iffland den alten Baron Abslut gespielt. 1778. Febr. 11. 'Hamlet'. Zuletzt vor meiner Krankheit. — April 10. Urlaub auf 3 Monate genommen und nach Remstädt bei'm Schulmeister Gellert für 10 Thlr. eingezogen, aber nach 14 Tagen wegen meiner zunehmenden Krankheit wieder in die Stadt ziehen müssen. Die Direction ist ad interim Herrn Boeck übertragen." — Am 5. Juni 1778 brechen die Notizen ab.

[2] Trotz Beck, Ernst II, S. 341, kann nur „die Loge zum Rautenkranz" Ekhofs Begräbniß bezahlt haben. Dies hat Reichard an verschiedenen Stellen in seinen Notizen über Ekhof bestimmt gesagt, und wäre man auch geneigt, an einen Irrthum zu glauben, so würde sich dieser ganz gewiß nicht in Reichards „Logengeschichte" eingeschlichen haben, wo es S. 24 heißt: „Ekhof, der erste Meister und Stifter der □, starb so dürftig, daß die □ die Begräbnißkosten aus ihrem Schatz übertrug." Dem Ursprunge von Becks entgegenstehender Behauptung hat der Herausgeber vergebens nachgeforscht. Bemerkenswerth ist, daß Wagenseil (a. a. O.) Reichards Angaben über Ekhofs Begräbniß völlig beistimmt.

[3] Abgedruckt: Gothaer Theater-Journal, VII., im Nachtrag. Vergl. Literat. u. Theat. Ztg. (Berlin 1778) Jahrg. 1. № 26, S. 401 fg.

Wirken dieses hochverdienten Schauspielers die letzte Huldigung mit gebührender Wärme darzubringen mich befliß. Auf seinen Grabhügel wollte ich sogleich eine Steinplatte legen lassen mit der einfachen Zeile: „Hier ruht Ekhof;“ man rieth mir jedoch davon ab, um nicht auf diese Weise einem bedeutenderen Denkmale vorzugreifen.[1] Allein ein solches Denkmal ist ausgeblieben;[2] auch der Baum ist gefallen, der so freundlich den Hügel beschattete, unter welchem der große Künstler schlummert. Aber was keine menschliche Laune nehmen oder geben kann, das ist Konrad Ekhof zu Theil geworden: nämlich das Vorrecht ausgezeichneter Männer, daß sein Name noch mit Ruhm genannt werden wird, wenn alle gleichgiltigen Denkmale längst verwittert sind. Im Frühjahr 1810 stand die berühmte Henriette Hendel-Schütz mit mir an Ekhofs nur mühsam aufgefundenem Grabeshügel; voll edlen Unwillens gelobte sie den ersten reichen Ertrag einer mimischen Darstellung zur Errichtung eines Monumentes für den dahingeschiedenen Meister und Kunstgenossen; aber auch diese Aufwallung blieb lediglich ein schöner Vorsatz.

[1] Im Jahre 1782 hat Reichard dennoch den einfachen Stein mit den schlichten Worten legen lassen. Der Theaterkal. auf 1783 berichtet S. 324 die Thatsache mit den Worten: „Ekhofs Gruft bezeichnet ein freundlicher Baum; ein Unbekannter hat ihm einen platten, simplen Stein auf sein Grab legen lassen mit der Aufschrift: „Hier ruht Ekhof.“ Was braucht das Gedächtniß eines berühmten Namens Denkmal?“ — Im Morgenblatt № 36 vom Sonnabend 10. Febr. 1810 S. 144 erzählt Reichard: „Der Baum ist längst von der Zeit ausgerottet, in dessen Schatten Ekhof ruhte; die Steinplatte ist auch nicht mehr vorhanden, die der Kriegsrath Reichard vor einigen 20 Jahren, nur mit dem Namen Ekhof bezeichnet, darauf legen ließ.“ Erst an dieser Stelle, in einem ohne Namensunterschrift von ihm gedruckten Briefe, und 1810, mochte Reichard sich zu der pietätvollen Handlung von 1782 bekennen, welche Jahre lang fälschlich dem Herzog Ernst zugeschrieben wurde.

[2] Bis 1846, wo es durch des Coburgischen Regisseurs F. W. Kawaczynski Bemühungen zu Stande kam. Vergl. „Theaterzeitung“ 1846, J. J. Webers Verlag in Leipzig, № 30 vom 28. Octbr., S. 236.

Irre ich nicht,' so ist einmal von Ekhof gesagt worden: ihm sei alles, was auf das Theater und die Pünktlichkeit der Vorstellungen Bezug gehabt, so heilig gewesen, wie eine Kirche, und die Probe, wie eine Sakristei.[1] Jedenfalls ist dies buchstäblich wahr. Er konnte unglaublich böse werden, wenn irgend ein junger Schauspieler sich einen leichtfertigen Streich erlaubte, wie dies wohl mitunter geschah. So erinnere ich mich, daß bei der Aufführung des Trauerspiels „Soliman II.“ ein Schauspieler den Statisten, welche in einem pomphaften Aufzuge die Stummen vorstellten, eingeschärft hatte: zwei Finger der rechten Hand auf den Mund zu legen, damit jedermann sogleich erkenne, daß sie Stumme seien. Als Ekhof die Leute in dieser Positur anmarschiren sieht, ruft er ihnen aus der Vordercoulisse, seinem gewöhnlichen Standpunkte, von dem aus er den Gang der Vorstellung zu überwachen pflegte, mit gedämpfter Stimme ganz erschrocken zu: „Finger 'runter!“ — ein Gebot, welches er, da es unbeachtet bleibt, bei dem zweiten Vorbeimarsche mit einem kräftigen Fluche wiederholt. Da antwortet der voranmarschirende, die Statisten kommandirende Unteroffizier zu seiner Rechtfertigung und zur größten Freude des Publikums im lautesten Baß: „Herr Director, wir sind ja Stumme!“ — Zwei volle Tage habe ich zu thun gehabt, um Ekhof über diesen Scandal zu beruhigen und seinen Unwillen gegen dessen Anstifter zu besänftigen. Ueberhaupt sah ich sehr bald ein, wie das Amt eines Theaterdirectors nichts weniger als lohnend oder rosenfarben sei. Man muß Schauspieler und Schauspielerinnen dirigirt haben, um sich einen Begriff zu machen von den Prätentionen, den Cabalen, dem Neide, dem Kleinigkeitsgeiste und den zahllosen Kreuz-

[1] Der alte, zur Stranitzkyschen Truppe gehörende Schauspieler Bönike soll Vater dieses geflügelten Wortes sein; vergl. Reichards Theater-Kalender auf 1776, S. 119 und die „Chronologie des deutschen Theaters“ (1775) Seite 44.

sprüngen, wodurch die überwiegende Mehrzahl dieser Herren und Damen — es giebt nur wenige ehrenvolle Ausnahmen! — wegen einer Rolle, wegen eines schwächeren oder stärkeren Beifallszeichens, ja, oft wegen eines halb oder ganz neuen Kleides sich leiten, und zu denen sie sich hinreißen läßt. Das war besonders der Fall bei einem Hoftheater, da jeder Einzelne dieser wunderlichen Künstler an dem oder jenem Großen einen Gönner hatte oder doch zu haben wähnte. Ganz besonders setzte die Herzogin Charlotte durch ihre Freigebigkeit mit Kleidern und Schmucksachen, welche sie der einen oder anderen Lieblingsschauspielerin spendete, die Mißgunst aller übrigen, zufällig nicht beschenkten, in helle Flammen. Der Obermarschall von Studnitz selbst, — er, der mit musterhafter Ordnung einen ganzen Hofstaat lenkte — fand, daß dieses weit leichter sei, als ein Theater zu dirigiren, und mehrmals entlockte ihm der Mißmuth den derben, aber bezeichnenden Ausdruck: „er wolle lieber ein Sieb mit Flöhen hüten, als eine Schauspielerbande.“ Unangenehme Auftritte gab es daher in Menge; ihre Schlichtung war meistens mein noch unangenehmeres Geschäft. Einmal war ich genöthigt, Koch wegen eines groben Betragens verhaften zu lassen, das er sich in Gegenwart des alten Döbbelin gegen Ekhof herausnahm. Koch, der vom Balletmeister zum mittelmäßigen Schauspieler gestiegen und aufgebläht war von den Erfolgen seiner schönen, die ersten Rollen im Singspiel darstellenden, mit Recht allbeliebten Frau, drohte mit nichts geringerem, als mit der Betheuerung: „Er werde mich erschießen.“ Ich hatte ihm antworten lassen: ich würde selbst Pistolen zu mir stecken; als ich ihm nun am folgenden Tage auf der Gasse begegnete und aus Scherz in die leere Tasche griff, machte er sogleich Kehrt und huschte in einen Seitenpfad; auch besann er sich eines anderen und verlangte seinen Abschied. Wohl wider sein Erwarten wurde ihm dieser gewährt; im letzten Jahre der Unternehmung kam er aber mit seiner

Frau gern wieder nach Gotha zurück, und beide traten in mehreren Lieblingsstücken als Gäste auf. Gegenwärtig sind die Kochs lange todt; der Mann starb am 19. Februar 1794 als — Kastellan des neuen königlichen Comödienhauses zu Charlottenburg bei Berlin.

Durch Ifflands glänzendes Beispiel aufgemuntert, strömten von allen Seiten junge Leute herbei, um sich der Bühne zu widmen und unter Ekhofs Augen ihre Laufbahn zu beginnen. Die meisten wurden abgewiesen. Dieses Schicksal traf auch den als Schriftsteller nachher rühmlichst bekannt gewordenen Carl Philipp Moritz, wie er selbst in seinem „Anton Reiser“ [Theil IV, S. 49 u. fg.; namentlich 71] erzählt. Als er mich später einmal besuchte und mich im Scherz zur Rede stellte, daß ich ihn nicht einmal zum Souffleur oder Lichtputzer habe annehmen wollen, erwiderte ich: daß ich dafür seinen Dank erwarte, da er als Lichtputzer wohl schwerlich Italien gesehen haben und Rector am „grauen Kloster“ geworden sein möchte. — Noch ist mir der Besuch zweier junger Elsässer aus guten Häusern gegenwärtig, welche voll überspannter Ideen von Schauspielerkunst und Schauspielerglück die weite Reise von ihrer Heimath nach Gotha ausdrücklich deßhalb unternommen hatten, um aus dem Munde des Herausgebers des „Theaterkalenders“ Belehrung und Anleitung zu erhalten, wie und wo sie die theatralische Laufbahn, die sie einzuschlagen entschlossen waren, betreten könnten. Da dies aber 1779 passirte, wo ich bereits von meinem Ideal gewaltig zurückgekommen war, so schilderte ich ihnen das Schauspielerleben keineswegs von der einladendsten Seite. Die jungen Leute standen bestürzt und dauerten mich eigentlich, daß ich ihnen ein rauschgoldenes Blendwerk rücksichtslos als solches enthüllen mußte; dennoch empfand ich eine große innere Zufriedenheit, als sie mir endlich versprachen, wieder in den Schooß ihrer Familien zurückzukehren, welche sie heimlich verlassen hatten.

Zu den von mir geschilderten Schauspielerfehden gesellten sich noch mancherlei Umtriebe anderer der Bühne nahestehenden Personen. So hatte Georg Benda seit der Entstehung seiner trefflichen „Ariadne“ und „Medea“ sich ganz der theatralischen Musik gewidmet; Gotters seltenes Talent hatte im „Jahrmarkt,“ in „Romeo und Julie“ und im „Walder“ ihm herrliche Unterlagen für seine Kunst bereitet. Zwei dieser Singstücke waren schon gegeben worden; allein bei „Romeo und Julie“ erlaubten sich die Verfasser Rollenvertheilungen und Singproben, ohne die Direction auch nur darum begrüßt zu haben! Bei meinem Widerwillen gegen allen Hader schlug ich darüber keinen Lärm; desto erbitterter war Ekhof, den es überhaupt wurmte, ein altes Lieblingsstück seiner Jugend in eine Oper verwandelt zu sehen, wie dies schon der Fall beim „Jahrmarkt“ oder dem zum Singspiel umgemodelten „dankbaren Sohn“ gewesen war. Am allermeisten verstimmt aber zeigte sich Schweizer, bei dem überdies etwas Neid über Bendas Beifall mit im Spiele sein mochte; eine Regung, welche ihm von Benda reichlich vergolten wurde. Es bedurfte der größten Rücksicht nach allen Seiten hin, um den Ausbruch der Glut, welche unter der Asche glomm, glücklich zu hindern.

Georg Benda, durch den Beifall seiner theatralischen Compositionen schwindlig geworden, träumte von großen Aussichten, die ihn zu Paris, Wien u. s. w. erwarteten. Er wähnte sich in Gotha zurückgesetzt und Schweizer mehr begünstigt; dazu kam, daß seit dem Tode seiner trefflichen Gattin seine Geldverhältnisse, besonders durch übertriebenes Lotteriespiel, zerrüttet waren. Er forderte daher seinen Abschied und erhielt ihn [am 20. März 1778] in schonendster Weise, denn man verlangte von ihm weder den Ersatz der Lücken im musikalischen Inventar der Hofkapelle, welche sich vorfanden, noch die auf einen solchen Fall vorbehaltene Zurückgabe der 1766 vom Hofe vorgeschossenen Kosten zu

seiner italienischen Kunstreise. Er ging, fand sich in seinen Erwartungen getäuscht, kam nach Gotha zurück und erhielt bis zu seinem Tode eine sehr beträchtliche Pension aus der Schatulle desselben Herzogs, dem er einst den Dienst aufgekündigt hatte. Er war ein wundersamer Kauz, sprüchwörtlich wegen seiner Zerstreutheit. Als seine Frau gestorben war, kam der Bediente zu ihm und erkundigte sich, wem er, damaliger Sitte gemäß, den Todesfall ansagen solle? „Weiß Er nicht" fuhr Benda ihn an, „daß ich mich um solche Dinge nicht bekümmere? Frag' Er meine Frau!" —

Das Zusammentreffen so vieler Unannehmlichkeiten, Kabalen und Fehden, wie ich sie geschildert habe, mußte bei den Betheiligten jede Liebe zum Theater nur zu bald ersticken. Als daher der Kammerherr von Lenthe, der nach des Obermarschalls von Studnitz Abreise die Oberdirection erhalten hatte, in Folge der seit Ekhofs Tode immer höher gespannten Forderungen gewisser Schauspielmitglieder dem Herzoge im März 1779 anheimgab, das Hoftheater aufzuheben, suchte ich diesen Vorschlag mehr zu unterstützen, als zu hintertreiben. Der Herzog hatte über die ewigen Zänkereien und Unverschämtheiten der Comödianten, über die Schulden, zu denen seine Gemahlin durch ihre Geschenke und Costüme für einzelne Actricen sich hinreißen ließ, und die der Fürst dann aus seiner Schatulle bezahlen sollte, die Lust an der Schaubühne endlich so vollkommen verloren, daß ich den sonst so zurückhaltenden Herrn einst sagen hörte: „Musikanten (die ihn auch mit ihrer ewigen Unzufriedenheit oft geplagt hatten) und Comödianten, — eines ist Pack, wie das andere." Auch konnte der unbefangene Zuschauer sich nicht verhehlen, daß in der jüngsten Zeit die meisten neu angenommenen Schauspieler die Lücken der abgegangenen nicht auszufüllen vermochten, und daß überhaupt das Personal — seit Ekhofs starke Hand nicht mehr eisern die Zügel

führte — sich Vernachlässigungen des Spiels zu Schulden kommen ließ, welche das Vergnügen der Vorstellungen im höchsten Grade beeinträchtigten. In Folge davon wurde wieder das Publikum, welches in unserer kleinen Stadt ohnehin immer dasselbe war, mehr und mehr unzufrieden. Auch war man wohl durch die Länge der Zeit am Schauspiel übersättigt; Wiederholungen eines Stücks wurden schwach besucht, am liebsten hätte man es gesehen, wenn täglich eine neue Kost (vorzüglich Singspiele) aufgetischt worden wäre, was doch an jeder Bühne zu den Unmöglichkeiten gehört. Daher spielte man denn sehr oft vor leeren Bänken, besonders im Sommer; dieses wiederum bestärkte die Schauspieler in ihren Nachlässigkeiten. Als ich den [vom 18. März 1779 datirten] Befehl zur Aufhebung der Bühne bereits in der Tasche hatte und Abends in's Schauspielhaus trat, wo eben „die Liebe auf dem Lande" vor ein paar Dutzend Zuschauern auf unverzeihlich lässige Weise abgeleiert wurde, dachte ich: „Wenn Ihr wüßtet, was über Euern Häuptern schwebt!" — Am anderen Morgen, nachdem ich die verhängnißvolle Bekanntmachung in Umlauf gesetzt hatte, stieg ich sogleich zu Pferde und ritt auf's Land. Abends bei meiner Rückkunft erfuhr ich, daß mein Haus von Schauspielern gradezu bestürmt worden sei, ja daß noch ein halbes Dutzend derselben — darunter solche, die am lautesten mit „auswärtigen Anerbietungen" geprahlt hatten, nun aber sehr demüthig geworden waren — seit vielen Stunden in der Gesindestube auf mich warteten. Natürlich blieb es bei der getroffenen Allerhöchsten Entschließung, mit der niemand zufriedener war, als die jungen Herren: ein Iffland, Beck und Beil, die nun dem Eintritte in eine neue Welt und in einen bedeutenderen Wirkungskreis mit Freuden entgegen sahen. Der größte und vorzüglichste Theil der Mitglieder begab sich nach Mannheim, von wo zum Behufe ihres Engagements alsbald ein Abgeordneter eintraf; sie wurden der Ruhm und die beste

Stütze dieser neu errichteten Schaubühne. Die ansehnliche Garderobe, die zahlreichen Musikalien (darunter die Originale der Bendaschen Compositionen) und die starke Theaterbibliothek, welche auch den gesammten schriftlichen Nachlaß Konrad Ekhofs und mehr denn hundert nur handschriftlich vorhandener Schauspiele in sich begriff, sowie noch andere Requisite der Bühne wurden eingepackt und aufbewahrt; bis in die Anfangsjahre unseres Jahrhunderts sind sie unangetastet geblieben, nachher aber wurde auf die Erhaltung der Vollzähligkeit dieser Bestände nicht weiter geachtet, sondern Vieles daraus verborgt oder sonst verschleudert. Herzog Ernst erklärte 1779 bei der Aufhebung der Hofbühne, daß, so lange er lebe, nie wieder eine Schauspielergesellschaft sein Theater betreten solle; und da er dergleichen Erklärungen selten zu thun, aber desto unwandelbarer zu halten pflegte, so ist in der That das Hoftheater unter seiner Regierung nie wieder andauernd geöffnet worden, einige Liebhaber-Vorstellungen abgerechnet. Das war die traurige Endschaft einer Bühne, die einst vielverheißend begonnen und lange den auf sie gesetzten Erwartungen entsprochen, dann aber die billigsten Anforderungen nicht mehr erfüllt hatte. Das Hoftheater zu Gotha würde unzweifelhaft seinen Platz in der deutschen Bühnengeschichte dauernd behauptet und sich eines längeren Bestandes zu erfreuen gehabt haben, wäre es nicht alle vier Jahreszeiten hindurch auf das Einerlei und den engen Kreis eines kleinen Publikums beschränkt geblieben, und hätte es sich, wie später das Weimarische, welches jezuweilen nach Lauchstädt oder nach anderen Orten pilgerte, öfter vor fremden Kennern erfrischen und aufmuntern können — vor allem aber: hätte das Schauspielervolk selbst es zu ertragen vermocht, daß ein hochsinniger Fürst es dem Jammer des Umhervagabundirens entrissen und ihm zuerst eine Heimstätte und würdige Stellung eingeräumt hatte. Es gibt Naturen, die sich nur im Schlamme glücklich fühlen; leider gehörte

die überwiegende Mehrzahl der damaligen Bühnenmitglieder zu diesen. Zu spät erkannten sie, was sie auf's Spiel gesetzt und muthwillig verscherzt hatten; das eigensinnig heraufbeschworene Unheil hat auf mehr als Einem von ihnen nachmals drückend gelastet.

Was meine literarische Thätigkeit für die Hofbühne betrifft, so bearbeitete ich außer den Uebersetzungen jener Gretryschen Operetten, welche ich bei Gelegenheit des „redenden Gemäldes" schon angeführt habe, noch mehrere französische und italienische Originale. Zum Theil sind sie Handschrift geblieben, zum Theil in den Sammlungen abgedruckt, die ich unter dem Titel: „Theater der Ausländer," drei Bände, Gotha 1779—81, und „Wälsche Bühne", ein Band, Berlin 1780, herausgab. Von diesen Stücken hat sich: „Sind die Verliebten nicht Kinder?" auch auf anderen Bühnen mit Beifall sehen lassen dürfen. Ein kleines Nachspiel: „Nacht und Ohngefähr," nach einem italienischen Vorbilde, ist ebenfalls gedruckt (Berlin 1779),[1] und zwar für ein Liebhabertheater, welches der Herzog Carl von Meiningen in seiner Residenzstadt gestiftet hatte. Dieser Fürst, ein liebenswürdiger Herr und guter Regent, war ein leidenschaftlicher Schauspiel-Dilettant, wurde bald mein Gönner und beehrte mich sehr häufig mit seiner Correspondenz in theatralischen Angelegenheiten. Oft mußte ich Rath und Anweisung ertheilen; er hat mich sogar zu diesem Behufe zweimal besonders nach Meiningen kommen lassen.

An die Erwähnung dieser theatralischen Richtung meiner literarischen Thätigkeit knüpfe ich sogleich einige Worte über meine periodischen Schriften, weil die Entstehung derselben

[1] Zuerst: „Olla Potrida", 1779, I, 13 fg. „Der Plan ist von „La Notte" des Marchese Albergatti Capacelli genommen." — Die „Olla Potrida" brachte auch (1778, IV, 206 fg.) „Die Ungetreuen. Ein Lustspiel in einem Aufzug von Reichard, aus dem Französischen des Barthe; zum ersten Male aufgeführt auf dem Hoftheater zu Gotha, den 29. März 1776."

ebenfalls in jene Jahre fällt. Ich meine das „Journal de Lecture," die „Olla Potrida," und die „Bibliothek der Romane." Das erstgenannte begann 1775 unter Klüpfels Auspicien als „Nouveau Mercure de France," und dauerte nach dessen Tode, Dank der emsigen Mitwirkung des Barons von Grimm, zuletzt als „Cahiers de lecture" bis zum Jahre 1796 fort, wo es seine 21jährige Laufbahn endigte. Leuchsenrings nur zwei Jahre fortgesetztes „Journal de Lecture" gab mir die erste Anregung; ich erweiterte den Plan und verdanke diesem Unternehmen meine genaue Bekanntschaft mit der französischen Literatur, sowie meine Kenntnisse in dieser Sprache. Klingenden Vortheil hat mir diese in Deutschland damals einzige und selbst in Frankreich sehr gut aufgenommene französische Zeitschrift nicht gebracht; anfangs Selbstverleger, büßte ich viel dabei ein; dann übertrug ich den Verlag der Dessauer „Buchhandlung der Gelehrten," erhielt schöne Versprechungen und endlich — eine Rechnung, statt baaren Geldes. Dies bewog mich, das Unternehmen Ettinger zu überlassen, und zwar ohne weitere Bedingungen, als eine Anzahl Freiexemplare. Ein Gewinn für mich lag einzig darin, daß ich durch das „Journal" mit vielen ausgezeichneten Männern in Berührung kam, welche mir Arbeiten zum Einrücken sandten; mehr als einer dieser interessanten, bis dahin unveröffentlichten Beiträge von Autoren wie Graf Choiseul, Graf Fier, Graf Anhalt zu St. Petersburg, Johann Samuel Formey zu Berlin, Billerbeck u. s. w. wurden in unverschämtester Weise nachgedruckt. Erwähnen darf ich wohl auch, daß eingestandenermaßen mein Journal das „Musée de Paris" veranlaßte, mich zu seinem auswärtigen Mitgliede zu ernennen, worüber ich durch den Secretär la Blancherie eine Urkunde erhielt. Noch unter Napoleon wurde mir auch die Ehre der Mitgliedschaft bei der Akademie der Wissenschaften in Erfurt zu Theil.

Die in Berlin erscheinende Vierteljahrsschrift „Olla Potrida“ erlebte zweiundzwanzig Jahre, von 1778—1800; wie schon erwähnt: das Schlußjahr aller meiner Zeitschriften. Einer Grille des Verlegers zu Liebe führten die letzten Jahrgänge den Titel: „Lectüre für Reisedilettanten,“ um so zugleich als Fortsetzung der von Friedrich Schulz im Verlage eben dieser Buchhandlung herausgegebenen „Neuen Quartalschrift aus den neuesten und besten Reisebeschreibungen“ zu dienen. Nach dem „deutschen Merkur“ war die „Olla Portrida“ lange Zeit das älteste deutsche Journal; dies beweist wohl, daß sie Liebhaber gefunden hatte. Für ihre Bearbeitung erhielt ich ebenfalls ein unglaublich geringes Honorar; ein gleiches war der Fall bei den ersten Bänden der „Bibliothek der Romane.“ Diese entstand 1773 nach dem Vorbilde der Pariser „Bibliothèque des Romans,“ und machte eine Sammlung von 21 Bänden aus, als sie 1794 geschlossen wurde. Die letzten Bände wurden mir etwas besser bezahlt, als die ersten, doch lediglich in Folge eines Zufalls. Mein alter Gönner, der Buchhändler Weygand schrieb mir gelegentlich: „ob mir bekannt sei, daß Himburg (der erste Verleger meiner Romanbibliothek) das Verlagsrecht an derselben für 800 Thaler Hartknoch dem Vater verkauft habe?“ Das fiel mir denn doch gewaltig auf, und ich folgerte: daß, wenn ein bloßes Verlagsrecht so hoch bezahlt werde, der Schöpfer und Herausgeber eines Werkes wohl auch auf bessere Vergütung Anspruch machen könne. In diesem Sinne wandte ich mich an den neuen Verleger, that eine höhere Forderung und erhielt fortan — fünfzig Thaler für den Band. Man berechne danach meine übrigen Honorare, — und doch handelte es sich um vielgelesene Erzeugnisse! Neben diesen drei Zeitschriften ist noch eine vierte zu nennen: „Aus den Papieren einer Lesegesellschaft,“ die 1787 begann, es aber nur bis zum dritten Bande brachte und 1789 endigte. Abgesehen von

diesen Unternehmungen, deren Urheber und Redacteur ich war, habe ich noch Antheil an der „Literatur- und Theater-Zeitung“ meines Freundes Bertram zu Berlin; viele Aufsätze darin sind von mir, z. B. im dritten Jahrgange: „Leben, Thaten und Meinungen eines deutschen Schauspielers.“ Ferner war ich Mitarbeiter an Wielands „deutschem Merkur,“ Boies „deutschem Museum,“ an Archenholz' Journalen, an v. Eggers „gemeinnützigem deutschen Magazin,“ am Straßburger „Magazin für Frauenzimmer,“ am „Journal des Luxus und der Moden,“ der „blauen Bibliothek,“ den „Literatur-Zeitungen“ (aber nicht der Leipziger),[1] dem „Morgenblatt,“ den „Pandoren,“ dem „literarischen Wochenblatt,“ der „Staatszeitung,“ der „Zeitung für die elegante Welt“ und noch einigen anderen.

Zur Zeit des Hoftheaters wurde in Gotha auch die erste geschlossene Männergesellschaft gebildet: der „Clubb,“ aus welchem später viele ähnliche Gesellschaften hervorgingen, die er aber alle überlebt hat. Ich zählte zu seinen Stiftern, und Herzog Ernst war so gütig, mich bei dem Entwurfe der Satzungen zu unterstützen. Lange war ich Vorsteher; nun bin ich von 19 Stiftern der einzige Ueberlebende. Ein zwangloser Geist zeichnete den „Clubb“ aus; nutzbringend waren auch die mannichfachen Spenden, die er Hilfsbedürftigen zuzuwenden pflegte; eben so hat er sich durch Gründung des Casino Verdienste um die geselligen Vergnügungen Gothas erworben.

Meine lieben Mitbürger sind ein lebenslustiges, dabei wetterwendisches Völkchen; es ist daher kein Wunder, wenn gegenwärtig mehr als ein Dutzend Nachahmungen des „Clubbs“

[1] Laut Recensentenverzeichniß der Jenaer „Allg. Literat. Ztg.“ war Reichard für die Besprechung von Reisen und statistischen Länderbeschreibungen angenommen. Als Eichstädt am 2. April 1804 Reichards erste Recensionen an Goethe sandte, bemerkte dieser: sie seien „sehr gut und zweckmäßig“. (Vergl. Goethes Briefe an Eichstädt; herausgegeben von W. v. Biedermann; Berlin 1872, S. 75 u. 255).

zu zählen sind, darunter die verdienstvolle „Steinmühlen-Gesellschaft,“ der Gotha die ersten Flußbäder, das erste Vauxhall und ein Theater verdankt, welches Jahre lang der Volkszahl, so wie (durch geringe Eintrittspreise) dem Vermögen der Theilnehmer entsprach, bis C. M. von Webers Oper „Der Freischütz“ erschien. Da war auf einmal das Alte nicht mehr gut genug, und eigens dieser Oper zu Liebe sann man durch Erbauung eines neuen, großen Schauspielhauses auf die Rettung von Gotha als Residenz, unerachtet dieser „Freischütz“ und sein Beifall eine völlig neue Erscheinung in der Bühnengeschichte ist! Ich habe mich daher weislich von der Actienzeichnung fern gehalten, da ich aus großen Schauspielhäusern niemals Segen für die Unternehmer erblühen sah.

Bevor ich die Jahre von 1775 bis 1779 weiter verfolgte, hatte an dieser Stelle meiner „Erinnerungen“ ursprünglich eine zusammenfassende Schilderung des Herzogs Ernst II. Platz finden sollen, dieses als Fürsten, Menschen und Gelehrten gleich ausgezeichneten Mannes. Bei dieser Gelegenheit wollte ich den Aufsatz erweitern, welchen ich für Bertuchs „Ephemeriden“[1] über den Herzog verfaßt habe; ich verzichte jedoch darauf, alle Einzelzüge zu einem voranzuschickenden Gesammtgemälde des edlen Fürsten zu verbinden, da ich seiner ohnehin immerfort gedenken muß; namentlich aber, weil schon im Jahre 1818 ein Jugend- und Zeitgenosse des Herzogs mir zuvorgekommen ist. Ich spreche von dem Prachtwerke „Historische, statistische, geographische und topographische Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg; herausgegeben von Hans von Thümmel, Herzogl. Sächs. Geheimrath, Minister“ u. s. w., welches nicht für den Buchhandel, sondern nur

[1] Allg. Geograph. Ephemeriden, Bd. 19, St. 1: „Herzog Ernst II. als Gelehrter und Beförderer der Wissenschaften;“ auch besonders abgedruckt, Weimar 1806, 16 S. 8⁰.

für Freunde mit einer Menge von Karten, Portraits, Facsimiles u. s. w. erschienen ist, und woraus die Zeitblätter interessante Züge des „mildgerechten“ Herzogs Ernst begierig abgeschrieben haben. Thümmel hat, wie in dem ganzen Buche, so namentlich in dessen Schlusse, mit der Charakteristik des Herzogs Ernst [S. 69—112] eine durchweg vorzügliche Arbeit geboten, einige wenige Stellen über den Herzog ausgenommen, hinsichtlich deren meine Ueberzeugungen und Ansichten schlechterdings von den seinigen abweichen, die dort (z. B. bei Schilderung der „Mystischen Epoche“) nach irrigem Hörensagen niedergeschrieben sind. Das Bild Ernst des Zweiten als Jüngling, Mann, Fürst, und in allen seinen Privat-, Familien- und Herrscherbeziehungen ist in der genannten Schrift mit einer solchen Verehrung, Liebe und Treue gemalt, daß ich nichts hinzuzufügen habe und hocherfreut war, als der Verfasser den Vorsatz fallen ließ, dieselbe erst nach seinem Ableben erscheinen zu lassen. Sechs Jahre nach der Veröffentlichung jenes werthvollen Werkes, am 1. März 1824, starb Hans Wilhelm von Thümmel, 80 Jahre alt. Schon 1817 hatte er — ob aus freien Stücken? — sein Amt als Minister niedergelegt und widmete sich seitdem ganz der Schriftstellerei, welche — namentlich in „Elysium und Tartarus“ — etwas bitter wurde; auf Zeitgenossen, von denen der Verfasser sich gekränkt glaubte, fiel mancher Seitenhieb.

Der Minister von Thümmel wurde nahe bei seinem Gute Nöbdenitz in einer uralten hohlen Eiche begraben; ein Gedanke, an welchem er sich lange geweidet hatte; wie er denn auch oft in der Höhlung dieser Eiche saß. C. A. Böttiger hat ihm in der Abendzeitung von 1824 ein biographisches Denkmal gesetzt, in welchem ich nur einige Unrichtigkeiten, die ihm aus ungenügenden Quellen zugeflossen sind, beseitigt zu sehen wünschte. Aber mit solchen ist es ein eigen Ding; selbst sonst gewissenhaften Arbeiten kleben sie bisweilen an

und sind dann, weil sie immerfort wiederholt werden, unglaublich schwer auszurotten. Ein Beispiel dafür ist der oftmals nachgeschriebene Irrthum Thümmels, als habe Herzog Ernst einen eigenen Abgeordneten nach Leipzig gesendet, um den bekannten Geisterbanner Johann Georg Schrepfer zu prüfen. Die Wahrheit ist: daß diese Prüfung durch einen Leipziger Kaufmann ohne jeglichen Auftrag geschah, und daß dieser Mann rein zufällig später nach Gotha kam und dort den Herzog sprach. Der Kaufmann — er hieß Schlegel und hat ein nach seinem Tode von seinem Stiefsohne veröffentlichtes Tagebuch über seinen Umgang mit Schrepfer hinterlassen — sperrte bei einer Beschwörung durch Vorschieben des Nachtriegels den „Geist" aus. Gelegentlich der Unterredung mit Schrepfer, unter vier Augen, zog dieser plötzlich eine Pistole hervor, aber der Kaufmann holte ebenfalls eine aus der Tasche und erwiederte kaltblütig: „auf solche Dinge sei er gefaßt;" worauf Schrepfer stillschwieg. — Beiläufig sind Johnson und Schrepfer die einzigen mir bekannten maurerischen Sühnopfer Deutschlands.

Durch meine Stellung als Director des Hoftheaters kam ich zwar in sehr häufige Berührung mit den Schauspielerinnen; ich hütete mich jedoch wohl, mit irgend einer, selbst die allgefeierte Franziska Romana Koch nicht ausgenommen, auf einen vertraulicheren Fuß zu gerathen. Nur dadurch, daß ich immer sehr gemessen und immer „der Vorgesetzte" blieb, war mit diesem Völkchen einigermaßen auszukommen. Dennoch spielte in der Zwischenzeit ein kleiner Roman mit einem geistreichen und liebenswürdigen Mädchen, welchem ich in den Jahren 1776 und 1777 zuerst näher trat. Auguste Schneider (so hieß sie)[1] vereinigte mit einer anmuthigen Gestalt — deren schlanker Wuchs freilich leider

[1] Noch 1830 in der „Geschichte unserer Zeit" von „Wilhelmine Lorenz": „Der Fürstensohn" (Leipzig, Wienbrack, 2 Thle.) soll sie nach der Versicherung eines Zeitgenossen als „Louise" geschildert sein.

den Keim zur Schwindsucht barg — die inneren Vorzüge eines hellen, gebildeten Verstandes und eines trefflichen Herzens. Ohne regelmäßig schön zu sein, war sie doch in höchstem Grade liebenswerth. Dies empfand mit mir kein Geringerer, als der regierende Herr; er erkannte Augustes Werth, über welchen auch Thümmels Werk in wohlgetroffener Schilderung mit Wärme spricht, obwohl der Name nicht genannt ist. Der edle und feinsinnige Herzog hatte das ausgezeichnete Mädchen schätzen gelernt, und auf sie wiederum machte nicht sein Stand, sondern sein Biedersinn und sein Gemüth den Eindruck, welchen beide nicht verhehlen konnten. So entstand zwischen ihnen jene zarte, geistige Liebe, deren bloße Möglichkeit zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes rohen Naturen ein lächerliches Unding scheint, während sie nichtsdestoweniger in all' ihrer keuschen Reinheit vorhanden ist und fast immer nur mit dem Tode endet. Ich sah die Neigung zwischen beiden keimen und wachsen; gleichzeitig fühlte ich: was ohne diesen Zwischenfall Auguste mir hätte werden müssen. Ein innerer Kampf zwischen meinen Empfindungen für das geliebte Mädchen und der täglich wachsenden Achtung und Ergebenheit für den Herzog begann — er endete bald, und ich beschied mich, in Demoiselle Schneider nur die Schwester zu sehen. Für mich war es ein Glück, daß meine Neigung, als ich Augustes Liebe zum Herzog entdeckte, noch keine tiefen Wurzeln geschlagen hatte; einer meiner Freunde, Namens Dürfeld, auf den das liebliche Mädchen gleichfalls den stärksten Eindruck gemacht hatte, glaubte ohne sie nicht leben zu können und erschoß sich, als er sah, daß er auf Erhörung nicht zu rechnen habe — ein Ereigniß, das dazu beitrug, Augustes ohnehin schwankende Gesundheit noch mehr zu erschüttern.

Fast gleichzeitig wurde der Herzog in Folge des Ablebens seines ältesten Sohnes, des hoffnungsvollen Erbprinzen Ernst

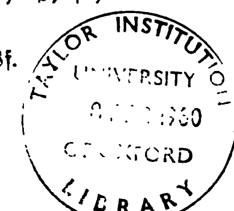
[am 3. December[1] 1779] von einer tödtlichen Krankheit befallen, die elf Tage lang sein kostbares Leben an den Rand des Grabes brachte. Das waren Tage der Angst, des Kummers, der immer steigenden Besorgniß — und für mich nicht allein. Das ganze Land nahm den innigsten Antheil; von einer ähnlichen Freude, wie sie die Genesung des edlen Fürsten durchgehends verbreitete, wird die Geschichte nur sehr wenige Beispiele aufzuweisen haben; bei einem allgemeinen, auf dem Markte gesungenen Dankliede sah man Juden in den Kreis der Christen treten und den Choral mit anstimmen. Als Beweis der Dankbarkeit des Herzogs für meinen während der Krankheit bewiesenen Antheil, der innig und ungeheuchelt gewesen, überreichte mir die Herzogin Charlotte im Namen ihres Gemahls einen Brillantring. Es war der Anfang ihrer Gnade gegen mich; seitdem verging fast kein Tag, wo ich nicht zu ihr gerufen worden wäre, oder wo ich nicht ein Billet von ihrer Hand erhielt. Sie äußerte Gefallen an meinen Gedichten, und ihre kurzen Briefe, von denen ich noch ein ganzes Heft unter meinen Papieren verwahre, betrafen meist Aufträge in Bezug auf Bücher, Zeitschriften u. s. w., oder sie enthielten einige freundliche Worte über meine dichterischen Erzeugnisse, mit der Bitte um Uebersendung des neu Geschriebenen. Die Herzogin beschäftigte sich in jenen Jahren leidenschaftlich mit Musik, und so widerfuhr vielen meiner Gedichte die Ehre, von ihr componirt zu werden. Wie sehr ich dadurch angeregt wurde, kann man denken; so veranlaßte der Umstand, daß damals Maria Stuart ihre Heldin war, von welcher ein schönes Bild über ihrem Flügel hing, jene Erzählung, welche einem Heftchen von mir: „Novellen," Leipzig, 1781, bei Weygand, angehängt ist. Auch andere Versuche im Roman fallen in jene Zeit; für einiger-

[1] Nach L. A. Cohns „Stammtafeln zur Geschichte der Europäischen Staaten". (Braunschweig, 1865.)

maßen werthvoll halte ich nur: „Blauauge, ein Märchen aus dem Morgenlande“ (Leipzig, 1779), sowie „Minne, Schwärmerei und Religion“ (Leipzig, 1782), in welche beiden Werke viele persönliche Anspielungen und Beziehungen verwebt sind; außerdem meine Übersetzung von Diderots „Jacques le fataliste“ aus der Handschrift, unter dem Titel: „Jacob und sein Herr,“ 2 Bände (Berlin, 1792).

Zum Schlusse der Hoftheater-Epoche habe ich noch der üblen Folgen zu gedenken, welche für mich aus der Führung der Kasse (die einen jährlichen Umsatz von 10—15,000 Thalern hatte) erwuchsen. Im Jahre 1778 vermißte ich einmal eine Rolle von 100 Stück Louisd'or; ein Verlust, den ich auf einen Hausdiebstahl zurückführte, von welchem wir soeben heimgesucht worden waren. Ich sprach darüber mit dem Obermarschall von Studnitz, der mir aber erwiderte: daß ich ihm, als meinem Chef, so etwas gar nicht hätte sagen sollen. Er könne mir nur rathen, auf baldigen Ersatz bedacht zu sein. — Mein Stiefvater fehlte mir in jenen Tagen steter Sorge auf das schmerzlichste; meiner Mutter durfte ich von dem Verluste kein Sterbenswort verrathen, die Folge würden ohne alle Frage nur ungemessene Vorwürfe, aber keineswegs werkthätige Hilfe gewesen sein, denn sie war überaus karg gegen sich und Andere. Mein Unglücksstern hatte mich aber mit einem sehr gewandten Juden bekannt werden lassen, dem ich mich in der Angst meines Herzens anvertraute; — in wenigen Stunden hatte ich, was ich brauchte, doch nur auf kurze Frist. Als diese abgelaufen war, verschrieb ich die Hälfte mehr, als ich erhalten, bis auf diese Weise von Frist zu Frist in zwei Jahren die Summe von 500 Thalern Gold zu eben so viel Carolin[1] herangewachsen war. Als das Hoftheater 1779 aufhörte, worauf ich, um meine Kasse abzuliefern, die Bücher schloß, fehlten

[1] Ein Carolin beträgt 6½ Thaler = 19 M. 50 Pf.



wieder gegen 800 Thaler. Wie verwickelt und umständlich bei den Groschen und Pfennigen, um die es sich häufig handelte, durch Abzüge, Vorschüsse, Zahlungen aller Art, Abonnements- und Einlaßgelder auch meine Rechnungen gewesen waren, und wie lässig und flüchtig — als ein wahrer „Dichter“ — ich sie auch geführt hatte, so konnte doch ein Deficit von so beträchtlichem Belange ganz unmöglich entstehen, wäre nicht ein besonderer, mir erst später klar gewordener Umstand dabei in's Spiel gekommen. Der Zuschuß des Herzogs zur Theaterkasse bestand aus den Lotteriepachtgeldern, und diese hatte der Kassierer des Pächters, ein Italiener, vierteljährlich an mich zu zahlen. Nie hatte ich die von diesem Manne erhaltenen Geldrollen nachgezählt, sondern sie auf Treu' und Glauben immer für vollgiltig laut Aufschrift angenommen. Als nun das Theater aufgehört hatte und diese Lottogelder wieder, wie früher, an den Herzog gezahlt wurden, fragte mich einst dessen rechtlicher Kammerdiener, der zum Behufe kleiner Nebenausgaben jetzt öfters Rollen von jenen Geldern erhielt: „ob ich vordem nie bemerkt hätte, daß fast an jeder Rolle ein oder zwei, auch mehrere Speciesthaler fehlten? Schon sei die Sache untersucht und der italienische Kassierer entlassen worden.“ — Welches Licht ging mir da auf! Wie viele Thaler mögen in den vier Jahren meiner Rechnungsführung dem durch mein Schweigen sicher gewordenen Kassierer in die Tasche gefallen und mir entgangen sein!

Das Deficit mußte inzwischen gedeckt werden, und da ich mich scheute, meiner Mutter ein Geständniß abzulegen, so war jener gefällige Jude wieder meine Stütze. Der Bestand wurde geregelt, und ich überreichte dem Kammerherrn von Lenthe meinen Rechnungsabschluß. Er sah ihn durch und glaubte, einen Irrthum entdeckt zu haben, der mir zum Nachtheil gereiche; dies zeigte er mir an, und unwillkürlich entschlüpfte mir die Bemerkung: „nun sei mir klar, weßhalb

meine Bücher mit dem Bestande der Kasse nicht hätten stimmen wollen, und weßhalb ich mehrere hundert Thaler aus Eigenem hätte nachschießen müssen." Leider zeigte es sich nachher, daß die Entdeckung eines vermeintlichen Irrthums zu meinen Gunsten lediglich ein Versehen des Herrn von Lenthe war; dieser aber hatte bei Ablieferung der Kasse an den Herzog dem letzteren bereits erzählt, wie ich die Richtigkeit des Bestandes mit eigenen Opfern erkauft zu haben scheine, und so fand ich am Abend auf meinem Tische in Herzog Ernsts Privatbibliothek mit einem Handbillet, wie nur Er es abzufassen vermochte, die ganze Summe, welche mir gefehlt hatte! Der Herzog schrieb:

„D. 30. October 1779.

Es bleiben mir, lieber Herr Reichard, noch manche Zweifel zurück, ob Sie nicht bei Führung dieser Kasse, theils aus Mangel der zu einem Rechnungsführer gehörigen Kenntnisse, theils aus übertriebenem Eifer, sich Schaden gethan und dabei um ein Großes zu kurz gekommen sind. Beide Fälle möchte ich nicht gern zu meinem Vortheil auslegen, noch zu Ihrem Schaden anwenden. Hierbei finden Sie, mein guter Herr Reichard, den letzten Kassenüberschuß zusammen, und ich bitte Sie, ihn, ohne einem falschen Zartgefühl Gehör zu geben, von mir anzunehmen. Einmal möchte ich nicht auf Unkosten Ihrer Ehrlichkeit mich bereichern, zum Anderen bin ich Ihnen ja eine kleine Erkenntlichkeit für Ihre Bemühungen schuldig, und so erlauben Sie mir, auf einmal zwei gleich heilige Pflichten zu erfüllen. Ich sehe Sie schon durch diesen Schritt in eine Verlegenheit versetzt. Thun Sie es nicht, mein Bester, und sehen Sie vielmehr in der Person des Herzogs Ihren wärmsten und ergebensten Freund, gegen den Sie alle Verlegenheit bei Seite setzen müssen, wenn Sie anders das Vertrauen, das ich in Sie gesetzt habe, und das Ihnen zu beweisen ich das angenehmste Geschäft meines an sich beschwerlichen Standes sein lassen

werde, nicht verscherzen wollen. Ich bitte Sie, daß diese Geschichte ganz unter uns bleibe."

Unverzüglich trug ich dieses Geld zum Juden und verlangte meine Verschreibung zurück; er erwiderte: daß er sie mir nicht zustellen könne, da er sie inzwischen bereits an einen auswärtigen Geschäftsfreund weiter gegeben habe; ich erhielt sie aber nie, und wenn ich darum mahnte, so hieß es: „ich sei ja noch die 500 Carolin schuldig; da könne ich, wenn ich ihm nicht traue, diese Summe ja abziehen!" Bald darauf starb dieser Jude plötzlich; sein Nachlaß war ein vollkommener Bankerott. Nun wurde mir meine Verschreibung, so wie meine nach und nach ausgestellten Wechsel präsentirt, denn von „auswärtigen Geschäftsfreunden" war nicht die Rede, sondern alle meine Schuldscheine waren in meiner Vaterstadt begeben, und ich mußte mich glücklich schätzen, daß man mich nicht darum drängte; eine Nachsicht, welche ich nur dem Umstande zuzuschreiben hatte, daß ich für einen künftig reichen jungen Mann galt, dessen rechtliche, von Verschwendung freie Lebensweise allbekannt war. Dennoch war es für mich ein Glück, daß einer meiner Altersgenossen und Freunde, der treffliche Ernst Ludwig Hendrich, — dessen seltenen Werth an Kopf und Herz ich nicht hoch genug stellen kann, — in ähnliche Verlegenheiten bei demselben Juden verwickelt, mir anbot: wir sollten bei unserem Hauptgläubiger gegenseitig für einander Bürgschaft leisten, und wer von uns zuerst in den Besitz seines elterlichen Vermögens gelange, solle dem Anderen helfen. Hendrich kam durch den Tod seines Vaters unerwartet schnell zum Besitz und hat diesen Vertrag pünktlich erfüllt. Alle meine Schuldscheine, für die er sich mitverbürgt hatte, löste er ein und drängte mich nie, bis der Tod meiner Mutter mich in den Stand setzte, ihn und meine noch übrigen Gläubiger zu befriedigen.

Durch diese Verabredung mit Hendrich kam ein Theil

der von dem Juden weitergegebenen Papiere für den Augenblick außer Betracht; hinsichtlich der aus 500 Thalern Gold zu ebensoviel Carolin angeschwollenen Summe half mir der edle Herzog Ernst, der von meiner Verlegenheit durch Auguste Schneider hörte; großherzig überraschte er mich mit dem baaren Vorschusse dieses ganzen Kapitals. Ich stellte ihm darüber eine Verschreibung aus, in der ich auch eine Verzinsung festgesetzt hatte, die ich pünktlich von Vierteljahr zu Vierteljahr leistete; der Herzog aber bestimmte diese Zinsen heimlich zur Tilgung der Schuld selbst. Nach seinem Tode fand sich meine Verschreibung durch diese Zinsenzahlungen ausgeglichen, was dem Schuldscheine von seiner Hand sorgfältig beigeschrieben, mir aber bei seinen Lebzeiten aus Zartgefühl stets eben so sorgfältig verhehlt worden war. Hätte ich mich ihm entdeckt, so würde er mich gewiß gänzlich aus meiner drückenden Lage gerissen haben, allein stets hielt mich falsche Scham davon ab. Und so blieb mir noch ein Schuldenrest von etwa 1400 Thalern, in verschiedene Summen vertheilt, — eine Last, die mir späterhin durch die anschwellenden Zinsen zu einer zermalmenden Lawine wurde. Mit einer solchen haben vieljährige Schulden, eben durch ihre Vieljährigkeit, in der That manches Aehnliche, denn je länger sie hinabrollt, desto ungeheuerlicher wird ihr Umfang, desto wuchtiger ihr Druck. Zwar trat ich später, nachdem ich lange umsonst gedient hatte, in den Genuß einer Besoldung, allein diese betrug anfangs nur 200, später 300 Thaler jährlich; dafür war ich Bibliothekar, Kassierer und Cabinetssecretär. Meine Schriftstellerei wurde schlecht, erst meine späteren Arbeiten etwas besser, alle aber sehr gering bezahlt. Ein Theil des Honorars ging für Reisen darauf; ich heirathete, bekam Kinder und nun wurden die Reisen zur bitteren Nothwendigkeit: Krankheiten zwangen uns, bei ohnehin drückenden Zeitläuften, zu mehrmaligem Aufenthalte in Bädern. Bei alledem aber mußten doch die Zinsen abgetragen werden. Wie schwer

habe ich lange Jahre hindurch oft unter diesen Verlegenheiten gelitten! Ihnen abzuhelfen, gab es nur zwei Wege: neue Anleihen, oder Vergrößerung der alten Verschreibungen. So wälzte die Lawine sich immer mächtiger heran. Erst spät hat die Erbschaft meiner Mutter, sowie das Eingreifen eines tüchtigen Rechtsgelehrten — den ich freilich schon viel früher hätte befragen sollen — meine Verhältnisse wieder geregelt.

7.

Den Zeitraum meines Lebens von 1779, dem Ende des Hoftheaters, bis zu meiner Verheirathung bezeichnete zunächst meine Aufnahme in den Illuminatenorden, als dessen Mitglied ich mir den Namen „Wicleff" erwählte. Diese Weihung geschah gleichfalls auf Veranlassung meines fürstlichen Freundes, der selbst unter dem Namen „Timoleon" von „Chrysostomus" (Bode) aufgenommen worden war. Durch des Herzogs Schutz entging „Spartacus" (Weishaupt) den ihm drohenden Gefahren, und erhielt, nebst einer ansehnlichen Pension und der unentgeltlichen Erziehung seines älteren Sohnes zu Schnepfenthal, seinen ruhigen und sicheren Aufenthalt zu Gotha. Ich bekleidete bei der Minerval-Loge die Stelle des Schatzmeisters. Für das Illuminatenwesen habe ich mich nie recht zu begeistern vermocht; stets blieb ich lau und schlaff, weßhalb ich auf mein „Quibus licet" — so hieß der verschlossene Zettel, welchen jeder Untergebene allmonatlich seinem Oberen mit pflichtschuldigem Berichte einzureichen hatte — von einem vermummten „Basilius" manchen Verweis erhielt. Das half aber nicht, und nach Verlauf weniger Jahre zog ich mich ganz zurück, ohne daß mich deßwegen der geringste Vorwurf von Seiten des Herzogs getroffen hätte, wahrscheinlich weil er seit der [1787 zu München erfolgten] Veröffentlichung der Originalschriften des Ordens angefangen hatte, selbst kühler über die Sache zu denken. Vielleicht muthmaßte er auch, daß man sich seiner nur als

Werkzeug in den Händen des Ehrgeizes und geheimer Nebenabsichten einiger Häupter bedienen wolle, was seiner Denkungsart gemäß schon allein hingereicht hätte, ihm das Illuminatenwesen verhaßt zu machen. In den letzten Zeiten sah er Weishaupt sehr wenig, außer bei seiner Gemahlin, wo derselbe, wie auch bei dem gleichfalls zu den Illuminaten zählenden Prinzen August häufigen Zutritt hatte. Trotzdem aber die Neigung des Herzogs für die Sache geschwunden war, dauerte der einmal bewilligte Schutz, sowie die zugesicherte Pension für Weishaupt nach wie vor ungestört fort. Die Sucht, eine Rolle zu spielen und das Trachten nach Einfluß ist vielleicht das Einzige, was dem Anscheine nach den Illuminaten in den höheren Graden wirklich zur Last gelegt werden könnte. Ich sage: „dem Anscheine nach," denn da ich nur Minerval[1] war, so kann ich dies nicht mit Gewißheit versichern. Alles, was mir zur Wissenschaft gekommen ist, war streng moralisch und gut. Barruel hat, wie immer, so auch hier Wahres mit vielem Falschen gemischt, wie es die Tendenz seiner Arbeit erforderte. Sehr unrecht thut man Weishaupt, wenn man ihm, außer der Stiftung des Illuminatenordens, mehr von Demjenigen zuschreibt, was der Orden vielleicht später bewirkt hat. In meiner Vaterstadt galt Weishaupt, seinem öffentlichen Wandel zufolge, mit vollem Rechte allgemein für einen redlichen und hochachtbaren Mann; zutreffend charakterisirte ihn einst gegen mich der sehr aufgeklärte, scharfsichtige Staatsminister, Graf Lehrbach, welcher Weishaupt in Bayern beobachtet hatte. „Er ist" sagte der Graf, „ein kluger Kopf, unübertrefflich, einen Plan zu entwerfen; dieser Plan muß aber allemal von Anderen durchgesehen und berichtigt werden." Dieses thaten denn allerdings die Knigge („Philo") — gewiß ein Schlaukopf erster Größe — und J. J. C. Bode („Amelius"); der

[1] Der Minervalgrad war die zweite Stufe im Illuminatenorden.

Einfluß Leuchsenrings existirt nur in Barruels Gehirn. Aber Feder („Marc Aurel") und Johann Benjamin Koppe („Akakius") arbeiteten als Häupter. Weishaupt hatte in einem der Briefe, welche zu München gedruckt waren, eine Stelle einfließen lassen (ich habe sie nicht zum Nachschlagen bei der Hand) ungefähr des Inhalts: „Was würden die Göttinger Professoren sagen, wenn sie wüßten, daß ein Professor von Ingolstadt an der Spitze stünde!" Der gute Weishaupt sah da in prophetischem Geiste das Ende seiner Würde als Oberer voraus, ein Ende, das auch bald erfolgte. Denn zuletzt stand er so wenig an der Spitze, als er gegenwärtig[1] daran steht, vorausgesetzt, daß der Orden noch fortdauert, was mir, nach einigen Zeichen zu urtheilen, nicht unwahrscheinlich vorkommt. So lange Koppe zu Gotha war, blühten die Illuminaten und dirigirten schon damals wie nachher die alte Loge „zum Kompaß." Als aber Koppe 1788, verlockt durch die Aussicht auf die Stelle eines Abts zu Loccum (die ihm nicht zu Theil geworden ist), Gotha verließ, wo er vom Herzog Ernst geschätzt und stets sehr gütig behandelt wurde, wie ihm denn noch nach seinem Tode der Fürst ein Denkmal errichtete, — da bemächtigte sich Bode geschickt der Leitung und wurde bald der einflußreichste Mann, obwohl er schon vorher in Ansehen gestanden, mir z. B. gelegentlich meiner Reise im Jahre 1785 meine Panisbriefe für Nicomedia (Augsburg), Syracus (Emmendingen), Damascus (Kostnitz) u. s. w. geschrieben hatte. Bode war ein Mann, der das Illuminaten- und Ordenswesen hauptsächlich benutzte, um sich Einfluß und eine vertraute, ausgezeichnete Aufnahme an Höfen wie bei Vornehmen zu verschaffen. Wenn er nach Gotha kam, so wurde er allezeit auf herzogliche Kosten im Gasthofe freigehalten. Auf seiner famosen, von Barruel und ähnlichen Schreiern ihm so übel gedeuteten Reise nach

[1] Adam Weishaupt, geb. am 6. Februar 1748 zu Ingolstadt, starb erst nach Reichard, am 18. November 1830 zu Gotha.

Paris, 1787, mit „Bayard“ (Herrn v. d. Bussche), ist schwerlich sein Zweck Vorbereitung und Förderung der Revolution gewesen; dazu paßte „Bayard“ am allerwenigsten. Wohl aber wollte Bode mit Hilfe der Maurerei vielleicht in Frankreich Illuminatenlogen gründen, für sein liebes Ich eine ausgezeichnete Aufnahme finden und sich überhaupt wichtig machen. Das liegt so ziemlich klar in Dem, was beide Herren zu Eisenach dem würdigen Ernst August Anton von Göchhausen eröffneten, und was dieser in seinem „Aufschluß des Systems einer Weltbürgerrepublik“ andeuten zu müssen glaubte. Bekanntlich kaufte Herzog Ernst nach dem Tode Bodes [13. December 1793] dessen sämmtliche Schriften und Papiere um eine sehr namhafte Summe von der Erbin; und zwar lediglich deßhalb, damit seine eigenen Briefe, Correspondenzen und Aufsätze nicht etwa in fremde Hände gerathen, vielleicht gar in Druck gegeben werden möchten. Zur großen Verwunderung einiger noch thätigen alten Illuminaten war ich es, der vom Herzoge den Auftrag erhielt, diese Schriftstücke in Weimar zu übernehmen; bei der Uebergabe an mich waren gegenwärtig: von Voigt, Böttiger und L.[1] Wenn ein gewisser Lange[2] bei Gelegenheit einer maurerischen Streitschrift zu Rostock behauptet: auch er sei zugegen gewesen, so ist dies einfach falsch. Bodes gesammte Schriften und Papiere waren in einzelne Bogen geschlagen; diese wurden von jenen drei Herren versiegelt und darauf von mir in eine kleine Kiste gelegt, während

[1] Die Ergänzung der Buchstaben v. V. u. B. des Originals nach anderweitigen Notizen Reichards selbst mit zweifelsfreier Sicherheit. L ist wahrscheinlich Carl Friedr. Ernst Reichsfreiherr von Lynker, geb. am 9. Febr. 1728 zu Anspach, gest. am 17. März 1801 zu Weimar als Geh.-Rath, Landschaftsdirector und Oberconsistorialpräsident. Er war am 25. Mai 1764 in Altenberge der „stricten Observanz“ unter dem Namen Carolus Eques a Lynce beigetreten und v. Hund ernannte ihn zum „Subprior der Diöcese Dannenberg“ (Weimar).

[2] Samuel Gottlieb Lange, Dr. und Professor der Theologie zu Rostock, geb. 5. April 1767 zu Ohra bei Danzig, gest. 15. Juni 1823.

eine größere mit zahlreichen Exemplaren von Druckschriften gefüllt ward, welche die Katechismen, die Rituale, die Aufnahmen und Ceremonien verschiedener von Bode und Anderen erfundenen oder ausgearbeiteten Ordensgrade betrafen und sämmtlich mittels der Handdruckerei gedruckt worden waren, welche Bode zu diesem Behufe vom Herzog Ernst geschenkt bekommen hatte; es war die Comödienzetteldruckerei des ehemaligen Hoftheaters. Beide Kisten, die große wie die kleinere, fanden sich nach dem Tode des Herzogs uneröffnet vor; meine Siegel daran waren noch so unversehrt, wie ich sie aufgedrückt hatte. Weiter unten werde ich erzählen, wie sie in die Stockholmer Freimaurerarchive gekommen sind, wo sie gegenwärtig ruhen.

Rückkehrend zu dem Zeitraume, dessen Schilderung ich auf den letzten Blättern des vorigen Abschnittes gegeben habe, knüpfe ich an den Namen meines Freundes Hendrich wieder an. Schon zu Jena hatten wir uns kennen gelernt; als das Amt seines Vaters und sein eigenes ihm Gotha zum Aufenthalt anwies, wurden wir bald innig befreundet. In seiner ersten Stellung als Marschallamtssecretär hatte sich Hendrich die volle Zufriedenheit seines Chefs, des Obermarschalls von Studnitz erworben; er strebte aber nach einem größeren Wirkungskreise. Ich war daher sehr glücklich, als es mir gelang, die Aufmerksamkeit des Herzogs auf ihn zu lenken; die erfreuliche Folge war, daß er bald als Aufseher beim Kriegscollegium eine Anstellung fand. Das Haus Gotha unterhielt früher mit fremden, besonders dänischen und holländischen Hilfsgeldern eine beträchtliche Truppenmacht; diese focht in allen ehemaligen Kriegen: in Flandern, Deutschland und Italien; bei mehreren bedeutenden Gelegenheiten, wie z. B. bei der Höchstädter Schlacht und bei'm Entsatze von Turin zeichnete sie sich durch Tapferkeit und Siegesbeute aus. Nach dem siebenjährigen Kriege und nach der langen Waffenruhe schmolzen jene Truppen in drei schwache, soge-

nannte „Feldregimenter“ und einige andere Corps zusammen, unter denen ein seit mehr als hundert Jahren im Dienste der Provinz Holland stehendes Fußregiment das ansehnlichste war. Die Rechnungsführung über diese Angelegenheiten gehörte in das Fach des Kriegscollegiums und galt für höchst schwierig; der damalige Director des Collegii sorgte dafür, diesen Glauben geflissentlich aufrecht zu erhalten. Aber Hendrich, dem sein Kopf und die Acten zu Gebote standen, studirte sich in das „schwierige“ Werk schnell hinein; als nun einige Todesfälle älterer Vorgesetzten eintraten, rückte er rasch vor, erhielt bald die Leitung des Collegs und brachte in dasselbe statt des bisherigen schlechten, lässigen Geschäftsganges den Geist der Thätigkeit und Ordnung. Die Revision der vieljährigen rückständigen Rechnungen entlarvte zwei ungetreue Haushalter, und da die Zeitverhältnisse später manche neue Einrichtungen herbeiführten, und beim Rheinbunde, dann bei der Erhebung Deutschlands unsere militärischen Verhältnisse mehrfach umgestaltet wurden, leistete Hendrich dem Lande Gotha die wesentlichsten Dienste.

Er war es auch, der mich auf der ersten Reise begleitete, welche ich ausführte, nachdem mich der Plan schon lange beschäftigt und ich mir aus zahllosen Reisebeschreibungen allerhand Notizen gesammelt hatte, von denen ich Ersprießliches für mich erwartete. Diese Notizen zuerst regten mich zur Abfassung eigener Reisebücher an, wie sie auch meinem ersten derartigen Werke zu Grunde lagen. Da diese Reisebücher — bei dem Publikum von Europa kann ich sagen — eine ungemein günstige Aufnahme gefunden haben, und da ich sie selbst für das Gemeinnützigste halte, was aus meiner Feder geflossen ist, so darf ich hier wohl ihre Entstehung und Vervollkommnung kurz darlegen.

Mein (freilich sehr vergrößertes) Urbild war das Itinéraire des Dutens, wie auch dessen Memoiren[1] mir bei der

[1] Bezeichnend heißen sie: „Memoiren eines Gereisten, der ausruht.“

Niederschrift meiner Erinnerungen vorgeschwebt haben. Seine Karte von Europa nahm ich auf in das „Handbuch für Reisende aus allen Ständen,“ welches zuerst bei Weygand 1784 erschien. Dasselbe war noch höchst fehlerhaft; besser gerieth die neue Auflage, welche 1792 nöthig wurde. 1793 arbeitete ich mein erstes brauchbares Reisebuch, den „Guide des Voyageurs en Europe“ aus, von welchem zehn Auflagen, sowie ein Pariser Nachdruck bekunden, wie günstig er aufgenommen wurde. Der mündliche und schriftliche Dank zahlloser Reisenden, viele angenehme Bekanntschaften, die mir mein Werk daheim und in der Fremde vermittelte, die Beiträge und Unterstützungen mancher ausgezeichneter Männer würden schon allein für mich ein Sporn geblieben sein, jeder neuen Ausgabe die möglichste Vollkommenheit zu geben; es gesellte sich aber noch meine Reiselust dazu, die bei mir nach und nach zur wahren Leidenschaft wurde. Wenige Werke werden daher so con amore bearbeitet und gefeilt worden sein, wie eben dieser „Guide“ und mein „Passagier auf der Reise in Deutschland und einigen angrenzenden Ländern.“ Letzterer, 1801 erschienen und für deutsche Reisende berechnet, hat ebenfalls eine lange Reihe von Auflagen erlebt.[1] Dabei hatte ich die Freude, zu sehen, wie nicht nur mehrere französische und russische Offiziere meinen „Guide“ in den Feldzügen zur Napoleonischen Zeit bei sich führten, sondern das Buch befand sich auch offiziell bei den meisten Generalstäben jener Armeen. „Adieu mon père,“ sagte der durch seine Unterredung mit Napoleon auf dem „Northumberland“ bekannte Engländer, der geistreiche Lyttelton 1815 beim Abschiede zu mir; „car vous êtes le père des voyageurs, et je suis

1 „Reichards Passagier auf der Reise in Deutschland, Oberitalien und der Schweiz, Holland und Belgien, Paris, London und Kopenhagen“ erschien noch — neu bearbeitet — 1861 bei Herbig in Berlin zweibändig in neunzehnter Auflage, deutsch und französisch.

un de vos fils les plus reconnaissants.“ Während jener Feldzüge kam es wiederholt vor, daß Generale ausdrücklich wegen der Reisebücher meine Bekanntschaft suchten, und mehr als einmal ist es mir begegnet, daß ich in der Fremde in eine Buchhandlung trat, um irgend ein Werk zu kaufen, worauf mir eins von meinen eigenen Reisebüchern als „vorzüglich brauchbar“ empfohlen wurde. Oder in Posthäusern zogen Reisende eins derselben aus der Tasche und priesen es mir an. Dabei ist es mir aber mit dem „Guide“ und mit dem „Passagier“ ergangen, wie mit allen meinen Büchern: statt der Tausende, welche andere Schriftsteller von solchen Unternehmungen eingenommen hätten, trugen sie mir, Dank den Fallstricken der Contracte mit meinen dabei reich gewordenen Verlegern, nur wenige Hunderte.

Die erwähnte erste Reise nun, welche ich mit Hendrich unternahm, fiel in den Herbst des Jahres 1784. Unser Ziel war Berlin; wir gingen über Leipzig und Dessau. Noch erinnere ich mich des Blicks von den Zinnen des Wörlitzer Schlosses auf die von der Abendsonne beleuchteten Thürme Wittenbergs, auf die Elbe und den waldigen Horizont. Ebenso werde ich nie unsere Einfahrt in Berlin, um Mitternacht, vergessen, nachdem wir uns mühsam durch die Sandwüsten von Berlitt und Saarmund hindurchgearbeitet hatten. Bevor wir unsern Gasthof unter den Linden erreichten, fuhren wir durch zahlreiche, vollkommen menschenleere Straßen oder über eben solche Plätze; diese Oede der Königsstadt, nur dann und wann unterbrochen von dem einförmig-dumpfen Schritt der Schildwachen, rief mir jene Stadt voll versteinerter Bewohner in das Gedächtniß, von der meine liebe „Tausend und Eine Nacht“ erzählt.

Damals war es noch Sitte, auf Reisen die Gelehrten handwerksmäßig zu begrüßen; so wanderte ich denn zu meinen Bekannten: Engel, Nicolai, Bloch, Büsching, Bertram, Mylius, Meil, und zu den berühmteren, wie Ramler,

Moses Mendelssohn u. s. w. Als ich vor dem Verfasser des „Phädon" stand und die kränkliche, gebrechliche, in sich geschrumpfte Hülle des Weltweisen nicht ohne inneres Mitleid betrachten konnte, brachte zufällig Jemand die Rede auf die soeben veröffentlichten Jacobi-Lessingschen „Briefe," welche damals so viel Streit und Aufsehen erregten;[1] da funkelten plötzlich die Augen des Philosophen, da kam Leben und Kraft in die hinfällige Maschine, wie Licht in eine dunkle Laterne; es war eine Verwandlung, die an Zauberei grenzte, und sie wurde bewirkt durch den Ausbruch der Entrüstung, welche die bloße Erinnerung an die Behandlung des verstorbenen Freundes in ihm erweckte. Im Straßburger „Magazin für Frauenzimmer" ließ ich gelegentlich einige Bemerkungen in Briefform über diese Berliner Reise[2] erscheinen; mehrere Züge von dem damals noch lebenden König Friedrich will ich jetzt nachtragen. Er liebte bestimmte Antworten und konnte alles Schwankende, Unsichere nicht leiden. Fragte er z. B. den Präsidenten eines Finanzdepartements nach der Anzahl des Rind- oder Schafviehes seiner Provinz, und dieser antwortete nicht flugs: „so und so viel Tausend," bis zur kleinsten Dekade herab, so stand es in der Meinung des Königs nicht gut um ihn. Ein Präsident, der erst vor kurzem angestellt worden war, und auf der jährlichen Rundreise des Königs seine erste Audienz bei ihm haben sollte, überlas im Vorzimmer die Angaben, welche er dem Könige

[1] In der Schrift: „Über die Lehre des Spinoza, in Briefen von Hrn. Moses Mendelssohn" hatte Friedrich Heinrich Jacobi behauptet: er wisse aus mündlichen Erklärungen Lessings, daß dieser ein Spinozist gewesen. Mendelssohns Antwort war bekanntlich die Vertheidigung: „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings", 1786 nach des Verfassers Tode erschienen.

[2] Jahrgang 1784, zweite, und 1785, erste Hälfte des Straßburger „Magazins" waren dem Herausgeber selbst zugänglich; den Rest der (jetzt sehr selten gewordenen) Zeitschrift hat ein Freund durchzusehen die Güte gehabt. Das Resultat war in beiden Fällen ein negatives; vielleicht hat sich Reichard im Titel geirrt.

auf dessen Fragen machen wollte, weil man diese Fragen so ziemlich voraus wissen konnte. Indem er noch darein vertieft war, erscholl plötzlich über seiner Schulter die Stimme des Königs: „Was liest Er da?“ „Ew. Majestät,“ erwidert ganz unbefangen der Präsident, „ich lese die Antworten auf die Fragen, die Sie an mich thun werden.“ — „Geb' Er her!“ sagte der König lächelnd, nahm das Blättchen, durchlas es und gewann von dem Augenblicke an den Präsidenten wegen dieser Freimüthigkeit lieb. Zu Sanssouci in der Gemälde-Gallerie stand ich vor der berühmten alten Statue der Fortuna, die mit Würfeln spielt (später als Siegesbeute nach Paris geschleppt, aber glorreich wieder zurückgeholt; der Wecker, welcher neben Friedrichs Bette gestanden hatte, begleitete Napoleon aber nach St. Helena) — als der Lohnbediente uns sagte: soeben habe der General Rodich die Parole geholt, und gleich werde der König im Hofe die Unrangirten von der Garde[1] in Augenschein nehmen. Wir eilten an das große Gitter. Nirgends war eine Schildwache zu sehen. Ein bejahrter Page ging langsam auf und ab, die Bittschriften entgegennehmend, welche die hier aus allen Ständen Versammelten für den König in Bereitschaft hielten. Alle diese Bittsteller wurden vom Pagen auf den Nachmittag vier Uhr zu einem bestimmten Cabinetsrath beschieden, um dort ihren Bescheid zu empfangen; eine einzige Bittstellerin ausgenommen, welche sagte: ihr Gesuch sei gegen Se. Majestät selbst gerichtet; dies sei schon das

[1] Die Armee Friedrichs des Großen hatte einen fest bestimmten Etat an Ober- und Unteroffizieren, Spielleuten, Gemeinen u. s. w. Überzählige durfte es in der Regel nie geben, außer bei dem ersten Bataillon Garde und der Garde du Corps. Diese letzteren waren die „Unrangirten“, welche ein für sich bestehendes Corps bildeten, deren Anzahl unbestimmt (höchstens 6—700 Mann). Es bildete also das Corps der Unrangirten eine besondere Ersatz-Abtheilung, um jene beiden oben genannten Truppentheile stets complet zu haben; bei den übrigen Truppentheilen kamen „Überzählige“ höchst selten vor.

zweite, welches sie einreiche, und sie werde damit so lange fortfahren, bis der König ihr Recht angedeihen lasse. Diese allein bekam von dem Pagen die Antwort: „es solle ihr eine Stunde bestimmt werden, wo sie des Königs Spruch erfahre.“ Nun mußten sich Alle, nur wir Fremden nicht, von dem Gitter entfernen, und da trat Friedrich heraus, kam langsam und ganz allein die Stufen herab, ging an der Linie der aufgestellten Mannschaften hinunter und sprach mit jedem Einzelnen — es waren ihrer ungefähr dreißig an der Zahl —, sich nach den Privatverhältnissen eines Jeden erkundigend. Dann commandirte er: „Rechtsum!“ und verschwand wieder durch die große Thür. Bald danach hörten wir ihn auf der Flöte spielen. Er hatte nur einen leichten Rohrstock in der Hand, trug einen schmutzigen, aber besternten blauen Oberrock, schwarze Beinkleider, über die Kniee gezogene Stiefeln ohne Manschetten und einen der bekannten alten Hüte. „Hast Du gesehen“ fragte einst ein Potsdamer Gardist seinen Kameraden, „was Fritz heute für einen schlechten Filz aufhatte?“ — „Ja,“ lautete die Antwort; „aber hast Du auch gesehen, was für ein Kopf darunter war?“ Dieser Kopf hat Deutschland in den Zeitläuften seit 1789 traurig gefehlt, aber jener andere Kopf, der mit zuvor unerhörtem Glück und mit ebenso unerhörter Willkür Jahre lang das Schicksal der Staaten nach seinem Ermessen formte, hat der Größe Friedrichs bei jeder Gelegenheit gehuldigt.[1] Ich habe es aus Johann von Müllers

[1] Man weiß, wie volksthümlich König Friedrich II. weit jenseits der Grenzen seines Staates war; ein neuer Beleg dafür fand sich in Reichards Papieren. J. G. v. Salis, der Dichter, damals Hauptmann bei der Schweizergarde, schrieb aus Paris, 2. September 1786, an Reichard über den Tod des Königs Folgendes: „Sie können sich kaum vorstellen, wie sehr die sonst so leichtsinnigen Franzmänner den König von Preußen betrauern; ich glaube kaum, daß sein Tod in Berlin mehr Eindruck, als hier gemacht habe. Mir selbst fiel der Gedanke lästig: mit diesem Unsterblichen (der keine Unsterblichkeit glaubte) zugleich auf Erden gelebt, und ihn nicht von Angesicht zu Angesicht gesehn zu haben.“

Munde, daß Napoleon, als er zu Sanssouci mit Murat und anderen Generalen in das Cabinet trat, wo Friedrichs Arbeitstisch steht, und der Kastellan ihm diesen zeigte, eine Weile schweigend und in stille Betrachtung vertieft, stehen blieb. Dann nahm er seinen Hut ab und sagte: „Meine Herren, lassen Sie uns diesen Ort ehren, denn er ist heilig!“ Alle nahmen die Hüte ab, und so huldigte Ein militärisches Genie dem Andenken eines anderen, nicht minder großen Feldherrn; freilich damit auch der Vertreter des unmoralischen Princips tollkühner Eroberungssucht und schnödesten Völkerunterjochung demjenigen Fürsten, welcher das herzerhebende Wort gesprochen hat: daß Könige die ersten Diener ihres Staates seien.

Drittes Buch.

Reisen und Reisebücher. Verlöbniß. Hochzeit.

1780 — Februar 1786.

8.

Wie klein diese erste Reise gewesen war, so angenehme Erinnerungen ließ sie zurück. Es war daher natürlich, daß bei Hendrich wie bei mir die brennendste Sehnsucht nach einem größeren Ausfluge rege wurde. Der Freund überließ mir die Wahl des Landes — ich entschied für die Schweiz, womit ein Besuch von Süddeutschland verbunden werden sollte. Seit zwei Jahren schon hatte ich mir zu solchem Behufe einen Schatz von tausend Thalern baar in Golde gesammelt; es war der Ertrag meines schriftstellerischen Fleißes, — auf jedem Päckchen stand das Buch und der Verleger verzeichnet, für das und von dem ich die darin verwahrte Summe als Honorar erhalten hatte. Während wir so im Stillen für das kommende Jahr alle Vorkehrungen zu dieser größeren Reise trafen, rückten gleichzeitig zwei Ereignisse näher, deren ich gedenken muß: nämlich die Bekanntschaft mit meiner späteren Gattin Amalie Seidler, und Auguste Schneiders Tod.

Schon häufig hatten mir seither meine schriftstellerischen Arbeiten gar nichts oder nur mit einem Buchstaben unterzeichnete Briefe schöngeisterischer Damen in Leipzig, Hamburg, Wien u. s. w. eingetragen; mit mehreren ihrer Schönheit oder Kunstliebe wegen berühmten Frauenzimmern stand ich in regelmäßigem Briefwechsel. Noch bewahre ich einen Apollokopf, den ich von Amalie Tischbein aus Cassel zum Ange-

binde erhielt. Auf Bällen und Redouten tummelte ich mich weidlich umher; mit Schrecken sehe ich aus einer eigens geführten Liste, daß ich es auf einem Carneval bis zu 116, schreibe einhundert und sechszehn Contretänzen gebracht hatte! Auf einem dieser Bälle machte ich die Bekanntschaft einer jungen Dame von Stande, für die ich flüchtig zu schwärmen begann, und der ich den poetischen Namen „Natalie" beilegte. Sie war es, für die ich jenes „Märchen aus dem Morgenlande": „Blauauge" schrieb, worin auch ihre Silhouette steht. Allein diese Aufwallung für ein schönes, leider allzu flatterhaftes Mädchen ging rasch dahin, wie sie gekommen war; doch bald sollten ernstere Beziehungen mich fesseln.

Als ich meines vertrauten Umgangs mit Ettinger gedachte, sprach ich schon von dessen Vermählung mit der klugen, wohlhabenden Wittwe des am 2. April 1771 verstorbenen Weimarischen Hofpredigers Siegmund Basch. Mehrfach hatte ich Ettinger zu seiner Braut nach Weimar begleitet; anfangs der Schauspielerin Corona Schröter zu Liebe, welche mit Ettingers Braut befreundet war, überhaupt wegen ihrer Schönheit und Begabung von den ersten Köpfen Weimars gefeiert wurde,[1] zuletzt aber wegen einer Schwester der Frau

[1] Folgende beiden Briefe von Corona Schröter fanden sich in Reichards Nachlaß.

Corona Schröter an Reichard, 1.

„Weimar, den 15. Februar 1784.

Sie haben mir durch Uebersendung Ihres schönen Theaterkalenders, und der Versicherung Ihres gütigen Andenkens abermals recht sehr viel Vergnügen gemacht, werthester Herr Bibliothekär; nehmen Sie dafür meinen freundlichsten Dank an. Es freut mich, daß ich (wie Sie mir schmeicheln) bey meinen lieben gothaischen Freunden, deren Andenken mir immer werth seyn wird, noch nicht ganz vergessen bin, und das Vergnügen, das mir bey ihnen zu theil geworden, ist noch ganz lebendig in mir und oft der Gegenstand unserer Gespräche.

Beehren Sie mich ferner mit Ihrem freundschaftlichen Andenken und haben die Güte, mich der Frau Commissionsräthin Ettinger, und

Wittwe Basch, Amalie[1] Seidler, welche als zweite Gouvernante bei der bald nachher [am 24. März 1784] verstorbenen, nur fünf Jahre alt gewordenen Weimarischen Prinzessin Louise angestellt war, und deren Liebenswürdigkeit mir Ettinger hoch gerühmt hatte. Als ich sie zum ersten Male sah, machte sie keineswegs sogleich den Eindruck auf mich, welchen sie nicht verfehlte, als sie nach dem Tode der kleinen Prinzessin zu ihrer inzwischen mit Ettinger verheiratheten Schwester für einige Zeit nach Gotha kam, wo ich, als Freund des Hauses, sie täglich beobachten konnte. Amalie Seidler war schön, und was mehr ist: voll eben so großer Liebenswürdigkeit, wie unendlicher Anmuth. Ein richtiger, aufgeklärter Verstand, eine Herzensgüte, die sich in jedem ihrer Züge aussprach, eine Offenheit, die ihr alle Gemüther gewann, nahm selbst noch in späteren Jahren augenblicklich für sie ein; Gotter und mehrere andere Schriftsteller von An-

ihrem Hrn. Gemal bestens zu empfehlen. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihre

ergebenste Freundin und Dienerin
Corona Schröter."

Dieselbe an Denselben, 2.

„Weimar den 25. April —85.

Die Gütigkeit, womit Sie, mein werthgeschätzter Herr Bibliothekair, mich stets beehrt haben, giebt mir Muth, jene kleinen musikalischen Arbeiten, welche die Innlagen ankündigen, Ihrem freundschaftlichen Schutze zu übergeben. Dero Empfehlung wird denenselben gewiß eine günstige und zahlreiche Aufnahme gewähren — und sie bedürfen der gütigen Vorsprache eines Mannes von Ihrem Einfluß, wenn sie so viel Aufmerksamkeit erregen sollen, daß meine kleine Eitelkeit dabey nicht ganz unbefriedigt bleibe. —

Ich habe die Ehre mit vorzüglicher Hochachtung stets zu seyn

Dero

ergebenste

Corona Schröter."

[1] Amalie Christiane Dorothea, nachgelassene dritte Tochter des weiland Johann Wilhelm Seidler, Ober-Fürstlich Eisenach- und Weimarischen Consistorialraths, geboren am 10. October 1766 zu Weimar.

sehen haben ihr in Gedichten wie in prosaischen Schriften gehuldigt. Neben einer Amalie konnten die Coronen und „Natalien“ nur als Nebelsterne erscheinen; in der That liebte ich das treffliche Mädchen bereits, ehe ich noch selbst es ahnte. Früher als ich, erkannte Auguste Schneider meine neu aufkeimende Empfindung und betrieb eine Annäherung zwischen Amalien und mir um so hastiger, als sie ihre eigene Gesundheit immer hinfälliger werden fühlte, aber — wie sie mehr als ein Mal rührend sagte —: „nicht sterben wollte, ohne mich glücklich zu wissen.“ Da ihr Schwager nach Altenburg befördert und mit den Seinen dorthin übergesiedelt war, so stand sie nun ganz allein, meiner brüderlichen Fürsorge anheimgegeben. Ich begleitete sie auf ihren Spaziergängen und den Spazierfahrten, welche ihre beschränkten Einkünfte nur zu selten gestatteten, bis der Herzog, auf diesen Umstand aufmerksam geworden, sich in's Mittel legte und mich brieflich ersuchte: zur Aufheiterung der Freundin diese Ausfahrten so oft zu wiederholen, wie die Verhältnisse und das Wetter es erlaubten. „Sie wissen,“ schrieb der Herzog, „daß leider mein Stand es nicht zuläßt, daß ich hier Dasjenige öffentlich thun könnte, was ich sonst für die werthe Kranke thun würde. Es bleibt mir also kein anderer Ausweg, als Sie zu beschwören, hierin meine Stelle zu vertreten. Doch ersuche ich Sie hierbei auf's angelegentlichste: meinen Antheil an den Spazierfahrten unsere liebe Kranke durchaus nicht gewahr werden zu lassen. Ich fürchte ihre äußerst große und lebhafte Delicatesse bei dieser Gelegenheit, und glaube, daß, wenn sie nur das geringste davon ahnen könnte, sie dieses kleine Opfer ausschlagen würde.“ Diesen für beide Theile im höchsten Grade ehrenvollen Beweis von Feinheit und Schonung gegen Auguste führe ich an, weil sich daraus das vielfach schief beurtheilte, aber durchaus reine Verhältniß zwischen den seltenen Menschen klar und wahr erkennen läßt. Nie war Auguste

Schneider zu bewegen, von ihrem hohen Freunde Geld oder Geschenke zu nehmen; arm, wie sie gewesen, ist sie gestorben.

Mit Rath und That stand ich der lieben Kranken bei, die ich täglich mehrmals besuchte; außer mir befand sich in den letzten schweren Monaten, welche der Dulderin beschieden waren, eine Freundin bei ihr, die sich mit vollem, liebendem Herzen der Pflege und Wartung hingab. Dies war die Braut des Weltumseglers Georg Forster, Tochter des großen Göttinger Philologen, Therese Heyne, welche als verwittwete Huber Herausgeberin des „Morgenblattes“ ward und noch lebt. Diese durch hohe Geistesbildung und Talent ausgezeichnete Frau ist seither als Schriftstellerin bekannt und gewürdigt worden; oft habe ich ihr richtiges Urtheil und die Genialität ihrer Ausdrücke in den Briefen bewundert, welche sie an Auguste, wie später an Amalie, deren Freundin sie wurde, besonders auf ihrer Schweizer Reise schrieb. Wie manche Zeitschrift würde durch diese Briefe geziert und gehoben worden sein, wenn es je die Absicht der feurigen Schreiberin gewesen wäre, sie für den Druck zu bestimmen! —

Die arme, je länger, desto schwerer leidende Auguste sah der Annäherung ihres Todes mit Ruhe und Fassung entgegen; der 23. Februar 1785 setzte endlich dem Dulden der edlen Seele ein nur zu frühes Ziel. Zwei Stunden vor ihrem Tode kniete ich noch im Übermaß meines Schmerzes an ihrem Lager — Auguste war schon sprachlos. Therese trieb mich aus dem Zimmer und zwang mich, das Haus zu verlassen; bald darauf meldete sie mir auf einem mit Bleistift beschriebenen Zettel das ruhige Ende der Theuren. Der Herzog hatte Auguste Schneider, seitdem sie bettlägerig geworden war, nicht mehr gesprochen; auch dieses harte Opfer mußte er seinem Stande bringen. Ihren Hügel deckt eine schöne Platte von weißem carrarischen Marmor, welche der Herzog legen ließ, und auf der Augustes Name, Geburts- und Sterbejahr nebst folgender Inschrift vom Generalsuper-

intendenten Koppe steht: „Die Hülle, welche die Gute zurückließ, ehren ihre verwaiseten Freunde durch diesen bescheidenen Stein. Sie selbst gehört dem Himmel."

Die Empfindungen des Herzogs über diesen Verlust schildern zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen. Er sprach sie offen aus, und durfte dies um so ungescheuter, als seine Gemahlin, die Herzogin, längst seine Beziehungen zu Auguste Schneider kannte. Der Herzog selbst hatte ihr diese entdeckt, und zwar in den ersten Tagen seiner Genesung von jener schweren Krankheit im Jahre 1779, deren ich erwähnte. „Er wollte" (so hatte er gesagt) „die ersten Stunden des wiedergeschenkten Lebens nicht durch Heimlichkeit oder Trug gegen die Gefährtin desselben entweihen."

Der heftig in mir tobende Schmerz über Auguste Schneiders Tod würde anhaltender gewesen sein, hätte mich nicht meine wachsende Leidenschaft für Amalie Seidler wohlthätig abgezogen. Der Entschluß, mich mit ihr unlöslich zu verbinden, reifte mehr und mehr. So ersuchte ich denn unseren würdigen Hausfreund, den Consistorialrath Bause, mir den Freiwerber zu machen, und zwar in Beobachtung strenger Regeln des kindlichen Gehorsams, zuerst bei meiner Mutter, deren Einwilligung zu einer Heirath mir unerläßlich war, da ich von meiner Besoldung — wie erwähnt, jährlich 200 Thaler — keine Frau ernähren konnte.

Der ehrliche Bause, welcher den Auftrag nicht ohne große Feierlichkeit vollzog, kam bald mit der Meldung zurück: die Mutter willige ein, mir jährlich einen Zuschuß zu geben, den leerstehenden Theil ihres geräumigen Hauses zu überlassen und mir außerdem die Kosten der ersten Einrichtung bestreiten zu helfen, denn Amalie war arm und hatte auf keine Aussteuer zu rechnen.

Nun begab ich mich selbst zu meiner Mutter, dankte tiefbewegt für diese Zugeständnisse und bat sie, statt meiner

um Amaliens Hand für mich zu werben. Wirklich ging die Gute noch am nämlichen Tage zu Amaliens Schwester, Madame Ettinger, um ihr mein Anliegen vorzutragen; freudetrunken erwartete ich das Resultat auf meinem Zimmer. Meine Zuversicht wurde jedoch bitter enttäuscht, als meine Mutter mit der Antwort wiederkehrte: „Amalie habe ihr Herz bereits verschenkt, und zwar an Johann Konrad Schlick, den allbewunderten Virtuosen auf dem Violoncell und wunderschönen Mann!“ Meine Verzweiflung bei dieser Nachricht war namenlos; um mein gepreßtes Herz zu erleichtern, stürzte ich noch in derselben Stunde zu meinem guten Herzog Ernst, dessen Geduld mit den leidenschaftlichen Ausbrüchen meines Schmerzes ich noch jetzt bewundere; dann eilte ich zu Ettinger, und klagte diesem meinen Jammer. Er ergriff die kluge Maßregel, Amalien, deren Besuchszeit in Gotha ohnehin ablief, schleunigst nach Weimar zurückzusenden und der Obhut ihrer greisen, verehrungswürdigen Mutter wieder zu übergeben; somit war sie aus Schlicks Nähe glücklich entfernt. Das Übrige that der Herzog, der sich die Mühe nicht verdrießen ließ, Amaliens liebster Freundin, der Hofdame Fräulein von Waldner zu Weimar, das ganze Verhältniß ausführlich darzulegen und sein gewichtiges Fürwort voll edlen Feuers zu meinen Gunsten in die Wagschaale zu werfen. So wurde Amaliens Widerstand nach und nach besiegt, und bei einer Zusammenkunft in Erfurt gelegentlich des damals noch nicht aufgehobenen Frohnleichnamsfestes gab sie in Gegenwart ihrer Verwandten das mich beseligende Jawort. — Dieses Frohnleichnamsfest diente nämlich der ganzen umliegenden Gegend zum Stelldichein; nach der Besitznahme Erfurts durch Preußen hat man die Feier desselben eingestellt, wodurch der Stadt allerdings ein großes Einkommen entzogen ist, da an jenem Tage oft 15—20,000 Menschen zusammenströmten und wacker Geld aufgehen ließen.

So wurde Amalie die Meine, und ruhigen Herzens

darf ich sagen: wie ich redlich alles, was von mir und meinen Kräften abhing, gethan habe, ihr das Leben an meiner Seite angenehm zu gestalten. Und noch auf ihrem Sterbelager hat die theure Frau ihrer Schwester Dorette unaufgefordert bekannt, wie sie es nie bereut habe, daß sie mir ihre Hand gereicht.

Über alle dem war natürlich der vorbereitete Ausflug nach der Schweiz mit Freund Hendrich von einer Woche zur anderen aufgeschoben worden; sobald ich jedoch Amaliens versichert war, wurde er unverzüglich angetreten. Die Reise ging über Weimar (den Aufenthalt meiner Geliebten), durch Franken und Schwaben an den Bodensee, von da über Schaffhausen und Zürich durch die meisten Cantone der Schweiz, bis Genf, wo wir am Fuße des Mont blanc eine große Alpentour schlossen, die wir von Bern aus begonnen hatten. In Zürich suchte ich den berühmten Lavater auf, und kam — ich bekenne es — irre geführt durch das Geschrei, womit so viele öffentliche Blätter ihn des Großthuns, des Stolzes, des Aberglaubens und was weiß ich wessen noch anschuldigten, mit starken Vorurtheilen zu ihm. Allein völlig bekehrt ging ich von ihm fort, denn Lavaters Wesen zeigte von alle dem das Gegentheil. Wenn ich geglaubt hatte, er werde sich ostensibel auf seinem Steckenpferde, der Physiognomik umhertummeln, so hatte ich mich grade hierin am gründlichsten geirrt, denn nur mit Mühe konnte ich das Gespräch auf Gegenstände bringen, welche darauf Bezug hatten. Ich sah bei ihm einige alte Gemälde, die er soeben bekommen hatte; auch stand in seinem Zimmer Goethes Büste. Die Kupferstiche, welche ich von Lavater kannte, waren ziemlich ähnlich. In seinem ganzen Benehmen, in allen seinen Ausdrücken lag etwas so Schlichtes, von jeder Prahlerei Entferntes, überall leuchtete seine Gutmüthigkeit und Menschenfreundlichkeit so unverkennbar hervor, daß man sich herzlich zu ihm hingezogen fühlte. Als er erfuhr, daß ich vielleicht nach

Richterswyl gehen würde, um dort den Doctor Hozze über einen schmerzhaften Zufall an meinem Fuße um Rath zu fragen, schrieb er mir an diesen seinen Freund sogleich eine Empfehlungskarte. Zum Glück brauchte ich keine Anwendung von derselben zu machen; erst viele Jahre später, nach Lavaters — auch bekanntlich durch eine That der Menschenliebe und Menschenrettung erfolgtem — Tode lernte ich Hozze zu Karlsbad kennen; der Gegenstand unseres Gespräches war Lavater.

In Zürich war natürlich unseres Bleibens nicht lange; bald zu Fuß, bald auf Maul- und Saumthieren, bald in leichtem Wägelchen, bald zu Wasser durchmaßen wir den ganzen gewaltigen Alpenstock, der sich vom Gotthard bis zu dem weißen Riesen dieser Urgebirge ausstreckt. Nun lockte uns die bei der Schnelligkeit der französischen Post doppelt verführerische Nachbarschaft von Lyon — wir eilten hin, kamen nach Chambéry, an den Fuß des Cénis, durch die wundersame Passage der Echelles und bei der Karthause von Grenobles vorbei, die jetzt nur noch in Matthissons schöner Schilderung [Nro. XXIX. im 5. Buche seiner „Erinnerungen“] fortlebt. Auf unsere Rückkunft nach Genf folgte die Wanderung durch den Jura über Yverdun, Neufchâtel, Locle, Chaux-de-Fonds und Solothurn; von der Höhe zu La Tour sagten wir den majestätischen, geliebten Alpen ein schmerzliches Lebewohl, um über Basel, Breisach, Straßburg, Landau, Mannheim und Frankfurt nach der Heimath zurückzukehren.

Nie habe ich eine Reise mit so leichtem und vergnügtem Herzen angetreten und beendigt, wie diese; in der Fülle der Manneskraft, im Vollgefühl erhörter Liebe, an der Seite eines Freundes wie Hendrich, dessen Witz, muntere Laune und scharfer Beobachtungsgeist jeden Genuß erhöhte; dazu das Bewußtsein, daß jeder ausgegebene Thaler von den mäßigen, mich nur zur Hälfte treffenden Reisekosten mein

eigenes, selbst erworbenes Vermögen war — was kam da nicht alles zusammen, um diese Reise für mich unvergeßlich zu machen! „Trümmer aus einer schönen Zeit“ habe ich über die vorzüglich die Schweiz betreffenden „Bruchstücke“ aus meinem Reise-Tagebuche geschrieben, welche ich im dritten Bande meiner „Kleinen Reisen“ [Seite 3—174] abdrucken ließ.[1] Auch am Schlusse des achten Bandes derselben befinden sich [Seite 282—333] Schilderungen aus Thüringen, Franken und Schwaben von dieser Reise; ebenso „Fragmente“ in Archenholz' Journal: „Literatur und Völkerkunde“ [IV. Jahrgang Band 7 und 8 S. 663 fg.].[2] Gewissenhaft durchkrochen wir anfangs jeden Winkel, den ich als „sehenswürdig“ notirt hatte: Bibliotheken, Cabinete, Gallerieen, Fabriken, Zeug- und Zuchthäuser. Zuletzt aber fingen wir an, einzusehen, daß es ein lehrreicheres Reisestudium gebe, als dasjenige, welches wir unter Vortritt eines Lohnbedienten oder eines griesgrämigen, der ewigen Störungen durch die Fremden und des ewigen Einerlei herzlich müden Aufsehers an Repositorien und Schränken oder zwischen vier mit allerlei Curiositäten behangenen und aufgeputzten Wänden vorzunehmen vermögen, nur geleitet von der Absicht, einst sagen zu können: „Ich bin da gewesen!“ — Leider reisen noch die meisten Menschen auf diese Art; ja, sie schreiben dann wohl gar das schon hundert Mal Geschriebene zum hundert und ersten Male auf, um geduldigen Lesern diese Weisheit mit einer anderen Brühe aufzutischen und „gelehrte Reisende“ gescholten zu werden.

Kein Reiseschriftsteller hat mir je so aus der Seele geschrieben, wie Friederike Brun; ihre Schilderungen sind

1 „Geschrieben“ — wohl in des Verfassers Hand-Exemplar. Der gedruckte Titel lautet nur: „Bruchstücke aus dem Tagebuche der Reise des Herausgebers dieser Sammlung, vorzüglich die Schweiz betreffend.“

2 Vergl. auch „Ephemeriden der Literatur und des Theaters“ (Berlin, 1785), Bd. 2. St. 43, S. 257 fg.: „Lyon, Fragment aus dem Tagebuche einer Reise im Sommer 1785,“ und ebenda (Berlin 1786), Bd. 3 St. 10, S. 145 fg.: „Aus dem Tagebuche einer Reise im Sommer 1785,“ von Reichard.

Gemälde, welche oft überschwänglich, aber immer treu und warm das Erschaute wiedergeben. Freilich verwebt sich bei mir, indem ich die Werke ihres Geistes lese, unwillkürlich das Andenken an ihre und meine Jugend in die Lectüre. Unvergeßlich ist es mir im Gedächtnisse geblieben, wie sie einst zur Blumenzeit mit ihren Eltern von Kopenhagen aus den väterlichen Herd zu Gotha wieder aufsuchte, selbst eine fünfzehn- oder sechszehnjährige Blumenknospe. Damals war alles um das reizende, schwärmerische Mädchen Freude und Blüthe; wie sie ihr Gewand und ihr langes Haar stets mit Rosen, ihren Lieblingsblumen, schmückte, so hatten auch alle ihre Ansichten etwas rosenfarbenes, und schon damals reifte das Mädchen zur Reise-Schriftstellerin in einem Tagebuche, welches sie ihrer Freundin Louise Gotter sandte, deren Gatte in Friederike früh die Dichterin erkannte und pflegte.

Auch das Reisen ist eine Kunst, die erlernt sein will; zum Glück erkannten wir sehr bald, wie viel ersprießlicher es sein werde, wenn wir uns freier bewegten. So haben wir gar oftmals die große Heerstraße mit ihren breitgetretenen Pfaden verlassen, und uns allemal gut dabei befunden.

In Mannheim lernte ich einen langjährigen Correspondenten von mir, den Geschichtsforscher Hofrath Wolfter, persönlich kennen. Der freundliche, biedere Gelehrte war ein völliger Bücherwurm, und diese Leidenschaft hat ihn nachmals auch umgebracht. Wegen seiner Kränklichkeit empfahl ihm der Arzt den Pyrmonter Brunnen; Wolfter ging mit seinen Flaschen in ein Benedictinerkloster, wo er das Wasser regelmäßig in der Bibliothek trank und dabei alte Codices studirte. So wurde ihm der Brunnen, statt heilsam, tödtlich; Wolfter starb in Folge der verkehrt gebrauchten Kur [am 28. Juli 1805].

Zu Augsburg hatten wir ein drolliges Abenteuer. Nachdem wir Nürnberg — wo wir keineswegs „Nürnberger

Tand" und reichsbürgermäßigen „Bocksbeutel" (gegenwärtig sagt man: „Zopf"), sondern alles gar hübsch und großstädtisch gefunden, — verlassen und reisepflichtmäßig eine ansehnliche Zeit der Besichtigung der Schwabacher Nadelfabriken, sowie dem Besuche der alten Schlachtfelder zu Donauwörth und Blindheim gewidmet hatten, erreichten wir Augsburg in frühester Morgendämmerung. Man hatte uns das „weiße Lamm" als vorzügliches Wirthshaus empfohlen; hungrig eilten wir auf unsere Zimmer, die man uns erst mit Zucker durchräucherte, was uns — nach der Bewirthung im stattlichen „rothen Roß" zu Nürnberg — schon sehr auffiel. Ebenso schüttelten wir den Kopf über die nächtliche Kost von — rohen Aepfeln, welche man uns statt eines warmen Thees zum Willkommen vorsetzte. Allein der Schlaf übermannte uns, und wir trösteten uns mit erhofftem Besserwerden am nächsten Morgen. Die hochstehende Sonne weckte uns endlich; flugs steckte ich den Kopf zum Fenster hinaus, um mich mit Augsburgs Plätzen bekannt zu machen. Aber ach! Was für ein Gegenüber erblickte ich? Eine himmelhohe, Luft und Licht versperrende schwarze Stadtmauer! Unser Gasthof lag in der Vorstadt. Sofort weckte ich meinen schlafenden Freund, und wir hielten Rath. Ich nahm mein Postbuch und fand: die nächste Station sei München. Flugs wurden Postpferde bestellt, aufgepackt, und zur großen Verwunderung des Wirthes wieder abgefahren. Unser Weg führte durch halb Augsburg; durch schöne, breite Straßen mit herrlichen Springbrunnen und Gebäuden. Als wir vor der Stadt waren, ließen wir uns mit dem Postillon in ein Gespräch über die anderen Augsburger Gasthöfe und deren Lage ein, worauf wir erfuhren, daß die „Drei Mohren" ein trefflich gelegener Gasthof mitten in der Stadt sei. „Umkehren, Schwager!" commandirte Hendrich; „bring' uns dahin! Postgeld und Trinkgeld bleiben, als ob du die Station gefahren hättest!" — Der Schwager machte große Augen; lachend gehorchte er. Das

Herz ging uns auf, als wir in das prächtige Wirthshaus, in die schönen hohen Zimmer und auf den Balkon mit weiter Aussicht in eine große Straße traten. Den Kostenbetrag notirte Hendrich wie folgt: „Für Extrapost vom Gasthof „zum Lamm“ bis zu den „drei Mohren“ in Augsburg — ꝛc.“ — „Sie sehen, schöne Braut,“ schrieb ich an Amalie, die natürlich aus jedem Nachtquartier pünktlich ihren Brief, oft auch ein unterwegs gepflücktes Blümchen (von Hendrich boshaft „Heu“ getauft) erhielt: „Schwaben steckt an; man macht Schwabenstreiche.“ Der Streich hatte jedoch sein Gutes für uns; der Mohrenwirth hatte längst einen Zahn auf den Lammwirth, der ihm immer die Fremden wegfing; der „Schwager“ hatte geplaudert, und nun war der Mohrenwirth glücklich, einen entschiedenen Sieg über seinen Nebenbuhler davon getragen zu haben. Voll dankbarer Freude bot er alles auf, uns die Rückkehr nach Augsburg nicht gereuen zu lassen; der Koch mußte uns die besten Gerichte bereiten, der Keller die besten Weine liefern, Kutsche und Pferde uns auf den ersten Wink überall hinbringen. Und als die Rechnung kam, bezahlten wir für das alles einen sehr mäßigen Preis. Dankbar zeichnete nun mein Freund an einen Thürpfosten eine Karikatur des „weißen Lamm,“ und ich schrieb französische Verse darunter, die keine Schmeichelei für dasselbe waren.

Empfehlungsbriefe in Menge waren in unsere Reiseschatullen eingepackt, und ihre Abgabe wurde von uns anfangs eben so heilig beobachtet, wie die Besichtigung der Merkwürdigkeiten. Allmählich sahen wir jedoch ein, daß solche Briefe gewöhnlich nur ein paar langweilige oder den Magen verderbende Mahlzeiten mit Unbekannten, die man eben so schnell vergißt, wie sie uns vergessen, zur Folge haben, und daß sie nur dann von Werth sind, wenn sie den Weg zu sonst verschlossenen Thüren, zur Unterstützung in besonderen Angelegenheiten, oder zur Bekanntschaft mit seltenen

Männern bahnen. Sonst stehlen sie nur die Zeit, mit der man auf Reisen gar nicht genug kargen kann. Unter jenen Briefen befanden sich auch die oben erwähnten Panisbriefe von Bode, von denen ich aber wenig Gebrauch machte. Ich erinnere mich nur, in Zürich darüber mit einem Rathsherrn in ein Gespräch gekommen zu sein. Er offenbarte helle Einsichten; namentlich äußerte er sein Befremden über die damalige Neigung der Deutschen zu allerhand geheimen Gesellschaften, deren Macht und Ansehen ihm nur ein Kopfschütteln entlockte.

Zu Bern waren die magnetischen Kuren stark im Schwange: der Magnetismus überhaupt machte damals so viel Aufsehen, daß es unverzeihlich gewesen wäre, demselben so nahe und nicht neugierig zu sein. Wir begaben uns also zu dem Leiter der ganzen Sache, einem Dr. Langhans; in der magnetischen Heilanstalt desselben sahen wir viele Damen um einen großen Kübel sitzen, worin zahlreiche „magnetische Flaschen“ standen. Da ich von jeher sehr ungläubig war, so ließ ich es nicht beim bloßen Sehen bewenden, sondern gürtete mich eine Zeit lang mit dem „magnetischen Stricke“, der an dem „magnetischen Baume“ hing; ich hatte aber hiervon nicht die mindeste Empfindung, außer daß ich nachher einen sehr starken Appetit verspürte.

Auf der großen Alpenreise mit Hendrich war der Weg über den Simplon unstreitig das merkwürdigste, was sich uns darbot. Damals war derselbe in einem so verwilderten Zustande, daß wir jeden für toll erklärt haben würden, der prophezeit hätte: daß ein Armeecorps, einen Feind in der Nähe, hier mit Geschütz passiren und dadurch den Ausschlag einer ganz Europa umgestaltenden Schlacht (der von Marengo) geben würde. Freilich gehört dazu ein Feind von solcher Nachlässigkeit, wie der damals dort postirte, und ein so kühner Sinn, wie jener von Napoleons Franzosen, welche dennoch hätten umkommen müssen, wäre ein landeskundiger

Bauersmann, etwa ein zweiter Andreas Hofer, ihnen entgegengetreten. Seit unserem Ritte über den Simplon erschien uns kein Gebirge mehr schauerlich, und wenn wir unseren Wegweisern von jenem Unternehmen erzählten, so äußerten sie allemal: „Ja, wenn Sie den Simplon passirt haben, dann wird es Ihnen hier nicht mühsam und schrecklich vorkommen.“ Erst wenn man an den vormaligen fürchterlichen Zustand der Simplonstraße zurückdenkt, kann man die Riesenarbeit Napoleons richtig würdigen, der mit beispielloser Beharrlichkeit und Kraft hier eine Fahrstraße schuf, gegen welche viele deutsche Chausséen halsbrechend sind. Im Jahre 1811 bewunderte ich die staunenswerthe Schöpfung des gewaltigen Corsen, meinen alten Pfad nicht ohne Befriedigung ganz von fern erblickend, wo er an steilen Felswänden grauenvoll entlang führte.

Ein gefährliches Abenteuer brachte uns auch eine Fahrt auf dem Vierwaldstätter See, indem unser nach Schweizer Art höchst unbehilflich gebautes Boot von einem plötzlich aufspringenden Sturmwinde, Föhn genannt, fast umgeworfen wurde. Jener See ist berüchtigt wegen seiner Schiffbrüche; nur selten retten sich Verunglückte, weil die Ufer rings von schroff abfallenden Felsen eingefaßt und der Landungsplätze nur sehr wenige sind. Schon jagte der Wind unser Boot pfeilschnell gegen eine solche Wand, an der es in Trümmer zerschellen mußte; die Schiffer, lauter Bauern, stürzten auf die Kniee, um den Beistand der Mutter Gottes anzurufen. Nur ein rüstiger junger Bursche war so vernünftig, statt zu beten, sich an das Steuerruder zu hängen; dadurch gelang es ihm, das noch kaum einen Schritt weit vom Felsen entfernte Boot glücklich um eine vorspringende Ecke in eine Bucht zu bringen. Ganz Luzern, wohin wir am Abend kamen, war von unserem Unfall erfüllt, und nachdem wir auf der Reise schon in den Bergen für Krystallsucher, im Ossola-Thale für Käsehändler, auf dem Gotthard für Eng-

länder gehalten worden, beförderte man uns in Luzern, um unser Abenteuer rührender zu machen, zu Grafen. Bei'm Abendessen trat unser Wirth in eigener Person herein, hinter sich fünf Kellner, alle Mann die Serviette auf der Achsel; nachdem er nun zwölf Schüsseln rangirt hatte, entschuldigte er sich, daß er uns „nur auf Porzellan" und nicht „auf Silber" bewirthen könne, worauf er sich in einen Strom von Beileidsbezeugungen gegen die „hochgeehrtesten Herren Grafen" (die denn freilich am nächsten Tage eine „gräfliche" Zeche: zwei Carolin für Eine Nacht und Ein Abendessen bezahlen mußten) unterthänigst ergoß, gleichzeitig wider die Folgen des Schreckens einen berühmten Arzt empfehlend, den er selbst einmal gebraucht habe, und der zwar jetzt hundert Stunden weit entfernt wohne, dessen Recepte jedoch noch in seinem Hause, zu unsern Diensten und sogleich zu bereiten seien.

In eben diesem Gasthofe — es war der bis auf den heutigen Tag hochgerühmte „goldene Adler" — machte ich die Bekanntschaft des trefflichen Johannes Müller. Farbenfrisch habe ich noch die Gestalt des blühenden jungen Mannes mit den blitzenden Augen vor meiner Erinnerung, wie er lebhaft in das Zimmer trat, und wie alle Worte so feurig und gehaltreich von seinen Lippen strömten. Wie ganz anders stellte diese Gestalt sich dar bei Müllers Besuch in Gotha auf seiner Reise nach Tübingen, wenige Stunden zuvor, ehe ihn Napoleons Courier ereilte und nach Cassel rief! Aber ein wahrhaft freimüthiger Geist, durch Welterfahrung tausendfach bereichert, sprach auch da aus jeder Sylbe.

Wie erwähnt, machten wir einen Abstecher nach Lyon; es war die erste große Stadt, in der wir auf jener Reise längere Zeit hindurch verweilten. Der Eindruck, welchen die auf- und abrollenden Wagen aller Art, das Gelärm und Geschrei des hin- und herwogenden Volksgedränges, die

unzähligen, immer offenen Schaubuden, Läden und Gewölbe machten, war fast überwältigend. Wie winzig dünkte uns dagegen das menschenleere Berlin, welches wir grade ein Jahr früher gesehen hatten! Nie werde ich die arme Sünder-Gestalt vergessen, die ich spielte, als ich, um einen Modeartikel für meine Braut zu kaufen, meinem Lohnbedienten aufgetragen hatte, mich zu einer der ersten Putzhändlerinnen von Lyon zu führen. Wir fuhren auf dem schönen Platze Bellecour an einem sehr stattlichen Hause vor; der Portier öffnet die Thür eines Salons im Erdgeschoß, und ich stehe vor einem Kreise zierlich geputzter junger Damen, deren Augen sich bei meinem Eintritt im Nu auf mich richten. Ein Getäfel von Mahagony, spiegelhell, macht die Wände aus; glänzende Lüstres schweben von der Decke herab, und vor zahlreichen Wandspiegeln stehen kostbare Porzellanvasen mit mächtigen Sträußen von künstlichen Blumen. Ganz geblendet, glaube ich schon: mein Lohnbedienter habe mich falsch verstanden und mich in irgend eine Gesellschaft vornehmer Damen geführt — da steht endlich das nächste der Frauenzimmer auf, um den in sprachlosen Bücklingen Verlorenen zu fragen: „was er zu kaufen wünsche?“ Nun bekam ich wieder Muth und nannte auf gut Glück einen Kopfputz; sie gab mir irgend einen Ladenhüter, dessen hohen Preis ich bezahlte, ohne zu markten — und Gott habe ich gedankt, als ich wieder frei athmend, fern von den Späherblicken jener Schönen, auf offener Gasse war.

Das Theater zu Lyon gehörte damals, nächst dem Pariser, zu den vorzüglichsten in ganz Frankreich. Wie weit blieben dagegen unsere deutschen Vorstellungen namentlich von Operetten französischen Ursprungs zurück! Welch' ein Unterschied z. B. zwischen dem Lyoner „Tonnelier“ und unserem heimischen „Faßbinder!“ — Damals glänzte noch auf der Lyoner Bühne Madame St. Aubin, welche schon

sehr kurze Zeit nachher in Paris bewundert wurde und dort nach ihrem Rücktritte von der Bühne [1809] noch in ihrer Tochter Alexandrine fortlebte; das reizendste Weib mit dem verführerischsten Augenpaar und dem blühendsten Ansehen, das ich je auf der Bühne erblickte. Unnachahmlich schienen mir auch die Franzosen in dem Witze und der muthwilligen Laune ihrer Parodieen; „Iphigénie en Aulide“ war um jene Zeit an der Tagesordnung, und über ihre Travestirung, über die unsäglich komische Darstellung der Iphigenie, des Orestes und seines Pylades mit dem rosenfarbenen steifen Zöpfchen hätte der ärgste Grillenfänger sich halbtodt lachen müssen. Keine Vorstellung wurde von uns versäumt, so lange wir in Lyon waren; einst überkam uns gar der Kitzel, eine Gitterloge zu nehmen. Hatten wir doch in französischen Romanen stets so viel von „Loges grillées“ gelesen! Das drolligste war, daß unser Lohnbedienter dagegen protestirte; als wir aber darauf bestanden, sich — als heimlicher Aufpasser, wie es die französischen Lohnbedienten damals gewöhnlich waren und wohl noch sind — für verpflichtet hielt, der Polizei einen Wink zu geben! Wenigstens hatten wir von dem Augenblicke an die deutlichsten Spuren, daß wir beobachtet wurden. Ach, und wir fanden die uns vorher so romantisch erscheinenden „Loges grillées“ so trostlos langweilig, daß wir die Gitter gar bald öffneten! Entzückend dagegen, und etwas ganz neues für uns waren die großen Ballets. In der großen Ballet-Pantomime „Dorothée“, welche Voltaires „Pucelle“ nachgebildet war, erhielten wir gleichzeitig einen merkwürdigen Beweis von der Stimmung der Zuschauer. Als der tapfere Ritter „La Trimouille“ den verrätherischen „Erzbischof“ selbst in die Flammen des Scheiterhaufens stürzte, den derselbe für die tugendhafte „Dorothea“ hatte anzünden lassen, erscholl das ganze Haus von lauten „Bravo's“ und dem Geschrei: „Hinein mit ihm! Hinein!“ In der nur wenige Jahre später ausbrechenden

Revolution hat sich dieser Haß gegen die Geistlichkeit blutig ausgesprochen.

Einen contrastirenden Eindruck bewirkte die Kirche der Karthäuser. Sie war schön, einfach und geschmackvoll, mit einem herrlichen Gemälde: „Anbetung der Hirten," und dabei wegen ihrer hohen, die Stadt beherrschenden Lage reich an wundervollen Fernsichten. Der Zufall begünstigte uns, daß wir sahen, wie die achtzehn Bewohner sich versammelten, um die Horen anzustimmen. Diese bejahrten, weißen Karthäusergestalten, die eingehüllt und gebückt langsam aus allen Zugängen einzeln mehr hereinschwebten als traten, hatten etwas Geisterartiges. Ihr Gesang tönte feierlich und schwermüthig durch die öde Kirche, an deren weiten, hohen Gewölben er verhallte. Auch diese Karthäuser hat die Revolution aus ihrem stillen Zufluchtsorte vertrieben; ihre friedliche Wohnung wurde zerstört und sie selbst wieder in das Gewühl der Welt hinausgestoßen, deren Wirrsal sie sich für immer hatten entziehen wollen.

Wenn nachher dieselbe Revolution schwere Anklagen gegen die Könige von Sardinien geschleudert hat, so bleibt doch das Eine wahr: für Reisende hatte deren Regierung durch musterhafte Postanstalten, sowie herrliche, alle Schwierigkeiten des Bodens leicht überwindende Wege trefflich gesorgt. Prachtvolle Kunststraßen führten uns im Galopp hinter Pont Beauvoisin durch die wilden, hohen Alpengebirge und an den schauerlichsten, mit hohen Geländen geschützten Abgründen hin, und — ein Deutscher, der daheim alle Augenblicke mit der Nase an einen Schlagbaum stieß, konnte es kaum fassen! — der Reisende zahlte dafür nicht einen Liard „Weg-" oder „Pflaster-" oder „Passagegeld," oder wie sonst die Namen heißen, unter denen man in deutschen und anderen Ländern oft für halsbrechende Wege gebrandschatzt wird. Erzählte mir doch einst ein durchaus glaubwürdiger Mann folgendes Erlebniß: „Auf einer Reise nach Frankfurt blieb ich irgendwo

bei Nacht im Koth stecken; plötzlich sah ich aus dem nahen Dorfe, wo alles schlief, eine Laterne auf mich zukommen und wähnte, es erscheine ein gutmüthiger Helfer. „Das ist nicht meine Sache," gab mir aber der Laternenträger auf meine dahin zielende Bemerkung zur Antwort: „Sie zahlen so und so viel Groschen Chausseegeld." — „Chausseegeld, daß ich hier versinke?" schrie ich. „Haben Sie nur Geduld; der Weg soll bald ausgebessert werden." Sprach's, empfing sein Wegegeld, trollte davon und ließ mich sitzen." So reiste man daheim, im lieben Vaterlande.

Von unserer Heimfahrt und den mancherlei kleinen Abenteuern derselben kann ich billig schweigen; nur sei erwähnt, daß wir zufällig eben in Frankfurt a. M. eintrafen, als der berühmte Blanchard dort eine Luftschifffahrt unternahm.[1] Auf Rechnung künftiger Einnahmen hatte der vielgenannte Mann an einen ihm wie die Hyäne dem Leichnam nachziehenden Spieler bereits eine beträchtliche Summe verloren; in Frankfurt wird er aber gewiß ein gutes Geschäft gemacht haben.

Wohlbehalten langten wir zu Gotha an, allseitig herzlich willkommen geheißen; ungesäumt begann ich nun die Einrichtung zu meinem Haushalte zu treffen, welchen ich nicht prächtig, aber bequem und geschmackvoll, ganz wie ich wußte, daß Amalie es liebte, herstellen ließ. Der 3. Februar 1786 war endlich der ersehnte Tag, an welchem ich in einer Dorfkirche durch meinen alten treuen Hofmeister Thielemann, der jetzt Pfarrer an dieser Kirche war und den ich zu der feierlichen Handlung ausdrücklich erwählt hatte, mit Amalie Seidler getraut wurde. Zwanzig Jahre einer glücklichen Ehe habe ich mit jenem Tage an mein Leben gereiht. — Der allgemein herrschenden Sitte meiner Vaterstadt gemäß machten alle männlichen Bekannten des neuen Paares diesem am

[1] Am 3. October 1785. (Maria Belli, Leben in Frankfurt am Main, VII, 45.)

Morgen nach der Hochzeit ihren Besuch; da gab es denn eine Art von Gabelfrühstück, welches theils aus Neugier, theils aus Gewohnheit meist zu einer zahlreichen Gesellschaft wurde. So war es auch bei uns; das Gedränge strömte ab und zu, aber dies war nur der Anfang einer ganzen Reihe von Festen, welche meine Freunde — vorzüglich auf Gotters Anregung — für uns veranstalteten. Gotter schätzte überhaupt Amalien hoch; mehrere seiner Gedichte, die sich zum Theil in der gedruckten Sammlung befinden, sind an sie gerichtet; auch wählte er sie zur Pathin bei einem seiner Kinder.

Dem Herzog Ernst mein junges Weib, dessen Besitz ich seiner Vermittlung verdankte (er hatte mich überdies wenige Tage vor meiner Trauung ungebeten mit einem höheren Range, dem Titel eines Raths überrascht), auf einem Spaziergange vorzustellen, war eine meiner nächsten Sorgen. Amalie entschloß sich dazu nur mit Widerstreben; der Herzog schien zu merken, daß sie sich scheu zurückhielt, denn einst beklagte er sich darüber gegen mich mit den Worten: „Was habe ich denn der kleinen Frau gethan, daß sie mich nicht kennen lernen will?“ — Das Wort „klein“ und die Diminutive der Vornamen waren bei dem Herzog immer ein bezeichnender Ausdruck, wodurch er sein herzliches Wohlwollen für jemand an den Tag legte. Sein Sohn, der Herzog August, pflegte die Damen zu duzen und sie bei ihren Vornamen zu nennen, was beständig das Mißfallen des Vaters erregte.

Als ich nach Haus kam und Amalien die freundlichen Worte des Herzogs erzählte, faßte sie endlich Muth, und gleich Tags darauf erfolgte die erste persönliche Begegnung; doch erst, als meine Frau den Herzog näher kennen und durch sich selbst beurtheilen lernte, fing sie an, ihre Scheu vor ihm zu verlieren und seinen Umgang nach Gebühr zu schätzen. Die hohe Achtung, welche nun entstand, war —

ich darf es wohl aussprechen — gegenseitig; der Herzog hielt große Stücke auf meine Amalie, und es geschah kein Ereigniß in unserer Familie, es verstrich kein Geburtstag, wo er nicht schriftlich oder mündlich seine herzliche Theilnahme ausdrückte. Den 10. October aber, Amaliens Geburtstag, übersah er nie. Gewöhnlich waren seine Glückwünsche von kleinen Aufmerksamkeiten, wie ein Hausgeräth, ein Buch, oder sonst etwas begleitet. Immer waren diese Gaben von geringem Werthe, weil Amalie ihm das erste Geschenk, ein Halsband von echten Brillanten, als zu bedeutend, mit der schriftlichen Bitte zurücksandte: sie nicht durch dergleichen fürstliche Aufmerksamkeiten dem Neide des bösen Leumundes auszusetzen. Noch bewahre ich den Brief des Herzogs, mit dem er das Halsband — und zwar unter meiner Adresse — übersandte; er lautete folgendermaßen: „Zu den seltsamen Eigenheiten meines mühseligen Lebens gehört es vorzüglich, daß ich dasselbe in einem steten Kampfe zwischen meinen unschuldigsten Wünschen und den Verhältnissen meines leidigen Standes hinbringen muß. Dies, mein bester Reichard, fühl' ich heute lebhafter als jemals. Heute, an dem frohen Geburtstage Ihrer theuern und würdigen Gattin wäre nichts einfacher, nichts natürlicher, als derselben meinen aufrichtigen und gewiß treuen Glückwunsch persönlich abstatten zu können; dennoch trennen uns unsere leidigen Verhältnisse eben heute, an diesem theuern Tage, von einander! Und so gerne, so gerne ich in Person käme, ihr meinen innigen Antheil zu bezeigen, so darf ich's nicht, denn jeder meiner Schritte und Tritte wird ausgekundschaftet, beobachtet und falsch ausgelegt. Indessen verhindert dies nicht, daß ich nicht die eifrigsten und heißesten Wünsche in der Stille und in der Entfernung von ihr sollte thun können, und ich thue sie auch wirklich in dem Innersten meines Herzens. Sein Sie selber, mein bester Reichard, der Dolmetscher dieser meiner treuen Wünsche und Empfindungen bei Ihrer geliebten

Gattin, und bitten Sie sie um die Fortdauer ihrer Freundschaft und ihres Wohlwollens für mich.

Noch eine Bitte hätte ich beizufügen; aber diese bedarf einiger Entschuldigungen. Nach unseren Verhältnissen schickt es sich nicht, daß ich ein Geschenk von irgend einem Werthe Ihrer lieben Frau zum Angebinde anbieten dürfte. Aber bedenken Sie, daß es doch jedem wohlhabenden Bruder nicht verwehrt werden kann, seiner geliebten Schwester ein Andenken zu übersenden! Ich bin zwar ihr Bruder nicht, aber die Gefühle, die Gesinnungen eines Bruders empfinde ich für sie, und zwar so treu, wie je ein Bruder solche empfand. Die Vorsehung gab mir zwar wirklich eine Schwester, aber der Tod raubte sie mir vor langen Jahren. Ein Ersatz ward mir in ihr zu Theil; lassen Sie mir den Trost, an ihr eine geliebte Schwester wiedergefunden zu haben, und erlauben Sie mir, in dieser Gestalt ihr beikommendes Andenken zu verehren."

Amalie glaubte, das Halsband dennoch ablehnen zu sollen — der Herzog war darüber nicht im geringsten empfindlich. Er würdigte ihre Gründe. Noch in seinem Glückwunschbriefe vom 10. October 1802 nannte er sie „eine geliebte Schwester, deren Glück und Zufriedenheit die Quelle der seinigen bilde;" und am 10. October 1803 schrieb er die rührenden Worte: „Gewiß, edle Freundin: keines Ihrer angeborenen Geschwister kann es inniger und treuer mit Ihnen meinen, als ich, noch aufrichtigere und wärmere Wünsche für Ihr wahres Wohlergehen thun. Möchten doch Gesundheit und Zufriedenheit Sie stets begleiten, Glück und des Himmels bester Segen der Lohn Ihrer Tugenden, Ihrer edlen Gesinnungen sein! Ist es nicht Verwandtschaft des Blutes, die uns vereinigt, so hoffe ich dennoch, Ihnen durch Uebereinstimmung der Gesinnungen eben so nahe verwandt zu sein, wie Jene, die die Freude genießen, Sie wirklich „Schwester" nennen und als solche anerkennen zu dürfen."

Es war das letzte glückwünschende Schreiben des theuern Herzogs; Amaliens nächster Geburtstag fand ihn todt. Mir aber verzeihe man, wenn ich es mir nicht versagen mochte, auch an dem schönen, echt menschlichen Verhältnisse des edlen Herrn zu meiner guten Frau nachzuweisen, ein wie seltener, hochsinniger Fürst Ernst II. von Gotha gewesen ist.

Viertes Buch.

Vor, während und nach der französischen Revolution.

Sommer 1786—1794.

9.

Bei dem Genuß der Schönheiten meiner vorjährigen Reise hatte ich so oft Amalien an meine Seite gewünscht, daß schon damals der feste Vorsatz bei mir reifte: bald mit ihr eine neue große Reise, und zwar wieder durch die geliebte Schweiz und dann hinab nach Marseille an das Meer zu unternehmen. Die Sehnsucht nach den Reizen des südlichen Frankreich wurde durch den damaligen Oberstallmeister, nachherigen Geheimrath von Hardenberg noch stärker angefacht, der im Frühjahr 1786 von einem Winteraufenthalte in jenen Ländern zurückkehrte, von denen er eine paradiesische Schilderung entwarf. Dieser ausgezeichnete Mann gehörte zu den wenigen, die von Jugend auf ihren Weg sich selbst zu verdanken haben. Für Hardenberg war noch in seinen höheren Jahren kein wissenschaftliches Ziel zu fern; als z. B. Herzog Ernst, dessen vieljähriges Vertraueu er genoß, sich mit Eifer der Sternkunde und der höheren Mathematik widmete, war auch Herr von Hardenberg binnen wenigen Monaten darin eingeweiht und observirte und rechnete mit Meisterschaft. Mehr als dreißig Jahre lang ist mir seine Neigung treu geblieben, wie ihm die meinige; dankbar werde ich noch öfter von ihm zu sprechen haben. Für jetzt muß ich seiner als eines beständig Mahnenden gedenken, der nicht nachließ, uns zu einer Reise nach dem Süden anzuspornen. Von dem mit der Feder verdienten Schatze jener tausend

Thaler in Gold hatte ich noch einen kleinen Rest; zur Bestreitung des Aufwandes dieser zweiten Reise reichte er kaum hin. Um an den Postgeldern u. s. w. sparen zu können, suchte ich mir daher noch zwei Reisegefährten, und fand sie in den Personen eines jungen, aus Gotha gebürtigen Arztes, sowie einer Schweizerin, welche in Thüringen Verwandte besucht hatte und nun zu ihrer Familie nach Murten zurückkehren wollte. Der Arzt, Dr. Buddeus, war uns ein sehr lieber und erheiternder Gesellschafter; leider ist er nachher sehr jung das Opfer eines Lazarethfiebers geworden, indem er einen Zug gefangener Franzosen begleitete, die der Herzog von Braunschweig aus Mainz nach Magdeburg schaffen ließ, wobei fast der ganze Strich von Deutschland, welchen diese Gefangenen passirten, durch Krankheit verpestet wurde. — Die Schweizerin, welche uns das Geschick zur Reisebegleiterin gegeben, machte die Prophezeiung des Herrn von Hardenberg völlig zur Wahrheit, der, als ich ihm von dieser unserer Gesellschaft erzählt hatte, ausrief: „Sie haben da einen Stein mitgenommen, der Sie gar oft in der Tasche ziehen wird.“ Wirklich wurde uns der „Stein“ durch seine Grillen höchst lästig.

Der Anfang des Juni 1786 war auch der Anfang dieser neuen Reise, welche zunächst über Frankfurt, durch die Bergstraße nach Stuttgart, auf Schaffhausen, Bern, Lausanne, Genf und von da in die Gletscher von Chamouny ging. Als ich mich bei dem Herzoge beurlaubte, fragte er: „ob meine Mutter mir einen Beitrag zu den Kosten dieser Reise gebe?“ Auf meine Verneinung händigte er mir ein Röllchen Goldstücke mit einer so feinen Art ein, daß ich deren Annahme nicht abschlagen konnte. Zu Hause erzählte ich dies meiner Mutter; einen Augenblick wurde sie nachdenklich, und schon hoffte ich, daß auch sie sich zu einem kleinen Zuschusse herbeilassen werde. Sie besann sich aber eines anderen, und der Zuschuß unterblieb.

Ueber die nun folgende Reise habe ich nur wenig (im „Deutschen Merkur“ von 1787 [Maiheft S. 147—158; Juniheft S. 246—266] und im 4. und 5. Bande der „Kleinen Reisen“) drucken lassen;[1] mein ganzer Aufenthalt in Paris z. B. ist unveröffentlicht geblieben. Im Nachfolgenden gebe ich daher, was heute noch werthvoll erscheinen kann.

In Bern vermehrte ich meine Bekanntschaften durch diejenige einiger interessanten Männer; den meisten derselben begegnete ich auf einem ländlichen Balle, den die Stadt dem anwesenden Herzog von Gloucester und dessen Familie zu Ehren gab. Zur Zahl jener merkwürdigen Männer gehörte Carl Ludwig von Erlach, welcher — später General der Berner — am 5. März 1798 als Opfer der feigsten Verrätherei in der Revolution ermordet wurde, eben als er sich in's Oberland werfen und von dort aus einen neuen Kampf gegen die Uebermacht versuchen wollte. Ein besonderes Vergnügen gewährte es mir, auf diesem Balle Amaliens Liebenswürdigkeit jene Huldigungen empfangen zu sehen, welche sie verdiente; Herr von Erlach führte die Fremde zum Vortanz.

[1] Vergl. auch „Ephemeriden der Literatur und des Theaters“ (Berlin 1786), Band IV, Stück 49, S. 353 fg.: „Fragment einer Reise von Frankfurt am Main bis Schaffhausen im Sommer 1786“ von Reichard. „Kleine Reisen“. Band IV. S. 274—316 ist Wiederabdruck aus dem „Deutschen Merkur“; Band V. S. 246—306 schildert die Rückreise von Paris nach Deutschland. Diese Arbeit ist besonders reich an culturhistorisch merkwürdigen Einzelzügen; erzählt wird z. B., daß in öffentlichen Speisehäusern zu Paris damals nur Löffel und Gabel geliefert wurden; „das Messer mußte der Gast selbst mitbringen“. Von der berüchtigten Halsbandgeschichte habe man — versichert Reichard — in Paris wenig mehr gesprochen. „Man nannte sie eine Affaire de cour.“ Auf der Plattform des Straßburger Münsters las Reichard die Namen Goethe, Lenz, Lavater, Pfenninger, Moritz u. s. w.; „an einer vom Reisenden zu wählenden Stelle pflegte der Thürmer sie gegen eine Erkenntlichkeit einzutragen.“ In Mannheim sollte „das Pfälzische Militär ganz in Weiß gekleidet werden; man macht schon jetzt mit den neu Geworbenen den Anfang. Das giebt denn einen buntscheckigen Anblick, wenn diese weißen Soldaten unter den altpfälzischen himmelblauen Uniformen in Reihen und Gliedern marschiren“ u. s. w.

Und später, im Thale von Chamouny, wirkte nach einem von uns unternommenen mächtigen Ritte im stärksten Regengusse der Anblick der schönen, vor Kälte und Nässe zitternden Dame auf einen katholischen Pfarrer, vor dessen Thüre unsere Karawane still hielt, so stark, daß er eilends seinen schwarzen Chorrock zum schützenden Ueberwurf herbeiholte und ihn selbst mit großen Nadeln über ihrem Reitkleid zusammenheftete, trotzdem er Amalien für eine Engländerin, folglich für eine Ketzerin hielt. — Hatten wir Gelegenheit gehabt, bei diesem kühnen Ritte den Muth und die Kräfte meiner Frau zu bewundern und ihr alsdann am willkommenen Kaminfeuer von Madame Couteran (der Wirthin der Herberge am Fuße des Montblanc) das Zeugniß geben zu hören: „wie sie die erste Dame sei, welche zu mitternächtlicher Zeit und in so ungestümem Wetter auf solchen Pfaden diesen Gasthof betreten habe,“ so hatten wir am anderen Morgen nicht minder Ursache, ihre Herzhaftigkeit und Gewandtheit bei der Fußreise auf den Montanvert Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, für welche ich den bekannten Lieblingsführer des Herrn von Saussüre, Pierre Balma, einen Mann von Kenntnissen und feinen Manieren, zu unserem Geleitsmann gewählt hatte. In der Fülle ihrer Zufriedenheit mit Balma wünschte meine Frau, ihm ein Andenken zu hinterlassen und gab ihm ein kleines stählernes, mit Gold ausgelegtes Feuerzeug, das zum Feueranschlagen und zugleich zum Verwahren von Schwamm und Zunder eingerichtet war. „Madame!“ sagte der galante Balma, „der höchste Ehrgeiz von uns Führern ist: die Spitze des Montblanc zu ersteigen; bin ich so glücklich, dann weihe ich Ihr Feuerzeug dort oben ein; aber nicht früher!“ Im folgenden Jahre erstieg Balma wirklich mit Saussüre den Montblanc; wie man später lesen wird, hat er Amaliens Geschenk stets hoch in Ehren gehalten.

Nach Genf zurückgekehrt, mußten wir uns leider von

dem guten Dr. Buddeus trennen, den seine Pflicht wieder nach Gotha rief; wir schieden mit schwerem Herzen. Um uns zu zerstreuen, beschlossen wir, in unserem Gasthofe „Aux balances“ an der Wirthstafel zu essen. Diesem Entschlusse verdankten wir die Bekanntschaft eines interessanten Mannes: des durch seine chirurgischen und medicinischen Kenntnisse hochberühmten Hofraths August Gottlob Richter aus Göttingen, der mit seiner Gattin und zwei Kindern (eines derselben wurde nachmals die Frau des nicht minder berühmten Loder) auf einer Reise über Genf und Lyon nach Paris begriffen war. Die Wirthstafel — wie Schweizer Tafeln gewöhnlich um diese Zeit — war zahlreich besucht, und jeder (was mir solche Wirthstafeln oft verleidet hat) nur mit sich und dem Ausleeren der nächststehenden Schüsseln beschäftigt. Die Revolution hat seitdem an vielen Wirthstafeln die wechselseitige Achtung und Schonung womöglich noch mehr verscheucht. — Nachdem wir bereits einige Zeit vor unseren Tellern gesessen, sprach Richter ein paar Worte deutsch mit seiner Frau. „Gottlob, daß ich deutsch höre,“ sagte hierauf Amalie unwillkürlich; Richter vernahm dies, und so entspann sich ein Gespräch, welches eine Freundschaft anbahnte, die bis zu Richters Tode [23. Juli 1812] unverändert geblieben ist. Die beiden Frauen waren wechselsweise froh, eine Gefährtin ihres Geschlechts zu bekommen; mir gefiel an Richter sein zuweilen etwas derbes, aber darum nicht minder schätzbares, biederes und treuherziges Wesen, sein Witz und seine ungekünstelte Anspruchslosigkeit, trotz seines großen, auf echte Kenntnisse festgegründeten Rufes. Von diesem habe ich auf unserer Reise den Beweis mit Augen gesehen: gar oft fanden sich noch beim Pferdewechsel, beim Einsteigen in den Wagen (z. B. in Lyon) Leidende ein und baten um Richters Rath oder um die Hilfe seiner Hand. Dann zürnte er über diese Zudringlichkeit: „Ich habe Göttingen verlassen, um Erholung und Zerstreuung zu suchen, nicht um zu arbeiten;

da hätte ich nur zu Hause bleiben können. Sie haben ja hier ihre Propheten, laßt sie die hören." Unterdessen erlaubte ihm, bei allem Zorn, sein wahrhaft menschenfreundliches Herz doch in keinem einzigen Falle, einen Preßhaften ohne Rath und Anweisung fortzustoßen. In Paris besuchte er hospitirend die Vorlesungen des großen Wundarztes Louis; als dieser nun bei der Erörterung einer Krankheit auf Richters Geschicklichkeit in deren Behandlung kam, theilte er seinen Zuhörern mit, wie eben dieser Mann sich zufällig in ihrer Mitte befinde. Da stand das ganze Auditorium auf und verneigte sich gegen den deutschen Gast; Richter, dem dergleichen in der Seele verhaßt war, rief wüthend, als er nach Hause kam: „Louis hat mich an den Pranger gestellt," und ging nie wieder in dessen Vorlesungen.

Wir kamen ein paar Tage früher nach Lyon, als die Familie Richter, die uns aber in denselben Gasthof, Au Parc, nachfolgte. Damals habe ich mit Amalien das Zimmer mit eben dem Balkon bewohnt, auf welchen später, zur Revolutionszeit, Collot d'Herbois trat, um das Zeichen zur Hinrichtung vieler Tausende auf dem nahen Tevrauxplatze zu geben. Wer hätte ahnen sollen, daß dieser Balkon, von dem aus meine Frau sich so oft an dem Gewühl der Obst- und Fruchthändlerinnen ergötzte, einst der Standpunkt der Rachsucht eines vor Jahren zu Lyon ausgepfiffenen und nun wie in einem Zaubermärchen mit despotischer Gewalt bekleidet wiedergekehrten Comödianten sein, daß Menschenblut in Strömen auf diesem schönen Platze rieseln, und daß aus den Souterrains des an demselben belegenen prachtvollen Rathhauses das wehklagende Geschrei eingekerkerter Schlachtopfer tönen würde!

Das Theater, sowie die Besuche der stark beschäftigten Fabriken und Manufacturen des reichen, gewerbfleißigen Lyon ließen uns nebst den übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt die in derselben verlebten acht Tage gar schnell und ange-

nehm verstreichen; besonders sehenswerth fand ich einige Goldstoff- und Seidenfabriken. Die neuesten Moden der gestickten Gilets, die man uns zeigte, waren jedoch ziemlich sonderbar; auf manchen standen ganze Arien oder Ouvertüren aus berühmten Opern eingewirkt, die man von einer solchen Weste wie vom Pulte wegspielen und wegsingen konnte; auf anderen erblickte man ganze Compagnieen Reiter und Fußvolk, Menagerien, Jokeys, die über Schlagbäume hinwegsetzten u. s. w.

Von Lyon wollte ich meine Reise nach Avignon und Marseille, die Richtersche Familie aber die ihrige nach Paris fortsetzen. Wir trennten uns ungern, und Richter bot alles auf, um mich zu bewegen, ihn nach Paris zu begleiten; daß es geschah, wurde durch einen seltsamen Umstand entschieden. Da meine Frau, der Weise ihres Geschlechtes entgegen, sich nie mit vielen Koffern beschwerte, so reisten wir ganz ohne Bedienung. Der Süden Frankreichs galt aber damals — ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht — für sehr unsicher; jedenfalls erlebten wir zu unserem Schrecken, daß einst in heller Mondnacht mitten in Lyon auf offenem Platze vor unserem Gasthause ein Mensch angefallen und vielleicht vor dem Ermordetwerden nur durch meine Dazwischenkunft gerettet wurde. Bei solcher Sachlage zogen wir doch vor, den ursprünglich entworfenen Reiseplan zu ändern, und selbander eilten wir auf der schönen, freundlichen Landstraße, die Frauen und Kinder im einen, Richter und ich im anderen Wagen, von Burgund nach Frankreichs gefeierter Hauptstadt.

Uns begünstigte das schönste Sommerwetter; treffliche Heerstraßen, oft Stunden lang schnurgrade fortlaufend und mit Ulmen und Nußbäumen eingefaßt; malerisch gelegene Burgen, Flecken, Weiler, Klöster und Städte, von denen ich nur Dijon mit seinen prachtvollen Plätzen und Spaziergängen, sowie mit der herrlichen, nun verschwundenen

Karthause und ihren ebenfalls verschwundenen Mausoleen und kühnen Gewölben nenne; die belebten, breiten Ströme, in deren Angesichte wir reisten; — alles das bot einen reichen Wechsel von Genüssen seltenster Art. Fünfzehn, sechszehn deutsche Meilen legten wir bequem in weniger als so viel Stunden zurück; es war, als ob das Feuer der Weine Burgunds und der Champagne in Kutscher und Pferde übergegangen sei. Auf der Rückreise, als ich in Kehl — damals nur Festung dem Namen nach, wo der Invalide eben die Axt weglegte, mit der er Holz gespalten, um als Schildwache zu figuriren — wieder die ersten deutschen Postpferde bekam, bat mich meine, an das Galoppiren der französischen Postillons gewöhnte Frau: „den Schwager anzufrischen." „Geduld, meine Liebe," erwiderte ich; „wenn wir nach Hessen und Sachsen kommen, wirst Du ihr Phlegma gar zu Fuß nebenher wandern sehen!" Wer sich jedoch über die französische Raschheit, ganz im Gegensatze von uns, aus Sorge für seinen Wagen baß erzürnte, war mein Reisegefährte. Einst durchflog ein junger Postillon die deutsche Meile in kaum einer halben Stunde; auf der Station angelangt, trat der muntere Jüngling, sobald er seine Courierstiefeln abgeschleudert hatte, strahlenden Gesichts an den Wagen, wurde aber von Richter, statt mit Lob, mit Schimpfen über sein schnelles Fahren empfangen. „Comment, Monsieur!" rief der enttäuschte Postillon mit gen Himmel erhobenen Händen, „je vous ai mené comme un prince!" und warf sich, im Übermaße seines Schmerzes weinend, mit dem Antlitze auf den Rasen. Ich tröstete ihn durch ein reichliches Trinkgeld.

Unser letztes Nachtlager war Fontainebleau. In dem prächtigen Schlosse wollte ich mir die Gallerie des cerfs mit dem Kreuze zeigen lassen, welches die Stelle bezeichnet, wo auf Christines von Schweden Befehl Monaldeschi ermordet wurde; allein die Gallerie war verschlossen, weil man darin Möbeln aus anderen Zimmern aufgeschichtet hatte. Auch

die Hoffnung, wenigstens die Briefe der Königin Christine und das Panzerhembe des Marchese bei den Mathurins in Augenschein nehmen zu können, — Merkwürdigkeiten, welche nach der Revolution und der Zerstörung des Klosters in die Bibliothek der École militaire kamen — scheiterte, da der Superior des Klosters, welcher die Schlüssel verwahrte, spazieren gegangen war. Verdrießlich unterschrieb ich, was ein Engländer in meinem Gasthofe in eine Fensterscheibe gekritzelt hatte: „Que fait.on à Fontainebleau, où il n'y a rien à voir?" Dieser Gasthof mit seinem altväterischen Prunkgeräth war eine völlige Reliquie aus Franz I. Zeiten; sogar die Treppenleiter fehlte nicht, mittels deren man auf das hochschichtige Bettgerüste stieg, wo Schaaren hungriger Wanzen den Reisenden marterten und ihn bald Müdigkeit und Schlaf vergessen machten. Schnell entrissen wir uns den verblichenen goldbrokatnen Decken und harrten, meine Frau in einem Stuhle, ich am Schreibtische, der Morgenröthe.

Wenige Schritte hinter Ville Juive, der letzten Station vor Paris, hat man auf einer Anhöhe den ersten unvergeßlichen Blick auf die weltberühmte Stadt, welche, ein unabsehbarer grauer Klumpen von Häusern, den Horizont abschließt. Das Observatorium, die Invalidenkuppel, die Thürme von Notre-Dame und St. Sulpice ragen allein über unzählige kleinere Höhen und Spitzen empor. Und so fährt man denn, voll gespannter Erwartungen, durch Staubwolken und eine wahre Prozession von Reitern, Fußgängern, Fuhrwerken, Wagen mit Lebensmitteln, Holz, Steinen u. s. w. bis zu dem Thore der prächtigen Barrière de Fontainebleau. —

Zur Ersparung der köstlichen Zeit habe ich auf meinen Reisen stets vorgezogen, — so frei ich mich auch von Contrebande wußte — am Zoll die Visitatoren durch ein Trinkgeld zu gewinnen. Das that ich auch hier, sobald sich der Unterbeamte näherte. Im nämlichen Augenblicke ging der Director vorbei. „Ist der Wagen visitirt?" fragte er. „Ja!" ant-

wortete der Beamte, der weiter nichts gethan hatte, als meine drei Livres in Empfang zu nehmen. „Postillon!“ rief nun der Director, „warum versperrst zu den Platz? Fahr’ zu!“ und fort rollte mein Wagen. Richter hingegen, der diese meine Gewohnheit oft tadelte, mußte aussteigen, seine Papiere vorzeigen und in Staub und Sonnenhitze noch aushalten, als ich längst in unserem Hotel ruhte.

„Ist das endlich Paris?“ fragte ich mich mit dem guten Sterne. „Das ist Paris! — Hm! Paris! Die erste, die schönste, die prächtigste Stadt!? — Die Gassen sind denn doch so ziemlich schmutzig. Aber es mag leicht besser in die Augen fallen, als in die Nase.“ Wirklich war in der Vorstadt der üble Geruch bei der starken Nachmittagshitze unerträglich. Am meisten aber mißfiel uns die aus den hohen oberen Stockwerken quer über die Gasse an langen Stangen zum Trocknen aufgehängte Wäsche. Inzwischen nahm das Gedränge von Menschen, Reitern und Fuhrwerk immer zu, je mehr wir uns dem schönen, zierlichen Theile der Stadt näherten. „Voilà des Anglais, qui arrivent!“ riefen sich einige Kramläden-Inhaber zu; und wir bemerkten, daß die Pariser eben so neugierige Gaffer sind, wie die Bewohner unserer kleinen Städte. Den Pont neuf erkannte ich an der Statue des guten Heinrich IV., die seit der Revolution durch die Bilderstürmer in die Seine versenkt, jetzt aber wieder aufgestellt ist.

Endlich langten wir in unserem Hotel-Garni, Rue Richelieu, an. Das Hotel hieß damals Lancaster und hatte die Bibliothèque royale zum schönsten Gegenüber; keine hundert Schritte entfernt lag das Palais-Royal, wohin man durch eine kurze Seitenstraße sogleich gelangte. Wir wohnten in der herrlich möblirten bel étage, wo unsere Zimmer mit denjenigen Richters Eine Reihe ausmachten. Diese Lage in einer so belebten Gegend kostete uns die ersten Nächte unseren Schlaf, denn regelmäßig nach Mitternacht erbebten die Fenster

von dem Donnerfluge unzähliger Kutschen, welche die gute Gesellschaft aus den üblichen Abendgesellschaften nach Hause brachten. Wie man aber zuletzt selbst in einer Mühle schlafen lernt, so gewöhnten wir uns auch bald an dieses Getöse; ebenso erinnere ich mich, wie viele Zeit ich anfangs zu den paar hundert Schritten von meinem Hotel bis zum Palais-Royal gebraucht habe. Denn wenn ich ausschreiten wollte, so fuhr ich vor dem „Gare!“ eines Kutschers jedesmal schnell zurück; und da dieses Rufen fast nie aufhörte, so wäre ich nicht vorwärts gekommen, hätte mich nicht mein Lohnbedienter François beim Arme ergriffen und sich trotz meines Sträubens mit mir durch das Gedränge hindurchgewunden. Dieser Lohnbediente, ein gewandter, munterer Bursche, vormals in Amerika unter Lafayette Soldat, war die Treue, Dienstfertigkeit und Geschicklichkeit selbst. Sein ganzes Glück war seine Flöte, sein reichlich gepuderter Kopf und ein Blumenstrauß, der Tags vorher meiner Frau — einer großen Blumenfreundin — gedient hatte, und dann, sorgfältig aufbewahrt, an seiner Brust prangte, wenn François hinten auf unserer Kutsche stand. Obwohl er trefflich rasiren und frisiren konnte, so war es ihm doch bei Strafe, aus dem Hotel verbannt zu werden, untersagt, meine Haare und meinen Bart anzurühren, damit der „Friseur des Hotels“ (in Paris rasiren oder vielmehr „bartkratzen“ die Friseurs) nicht beeinträchtigt werde. Alle anderen Dienste, bis auf das Stubenkehren und Bettmachen, verrichtete dagegen François. Seine Anhänglichkeit an uns war aufrichtig, und auch wir hatten ihn lieb gewonnen. Nach dem Ausbruche der Revolution fragten wir uns oft: „Was wird aus unserem guten François geworden sein?“ Und siehe — 1808 im österreichischen Feldzuge, also nach mehr als zwanzig Jahren, führte der Zufall ihn als Kammerdiener eines französischen Generals durch Gotha, und der treue Bursche vergaß nicht, uns aufzusuchen. Zu meinem wirklichen Bedauern war ich abwesend;

als man François aber den Tod meiner Frau mitgetheilt hatte, war er in die bittersten Thränen ausgebrochen.

Einmal im Besitze unserer Zimmer, kamen wir gar nicht mehr vom Fenster. Hatte uns schon das Gewühl in den Straßen zu Lyon in Erstaunen gesetzt, so war es mit dem in der Rue Richelieu doch gar nicht zu vergleichen. Endlich trieb die schlaflose Nacht zu Fontainebleau meine Reisegefährten in's Bett; ich aber wanderte erst noch mit François nach dem nahen Palais-Royal. Die Variétés und das Théâtre Beaujolais hatten soeben ihre Vorstellungen beendet, und so wogte mir eine geputzte Menschenmenge entgegen, welche ungefähr um die Hälfte stärker war, als meine ganze Vaterstadt Einwohner zählte. Dazu die hellstrahlenden Reverberen in den Schwibbögen, die hunderttausende von Lichtern in den Läden und Buden, und in diesen Läden und Buden alle Waaren und Seltenheiten auf die künstlichste, prunkhafteste und auffallendste Art zur Schau gestellt — es war ein Anblick, der auf mich wirkte, wie niemals im Leben wieder etwas auf mich gewirkt hat. Tief von demselben ergriffen, eilte ich nach Hause und weckte meine Frau; trotz ihrer Weigerung mußte sie ihr englisches blaues Reitkleid überwerfen und mir folgen. Denn das hatte ich schon bemerkt, wie irrig die Annahme ist, als müsse man in Paris durchaus nach der neuesten Mode gekleidet sein. Zeichnet man sich nur nicht durch einen grotesken Anzug aus — der auch in der kleinsten deutschen Stadt auffallen würde — so mag übrigens Schnitt und Farbe des Rockes sein, wie sie will; in Paris nimmt niemand Anstoß daran, denn die in Journalen und Zeitschriften ausgerufenen Moden sind gewöhnlich nur in einem ganz kleinen Kreise „Tonangebender" bekannt, oder werden gar nur aus Speculation auf das Geld des Auslandes („pour le Nord" wie man damals sagte) ersonnen und angepriesen. Erst um Mitternacht, beim Schlusse des Palais-Royal, konnten wir

uns von diesem Feen-Palaste trennen, dem ich in einem der früheren Jahrgänge des „Journal der Moden" eine genaue Schilderung gewidmet habe.[1]

Wohl war dieses Palais-Royal damals die Hauptstadt der kleinen Welt „Paris." Alle großen Städte gleichen einander, aber weder London noch Petersburg haben ein Palais-Royal. Jemand, der nackt und hungrig unter diese Arkaden träte, würde sich in wenigen Minuten von Kopf zu Fuß auf das prächtigste kleiden und mit den ausgesuchtesten Leckerbissen sättigen können. Selbst deutsche Zeitungen waren an den Glasthüren eines Café mit deutschen Buchstaben angekündigt. Hier ist die wahre Wiege der Moden, wie wir denn deren zwei vor unseren Augen in einem Damen-Putzladen entstehen sahen. Als meine Frau nach Straßburg kam und diese Moden mitbrachte, waren sie dort noch ganz unbekannt. Oft, wenn Amalie, der französischen Sprache ungewohnt, in der Eile deutsche Worte einmischte, erwiderten die Inhaber der Läden des Palais-Royal — wo wir die meiste Zeit unseres Pariser Aufenthaltes zubrachten — sehr verbindlich: „Ja, wenn wir so glücklich wären, Englisch zu verstehen —!" Es war noch die Zeit, wo alle Reisende für Engländer galten, was aber keine Wohlthat für ihren Beutel war. Wer hätte weissagen können, daß im Jahre 1814 mein Sohn als deutscher Offizier sein Pferd vor eben dieses Palais-Royal stellen, unter seinen Arkaden umherwandeln und mir aus eben diesen Schauläden von seinen Beutegeldern ein niedliches Reisebesteck kaufen würde! —

Planvoll bestimmten wir in Paris zur Besichtigung merkwürdiger Gebäude und anderer Sehenswürdigkeiten stets den Vormittag, während die Abende dem Besuche der Theater und den öffentlichen Lustbarkeiten gewidmet wurden. Zwei schöne Remisewagen — die daheim für Staatskarossen

[1] Jahrgang 1786, Augustheft S. 279—284 und Novemberheft S. 379—394.

aux premières loges ferner erscheinen zu können, mußte meine Frau trotz ihres Widerwillens gegen Schminke sich doch entschließen, Roth aufzulegen. Denn als sie sich das erste Mal dort ungeschminkt zeigte, wurde das Parterre über das blasse Gesicht ganz unruhig, und laut verlangte eine Stimme: „que Madame mette du rouge.“ Dieser Ausruf erregte die Aufmerksamkeit des Herzogs von Orleans, des nachherigen Égalité, und er kam ausdrücklich in die anstoßende Loge, um das „blasse Gesicht“ in der Nähe zu sehen.

Auch die großen Opern-Ballette waren für uns ein Genuß. In der „Mirza“ bewunderte ich die ätherische Leichtigkeit, mit der eine meiner Schätzung nach sechszehn- oder siebenzehnjährige Nymphengestalt unter dem anhaltenden Beifallklatschen der Zuschauer über die Bühne mehr schwebte als tanzte; Tags darauf kam ich zu Grimm, äußerte meine Freude, den berühmten Vestris in diesem Ballete gesehen zu haben und setzte hinzu: ich wünschte nur, auch die Guimard gelegentlich bewundern zu können. „Die haben Sie ja gesehen,“ entgegnete Grimm; „sie tanzt die Mirza!“ So war denn also jenes behende Mädchen in anscheinender Blüthe der Jugend die — bald fünfzigjährige — Guimard[1] gewesen! Auch der 89. Vorstellung von Beaumarchais „Hochzeit des Figaro“ beizuwohnen, war ich so glücklich. Trotz jener hohen Zahl der bereits stattgehabten Aufführungen war das Publikum dennoch so begierig auf dieses Stück, daß wir Mühe hatten, acht Tage zuvor eine Loge, und diese nur im dritten Range, zu bekommen. Man hat jenes treue Gemälde unserer verderbten Sitten in alle Sprachen übertragen und auf allen Bühnen Europas aufgeführt; allein so wie in Paris kann es nirgends gespielt werden. Der Beifall nahm denn auch während der ganzen Vorstellung kein Ende.

[1] Marie Madeleine Guimard, eigentlich Morelle, geb. zu Paris am 10. October 1743, zählte 1786 mithin 43 Jahre. (Sie starb zu Paris am 4. Mai 1816.)

Das Musée de Paris hielt leider keine Sitzung; von meinem Diplom und meiner Eigenschaft als Mitglied konnte ich also keinen Gebrauch machen. In vieler Hinsicht merkwürdig war dagegen unser Ausflug nach Versailles. Die Stadt erinnerte mich durch die Anlagen ihrer Gassen, sowie durch ihre Menschenleere — letztere doppelt merklich, wenn man das Volksgewühl von Paris soeben hinter sich gelassen hatte — auffallend an Potsdam. An dem königlichen Schlosse war das einzige, was mir gefiel, die in den bekannten Octobernächten der Revolution so verrufene „Grille“ und der prächtige Platz dahinter, mit den aufgestellten Königlichen Fußgarden; denn das Schloß selbst sah so baufällig aus, war hie und da so bunt mit Backsteinen ausgeflickt und dieses Flickwerk nicht einmal übertüncht, daß mein aus Büchern gewonnenes Idealbild von diesem Palaste gewaltig verblich. Besser nahm sich seine Façade nach dem Garten aus, und recht hübsch war der Blick von der Terrasse auf den großen Kanal. Die broncenen und marmornen Statuen in den unzähligen wasserleeren Bassins oder vielmehr Froschlachen hatten aber für mich etwas Steifes und Widriges. Den eigentlichen Zweck unserer Sonntagsfahrt, den König und seine Familie (die Königin lag im Wochenbette) in die Messe gehen zu sehen, erreichten wir auf der ungeheuern Gallerie, nachdem vorher ein Thürsteher mit Stentorstimme uns belehrt hatte: „Im Königlichen Schlosse sei es eine Sünde gegen die Etikette, wenn der Herr die Dame führe.“ Als die Schweizergardisten alle Anwesenden, deren wohl ein paar tausend sein mochten, durch die Gallerie und die Zimmerreihen bis zur Kapelle in zwei Reihen vertheilt und geordnet hatten, kam der Hof. „Schau der Herr, das isch der König!“ sagte ein deutscher Schweizergardist, der mein Vordermann war. Gutmüthigkeit und Freundlichkeit lag auf dem Gesichte Ludwigs XVI.; heiter und wohlwollend blickte er um sich her, alles Anmaßende

war ihm fern. In der Kapelle erbaute mich seine ungekünstelte, aufrichtige Frömmigkeit verrathende Andacht. Ihm glich — auch an Leibesstärke — sein Bruder, der Monsieur, nachmals König Ludwig XVIII.; nur der Schnitt des Gesichtes war ein anderer, auch hatte er ein gewisses indolentes und daher minder gewinnendes Wesen. In dem zuversichtlichen Auftreten des Grafen Artois hingegen war der Weltmann nicht zu verkennen; hochfahrender Anstand, ein scharfes, geistvolles Auge und Gewandtheit des Körpers zeichneten ihn aus. Unsere Damen wollten gern die königlichen Kinder sehen, und ohne Umstände brachte man uns in ein Zimmer, wo sie alle beisammen waren. Mich überraschte es, hier, mitten im stolzen Versailles, alles so frei von Steifheit und ganz bürgerlich-häuslich zu finden. Der (unmittelbar vor dem Anfange der Revolution, am 4. Juni 1789 gestorbene) Dauphin war ein munterer Prinz, der nach Kinderart sich unbefangen allerhand im Zimmer zu schaffen machte, die Anwesenden grüßte und beguckte und seinen Bruder, den damaligen Herzog von der Normandie (später Dauphin und als solcher 1795 in der Gefangenschaft ein Opfer der Mißhandlungen des Schusters Simon) gar herzlich liebkoste. Dieser kleine Herzog, im Fallhut und Laufband (er zählte anderthalb Jahre), schien von der allerfröhlichsten Laune beseelt und war höchst lustig. Die achtjährige Prinzessin Marie Therese Charlotte (nun Herzogin von Angoulême) war sehr schön, verrieth aber in ihrem ganzen Wesen fast zu viel Würde und ein sehr starkes Bewußtsein ihrer Geburt; die neugeborene Prinzessin lag in ihrer Wiege unter dem Schutze zweier Kammerfrauen und schlief den ruhigen Kinderschlaf. — Der Anzug dieser königlichen Kinder war einfach und anspruchslos. Zwar hatte man den kleinen Dauphin mit dem Orden des heiligen Geistes und des heiligen Ludwig behangen, übrigens aber trug er einen einfachen Matrosenanzug von Kamelott und ging in bloßem Kopfe, mit rundgeschnittenen, schlichten Haaren.

Unser Nachmittagsspaziergang führte uns bis Trianon; Petit-Trianon, der Lieblingsaufenthalt der Königin und durch sie den schönsten englischen Parks mit Geschmack nachgebildet, stieß dicht daran. Da uns aber bekannt war, daß man eine (schwierig zu erlangende) Einlaßkarte von der Königin selbst haben mußte, um Zutritt zu finden, so wollten wir eben wieder umkehren, als zwei Herren vom Hof mit einem brillanten Jagdzuge vorfuhren. Kaum waren sie ausgestiegen, so redete uns der eine mit der ganzen zuvorkommenden Höflichkeit eines Franzosen an: „er sehe, wir seien Fremde; er habe eine Karte von der Königin, um seinem ihn begleitenden Freunde Petit-Trianon zu zeigen; es hänge daher ganz von uns ab, von dieser Karte ebenfalls Gebrauch zu machen und uns ihm anzuschließen.“ Ohne unsere Antwort abzuwarten, gab er meiner Frau den Arm und führte sie hinein. Wir sahen nun alles auf das eingehendste, und nach dem ehrfurchtsvollen Benehmen der verschiedenen Aufseher und Gärtner, sowie nach der Bereitwilligkeit und Eile zu urtheilen, womit alle Thüren und Verschläge aufflogen, mußte unser höflicher Führer ein Mann vom höchsten Range sein. Einige Stunden verstrichen uns auf diese Weise sehr angenehm, denn Petit-Trianon war ein völliger Feenaufenthalt und verdiente seinen großen Ruf vollkommen. Drollig war, daß unser Begleiter uns ebenfalls für Engländer hielt und bei den Lobsprüchen meiner Frau immer einfiel: „Auf Ihrer Insel haben Sie das weit schöner! Unsere Gärten sind nur Nachahmungen der Ihrigen; dies alles muß Ihnen sehr gewöhnlich vorkommen“ u. s. w. Zum Glück mochte er — wie alle Franzosen — sich nicht gern in einer fremden Sprache ausdrücken, denn wäre es ihm eingefallen, englisch zu sprechen, so wären wir verloren gewesen, da von uns allen, Richter ausgenommen, niemand englisch verstand. Endlich langten wir wieder an dem Platze an, wo wir uns zuerst gefunden hatten, und ohne unseren Dank abzuwarten,

ohne auch nur nach unseren Namen zu forschen oder uns Zeit zu lassen, den seinigen zu erfahren, nahm unser Führer mit einer Verbeugung Abschied, sprang wieder in sein Fuhrwerk und war uns bald aus den Augen. Als ich dies Abenteuer dem Baron Grimm erzählte, rief er nicht ohne Stolz: „Voilà ce que c'est que la politesse française!“

Bei dem während der Revolution herrschenden blinden Hasse gegen die Königin blieb leider auch Petit-Trianon nicht verschont; die Rotunde mit einer entzückend schönen Statue des Amor, die Meierei, die alte Warte, der Kiosk mit dem Schauspielsaal — alles wurde auf das schrecklichste verwüstet. In diesem Schauspielsaale pflegte die Königin mit einer ausgesuchten Gesellschaft von Freunden und Freundinnen sehr oft kleine Stücke zu spielen; nur Vertraute wurden zugelassen. Ein Leibgardist fragte einst einen Kameraden, der eine Statistenrolle gemacht hatte: „wie denn die Aufführungen dieses Liebhabertheaters beschaffen seien?“ — „Il faut avouer,“ antwortete der ehrliche Gardist: „que c'est royalement mal joué.“

Um meine Beschreibung des damaligen Petit-Trianon zu vervollständigen, erwähne ich noch, daß in dem sogenannten „Dörfchen“ eine größere Strohhütte stand, welche einen entzückenden Fernblick auf den amphitheatralisch aufsteigenden Garten, mit Wiesen im Vordergrunde und einem Eichenwalde als Abschluß des Bildes, darbot; die hölzerne Treppe war mit einer Menge kleiner Blumentöpfe besetzt, deren jeder eine blaßroth blühende Pflanze barg, die täglich mit einer anderen Gattung vertauscht wurde. Das Zimmer war mit chinesischen Tapeten, doch nicht zu prächtig, geschmückt, und vor einem Sesselchen stand der Strickrahmen der Königin, mit einer angefangenen Arbeit. Einer meiner Freunde, der diese Hütte nach der Revolution sah, fand alles in Schutt; durch den eingefallenen Schornstein war eine wilde Staude emporgerankt; ein Sudelkoch, der sich „Traiteur“ schimpfte,

hausete in einer bretternen Bude, und man warnte die Fremden, sich nicht zu weit in die Gänge des Gartens zu wagen, um nicht von räuberischem Gesindel angefallen zu werden. Doch bereits zu Napoleons Zeiten wurde Petit-Trianon durch die Prinzessin Borghese, des Kaisers Schwester, aus seinen Trümmern wieder aufgebaut.

Schon 1786 sammelte sich die Wolke, aus welcher der Strahl herniederfahren sollte, dem alle diese Herrlichkeiten, alle dieser Glanz und Schimmer später zur Beute fiel. Daß diese Revolution von 1789 schon vorbereitet wurde, als ich drei Jahre früher in Paris war — dafür kann ich einen Beweis beibringen, den ich um so weniger mit in's Grab nehmen möchte, je gegründeter er ist. Hier folgt, was ich erlebt habe, folglich verbürgen kann.

Als ich im Jahre zuvor in Zürich war, hatte ich dort[1] die Bekanntschaft eines Banquiers, Namens Schweizer gemacht, an den ich von Therese Forster Briefe hatte; Schweizers schöne Frau hat auf Goethes Veranlassung dem berühmten Tischbein zu einem seiner gelungensten Portraits gesessen.[2] Beide Gatten zeichneten sich überdies durch geistige Bildung und einen kühnen, genialen Flug der Gedanken aus. — In Paris hatte mich gleich in den ersten Tagen meiner Ankunft ein Mann aufgesucht, dem ich durch meine Zeitschrift „Olla Potrida," sowie durch einige Gedichte im Musenalmanach bekannt geworden war: Johann Gaudenz Graf Salis-Seewis, damals Lieutenant unter der Schweizer Garde und bekannt als Sänger jener lieblichen, herzigen, wohlthuenden Lieder, die seinem Namen unter den Dichtern deutscher Zunge

[1] Vergl. „Kleine Reisen", Band 3, Seite 13 fg.

[2] Frau Schweizer war eine Nichte Lavaters (in so fern die Stiefmutter ihres Gatten eine Schwester Lavaters war), geb. Heß (geb. 1781, gest. 1814). Von einer Mitwirkung Goethes bei dem Tischbeinschen Bilde sagen die Aufzeichnungen des letzteren nichts, und in Zürich war nichts mehr darüber zu ermitteln, wie Hr. Bibliothekar Dr. J. Horner gütig mittheilte.

für alle Zeiten einen der ersten Plätze angewiesen haben. Seine edle, schöne Seele bewohnte einen eben so edlen und schönen Körper; seine Begleitung wurde uns auf unseren Pariser Wanderungen immer willkommener und nützlicher. Einst brachte er die Rede auf meinen Züricher Aufenthalt; im Laufe des Gesprächs erwähnte ich Schweizers Namen, als den Namen eines von mir hochgeschätzten Mannes. Da unterbrach mich Salis: „Schweizer ist in Paris; er weiß, daß Sie hier sind, er hat mir aber verboten, Ihnen seinen Aufenthalt zu verrathen. Erst sollte ich forschen, ob Sie seiner noch gedächten; absichtlich leitete ich daher unser heutiges Gespräch ein, und erfreut eile ich nun, Schweizer aus dem Palais Royal zu holen." Fort flog er, und trat bald darauf mit Schweizer in das Zimmer. Unsere Freude war beiderseits sehr groß, denn auch er schien mich so lieb gewonnen zu haben, wie ich ihn — den Mann von hohem, etwas schwärmerischem Sinn. Wenigstens waren wir seitdem während der ganzen Zeit meines Pariser Aufenthaltes unzertrennlich. Schweizer hatte ausgebreitete Bekanntschaften in der Stadt und erzählte mir zuweilen von gewissen, regelmäßig wiederkehrenden Herrenversammlungen, denen er allwöchentlich beiwohne; so oft er davon sprach, war es mir immer, als liege ihm noch etwas darüber auf dem Herzen. Unter den Theilnehmern an diesen Versammlungen nannte er mir vorzüglich den seiner Schicksale wegen schon damals bekannten Grafen Mirabeau, den Abbé Périgord (jetzigen Talleyrand), den Herzog von Lauzun u. s. w. Am Abend des Abschiedstages, als wir beide allein beisammen saßen, fing Schweizer wieder an, von diesen Versammlungen zu sprechen; endlich faßte er mich jäh bei der Hand und sagte mit mühsam unterdrückter Aufregung: „Freund — in wenigen Stunden reisen Sie ab, sonst würde ich Ihnen kein Wort weiter sagen; aber wenn Sie wieder in Deutschland sind, so erinnern Sie sich meiner Prophezeiung: „Sie werden

bald Dinge hören, die man niemals, niemals aus Frankreich erwartet hätte. Gestern Abend habe ich wieder einer jener Versammlungen beigewohnt, von denen Sie wissen; die ganze Nacht habe ich mich mit Dem beschäftigt, was ich dort gehört und gesehen habe, und habe mich gefragt: „Hast du es auch nicht geträumt? Geschah dies alles wirklich so? Und bist du wirklich noch in Frankreich?" — Noch einmal Freund: Sie werden in Deutschland Dinge vernehmen, die man nie, nie aus Frankreich vermuthet hätte."

Das waren seine Abschiedsworte; sie prägten sich mir unauslöschlich ein, und als im Jahre darauf Ludwig XVI. den Protestanten gewisse bürgerliche Freiheiten ertheilte, glaubte ich lange, dies sei es gewesen, wovon Schweizer so geheimnißvoll gesprochen. Allein als 1789 die Revolution ausbrach, als eben die Männer, welche Schweizer mir als Wortführer jener Versammlungen genannt hatte, in so bedeutenden Rollen dabei auftraten: da blieb mir die wahre Deutung der Prophezeiung meines Freundes keinen Augenblick mehr zweifelhaft. Ganz bestimmt waren die geheimnißvollen Versammlungen der Keim des bekannten Comité Bréton, wo nicht gar das Comité selbst.

Im Jahre 1790 überraschte uns des lieben Salis Besuch in Gotha; ich habe den Trefflichen nachher nicht wieder gesehen. Nach unserer Abreise aus Paris war er als Hauptmann zu dem Schweizerregiment Salis-Samaden versetzt worden; hätte man für die Bastille eine stärkere Besatzung bestimmt, so wäre die Reihe an Salis gewesen, dahin befehligt zu werden. Man wählte aber nur eine kleine Abtheilung, deren Commando sein Lieutenant von der Flüe bekam. An wie vielen Zufälligkeiten die große Weltbegebenheit gehangen hat! Hätte der entschlossene, muthige Salis mit etlichen hundert treuen Schweizern die Besatzung der Bastille ausgemacht — wer weiß, ob je ihre Uebergabe und

was darauf erfolgte, geschehen wäre! An dem ewig denkwürdigen Julitage des Jahres 1789 hatte er seinen Posten mit dem Reste seiner Compagnie am Pont tournant; aus großen Entfernungen that man einzelne Schüsse auf seine Mannschaft; von Zeit zu Zeit kamen Volkshaufen, riefen ihm zu: „die Bastille sei erstürmt,“ oder rasselten mit großen Beuteln voll Geld, welche sie den Schweizern als eine Belohnung hinreichten, wenn diese zu ihnen übergehen wollten. Hierüber äußerst ergrimmt, beschworen die Gardisten ihren Hauptmann: „er möge erlauben, daß sie den Schreiern das Maul stopften;“ allein Salis gebot ihnen, ruhig zu bleiben und ernstlichere Angriffe abzuwarten; er ließ das Gewehr bei'm Fuß nehmen und keinen Schuß erwiedern. Abends bekam er den Befehl, seinen Posten zu verlassen. In einem nahen Hause waren sein Freund Schweizer und dessen Frau beschäftigt, Patronen gegen ihn für die Volkshaufen zu verfertigen! — Dies erzählte mir Salis, als er mich besuchte; er hatte damals seinen Abschied genommen und kehrte in sein Vaterland Graubündten zurück. Während der Stürme der Schweizer Revolution traf auch ihn manches Ungemach, allein jetzt lebt er in einem angesehenen Amte als glücklicher Gatte und Vater. Er und seine häuslichen Umstände waren das Lieblingsgespräch zwischen seinem Busenfreunde Matthisson und mir in der flüchtigen, aber unvergeßlichen Stunde, welche dieser auf seiner ersten Reise durch Gotha, 1809, mir gönnte.

Über Schweizer habe ich noch zu sagen, daß er, da die Revolution eine ganz andere Wendung nahm, als er, wie so mancher andere Biedermann voll goldener Träume erwartet hatte, Europa mit sehr zusammengeschmolzenem Vermögen verließ und sich nach Nordamerika begab. Er, wie seine Frau sind — wie ich 1817 erfuhr — todt; Schweizer starb im Sommer 1811 zu Paris, wohin er aus Amerika zurückgekehrt war. Eine adoptirte Tochter, genial erzogen, fungirt jetzt auf einem Pariser Theater.

Am 20. Juli 1786 waren wir nach Paris gekommen; nun aber nahte sich das Ende des August, und mit diesem auch das Ende meines Urlaubs. Da der Herzog in England war, so konnte ich nicht an ihn schreiben und um Verlängerung bitten; als endlich keine Minute mehr zu verlieren war, da die knapp berechnete Zeit kaum zur Heimreise ausreichte, stieg ich nebst meiner Frau (Richters blieben noch mehrere Wochen in Paris) schweren Herzens in den Reisewagen und sagte der schönen Stadt Lebewohl. Tag und Nacht wollten wir durcheilen, unterwegs uns mit den Vorräthen begnügend, die wir aus den Pariser Läden reichlich mitgenommen hatten. So hofften wir, Straßburg binnen wenig Tagen und Nächten zu erreichen, allein — wir hatten die Rechnung ohne den Wirth, oder vielmehr ohne unseren Wagen gemacht. Auf unserer schnellen Fahrt nach Paris war mir auf der Brücke von Pont sur Yonne ein Vorstecker ausgesprungen, ein Hinterrad abgelaufen und dadurch die eine Achse und Feder sehr beschädigt worden. Ein geschickter Schmied half zwar in einer halben Stunde dem Schaden so gut ab, daß ich Paris ohne weiteren Unfall erreichte, allein dort übergab ich mein Fuhrwerk einem berühmten „Carossier, Sellier de Msgr. le Duc d'Orléans," der mich seine Berühmtheit und Titel theuer bezahlen ließ, aber so schlechte Arbeit lieferte, daß schon in Meaux eine neue Ausbesserung nöthig wurde. Der dortige Schmied schimpfte wacker auf die Prellerei der Pariser und versicherte: an ihm, dem unverdorbenen Provinzbewohner, werde ich einen ganz anderen Mann finden; doch ach! In Toul erwies sich die Arbeit des „Unverdorbenen" genau so erbärmlich, wie die Pariser. Von den zwei Schmiedegesellen, welche hier die Kur übernehmen sollten, war einer ein Deutscher; kaum hatte er mich als Landsmann erkannt, so schalt er die Franzosen „Pfuscher," und schwur: „er wolle mir deutsche Arbeit liefern;" diese hielt aber nicht besser, als die französische. Erst in Elsaß-Zabern fand ich einen französischen

Schmied, der zwar nicht groß that, aber so tüchtig arbeitete, daß ich ohne weitere Störung Gotha erreichte. Diese unangenehmen, so oft wiederkehrenden Hindernisse durchkreuzten nicht nur die Berechnung meiner Zeit, sondern auch diejenige meiner Reisekosten, indem alle diese Ausbesserungen nach und nach die Summe von neun Louisd'or verschlangen; dazu kam Verdruß, Ermüdung, und endlich gar der Schrecken über die Nachricht von der nächtlichen Beraubung des in Chateau-Thierry zugleich mit uns abgefahrenen, aber uns nach und nach vorangeeilten Postwagens zwischen Dormans und Epernay auf offener Landstraße. Kurz, wir waren froh, als wir in Straßburg anlangten, wo alle Sorge ein Ende hatte, da meine Creditbriefe auf diesen Ort lauteten. Meine Kasse bestand, als wir das Thor der Citadelle passirten, nur noch aus Einem Louisd'or, den ich bis zu dieser Stunde als Andenken aufbewahrt habe.

An der Spitze der akademischen Buchhandlung zu Straßburg stand damals der wackere und gebildete Salzmann, den man füglich einen französischen Bertuch oder Cotta nennen kann, denn alle seine literarischen Unternehmungen — sein „Avant Coureur," sein „Magazin für Frauenzimmer" u. s. w. — ragten durch gute und geschmackvolle Ausstattung hervor. Später nahm er thätigen Antheil an der Revolution, da er aber zu den Gemäßigten gehörte, so wurde er während der Schreckensherrschaft in's Gefängniß geworfen, wo er lange schmachtete und kaum der Guillotine entging.

Übrigens war unser Aufenthalt in Straßburg flüchtig, derjenige in Mannheim, Mainz und Frankfurt gar nur ein Nachtlager. Ich brauche daher um so weniger davon zu reden, als ich im fünften Bande meiner „Kleinen Reisen" dasjenige, was etwa damals Interesse haben konnte, mitgetheilt habe. Endlich war Gotha wieder erreicht, wo der geschilderte bedeutende Ausflug uns noch lange beschäftigte und immer neuen Stoff zu den genußreichsten Rückerinnerungen bot.

10.

Als ich in meiner Vaterstadt eintraf, war der Herzog schon von London zurück; mit ihm gekommen[1] war ein Mann, dessen Erscheinung in Gotha aus mehrfachen Gründen bald sehr merkwürdig werden sollte. Dies war der Mathematiker und Astronom Franz Freiherr von Zach, geboren am 4. Juni 1754 zu Preßburg, österreichischer Offizier, dann Professor in Lemberg, endlich in London lebend, wo er dem Sohne des sächsischen Gesandten Grafen Brühl als eine Art von Hofmeister beigegeben worden war. Der Zögling hatte den Hofmeister nach Gotha begleitet. — Herr von Zach war mit einem Empfehlungsbriefe aus London an mich versehen, den er abgab, und es dann dabei bewenden ließ. Mit vollem Rechte, denn die Gunst des Herzogs und die noch weit ausgezeichnetere, täglich wachsende Gnade der Herzogin überhob ihn sehr bald des Bedürfnisses irgend einer Empfehlung oder Bekanntschaft. Das Verlangen des Herzogs, Zach für seine Dienste zu gewinnen, war einer der Hauptbeweggründe zu seiner englischen Reise gewesen, denn die mathematischen und astronomischen Kenntnisse des Freiherrn machten schon

[1] Die in dieser Angabe liegende kleine Ungenauigkeit erklärt sich aus Reichards damaliger Entfernung von Gotha. Er hatte die Stadt anfangs Juni 1786 verlassen; am 22. Juni 1786 traf Zach ein; am 5. Juli 1786 reiste der Herzog nach London, während Zach in Gotha blieb; am 17. Juli kam der Herzog in London an und war am 10. September 1786 wieder in Gotha.

damals von sich reden. Der Umgang mit Zach brachte dem Herzoge noch mehr Geschmack an der Sternkunde bei — einer Wissenschaft, die überhaupt ihre Verehrer mit unlöslichen Fesseln an sich kettet. Und wie dieser Fürst jedes Studium, welches er unternahm, immer bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit zu verfolgen strebte, so that er es auch in der Astronomie bald seinem Lehrer gleich. Seither hatte er sich an einer kleinen, auf dem Schlosse Friedenstein eingerichteten und für seine Bedürfnisse ausreichenden Sternwarte genügen lassen; auf Zachs Anregung entschloß sich der Herzog zum Bau der berühmten Sternwarte Seeberg. Auch die Herzogin begünstigte diesen Bau, wie sie sich denn überhaupt unter Herrn von Zachs eigenster Leitung der Astronomie bald so eifrig widmete, daß sie nicht nur alle ihre bisherigen Lieblingsstudien und Beschäftigungen für immer aufgab, sondern sich allmählich sogar gänzlich dem Hofe entzog, um fortan mehr als zwei Dritttheile jedes Tages unzertrennlich von astronomischen Forschungen, sowie von Herrn von Zach zu bleiben. Der Bau der Sternwarte Seeberg begann im Jahre 1787, und so entschiedenen Widerwillen ich auch gegen die Führung aller Arten von Rechnungen seit den traurigen Folgen meiner Verwaltung der Theaterkasse gefaßt hatte, — ich konnte nicht umhin, auf des Herzogs Verlangen die Baukasse des Observatoriums bis zu dessen Vollendung zu führen. Doch machte ich dabei eine vierteljährliche Abnahme der Rechnung durch einen bestallten Revisor zur Bedingung; als dieser starb und seine Stelle unbesetzt blieb, überreichte ich wöchentlich die Berechnung des empfangenen Geldes nebst den dazu gehörigen Belegen. Als Führer der Baukasse dieser 1791 vollendeten Sternwarte, weiß ich am besten, wie ansehnliche Summen Seeberg gekostet hat, und alle diese Summen gab der edle Fürst aus seinen eigenen Ersparnissen her, ohne Beiträge aus irgend welchen öffentlichen Fonds in Anspruch zu nehmen. Rechnet man dazu die hohen Preise der in England bei Ramsden und

anderen großen Meistern für diese Sternwarte erkauften Instrumente, sowie das Capital von 40,000 Thalern, das Herzog Ernst in seinem Testamente aus seinem Privatvermögen zur Unterhaltung des Instituts und zur Besoldung des Astronomen anwies (ausdrücklich wollte er die Sternwarte Seeberg als das einzige ihm zu setzende Denkmal angesehen wissen), erwägt man, daß er 1787 eigens von Hyères aus die Brera und mehrere andere Sternwarten Italiens bereiste, um, was sie Vorzügliches hatten, daheim nachahmen zu lassen, so wird man bekennen, daß der Herzog ohne Beeinträchtigung des Wohlstandes seines Landes der Astronomie größere Opfer brachte, als je ein Deutscher vor ihm gethan hat. So möchte auch wohl Herr von Zach der einzige Astronom in Deutschland gewesen sein, dem die Befriedigung aller Wünsche, jede Auszeichnung, jede Lebensbequemlichkeit auf seinem Posten so unbedingt zu Gebote stand, wie ihm. Der ehemalige Professor und Erzieher, nunmehriger Kammerherr, General und beständiger Gesellschafter der höchsten Herrschaften hatte, wenn er nicht (was gewöhnlich geschah) bei der Herzogin speiste, seine eigene, freie, reichlich besetzte Tafel, seinen Jagdzug, eine zahlreiche Dienerschaft, ein eigenes Piket zur Sicherheit, u. s. w. Alle nur erdenklichen Hilfsmittel seiner Wissenschaft waren für ihn bereit, und wenn er auch mit großen Kenntnissen als Mathematiker die Sternwarte Seeberg bezog, so wird er doch, wenn er aufrichtig sein will, bekennen müssen, daß er erst hier durch die liberalen, wahrhaft fürstlichen Unterstützungen des Herzogs (mit Instrumenten, Büchern, u. s. w.) sich zu dem ausgezeichneten Gelehrten in seinem Fache ausgebildet hat, der er geworden ist; wie er denn auch den größeren Theil seiner Berühmtheit den auf der Seeberger Sternwarte gemachten Beobachtungen und verfaßten Schriften verdankt. In einem schwarz brochirten Hefte seiner „monatlichen Correspondenz" hat er dem Herzoge nach dessen Tode Gerechtigkeit widerfahren lassen, und noch bei Gelegen-

heit seines späteren Aufenthaltes zu Hyères rühmlich seines fürstlichen Mäcens gedacht. Wie gern möchte ich gleiche Aufmerksamkeit, wie die gegen den Todten, auch bei'm Leben des Herzogs Ernst seitens des Herrn von Zach zu rühmen haben! Ich mag hier nicht den Schleier lüften, welchen der Herzog selbst über alle diese Verhältnisse zu decken pflegte, aber so viel ist gewiß: in den letzten Jahren war Herzog Ernst der Astronomie nicht mehr so eifrig ergeben, wie zuvor, und nur selten noch machte er einige Beobachtungen für sich auf der kleinen Sternwarte. Da Wankelmuth durchaus nicht in seinem Charakter lag, so mußten wichtige Ursachen ihm diese Lieblingswissenschaft verleidet haben. Edle Herzen kränkt Undank immer am tiefsten.

Übrigens war Herr von Zach nicht allein ein tiefgelehrter Mathematiker, sondern auch ein feiner, unterhaltender Gesellschafter; ein Weltmann, dem guter Ton, Witz und ein großer Reichthum an interessanten Anekdoten oder Bemerkungen jeden Augenblick zu Gebote standen; noch neuerdings brachte sein in Italien von ihm herausgegebenes französisches Journal zahllose Notizen und Nachrichten von hohem Werthe.

Soviel zunächst über den Astronomen, auf den ich noch zurückkommen muß, wenn die Rede von dem eigenthümlichen Tausche sein wird, den er unmittelbar nach des Herzogs Tode mit seiner Stellung an der Sternwarte auf dem Seeberge gegen das Amt eines Oberhofmeisters der verwittweten Herzogin — der er auch nach Genua gefolgt ist — zu treffen für gut befand. Nur muß ich noch erwähnen, daß kurz vor dem Tode des Herzogs jene bekannte, in Deutschland damals einzige Thüringische Gradmessung zur Bestimmung der Gestalt der Erde in Angriff genommen wurde; die zu dieser sehr kostspieligen Unternehmung verfertigten Instrumente rosten nun, der Himmel weiß, wo; die gesetzten Standpunkte sind längst von Bauern und Holzhauern wieder vertilgt und ausgegraben.

Bald nach der Ankunft des Herrn von Zach, im Herbste

1786, wurde endlich ein lange gehegter Wunsch der Herzogin erfüllt: ihrer Gesundheit halber einen Winter in Hyères zuzubringen. Sie brach am 30. September 1786 auf; ihr Gefolge war fürstlich. Auch zwei ausländische Damen, eine Generalin von W. nebst ihrer Tochter, sowie der Sohn des Grafen von Brühl (dieser unter Aufsicht des Astronomen, der folglich mit von der Partie sein mußte) machten einen Theil der Suite aus. Der Herzog sah sich dabei lediglich als Privatmann an, und als solcher hielt er es für seine Pflicht, die Ausgaben dieser Reise, die ihm im Grunde des Herzens zuwider war, dem Lande möglichst zu erleichtern. Er trug daher den bei weitem größten Theil der Kosten aus seinen Privatersparnissen. So handelte dieser Fürst, und so handelte er immer zu eben der Zeit, wo einige aus seiner nächsten Umgebung ihn für geizig ausschreien wollten! Da die Herzogin wegen einer Unpäßlichkeit schon in Gelnhausen eine kurze Rast machte, so kam der Herzog unterdessen auf achtundvierzig Stunden nach seinem lieben Gotha zurück, das er alsdann erst am 23. September 1787 wieder sah. Seine Erscheinung gereichte mir zur innigsten Freude, und als er wieder abreiste, trieb mich der trübe Gedanke an seine weite und lange Entfernung noch um Mitternacht an mein Fenster. Trotz der Dunkelheit hatte er mich bemerkt; aus Frankfurt schrieb er mir, wie sehr ihn meine Anhänglichkeit erfreut habe. Zugleich enthielt dieser Brief eine Nachricht, zu deren Erläuterung ich einiges vorausschicken muß. — Wie schon bemerkt, war ich der Herzogin allmählich ziemlich fremd geworden; desto räthselhafter war es mir, als ich am Abend vor ihrer Abreise plötzlich zu ihr gerufen wurde. In Gegenwart des Herzogs ertheilte sie mir den Auftrag: aus ihrem Cabinet und Wohnzimmer alle Schreibpulte und Kommoden sogleich nach ihrer Wegfahrt ausräumen zu lassen und diese Möbeln in einem besonderen Zimmer unter Verschluß zu nehmen. Als ich den Auftrag

vollziehen wollte, erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß die Herzogin selbst noch gestern alles habe besorgen lassen. Man zeigte mir ein offenstehendes Zimmer, worin alle jene Möbeln in buntester Verwirrung über und neben einander bis an die Decke geschichtet lagen; an allen Schubfächern staken die Schlüssel. Sogleich verschloß ich das Zimmer, siegelte die Schlüssel desselben ein und übergab sie, so verwahrt, der ersten Kammerfrau der Herzogin, welche auf dem Schlosse zurückgeblieben war. In dem Frankfurter Briefe des Herzogs las ich nun folgende Stelle: „Sie wissen vielleicht nicht, lieber Reichard, daß Sie alle Juwelen und Pretiosen meiner Frau unter Ihrem Verschlusse haben? Es wird Sie vielleicht diese Nachricht beunruhigen, aber da ich es selbst erst bei meiner Zurückkunft erfuhr, so glaube ich, Sie davon in Kenntniß setzen zu müssen, damit Sie für des Pfandes Sicherheit mehr Sorgfalt nehmen mögen.“ Zu diesem Zwecke rieth mir der Herzog, da ich auf keinen Fall für Einbruch und Gewalt stehen könne, der Schlüssel zu jenen Zimmern aber mehrere auf dem Schlosse seien, nicht nur ein Vorlegeschloß anzulegen, sondern auch der Thür mein Siegel aufzudrücken. Kaum hatte ich dies gelesen, so ergriff ich zweckmäßige Maßregeln, um meinen ehrlichen Ruf zu sichern. Trotz der Dunkelheit des October-Abends ging ich unverzüglich auf's Schloß zu der erwähnten Kammerfrau, die ich nebst einer anderen bejahrten vertrauten Dienerin, welche gleichfalls auf dem Schlosse wohnte, bat, mich zu begleiten, indem ich ihr zugleich die so eben erhaltene Notiz des Herzogs mittheilte. Für beide war dieselbe eben so überraschend, wie sie es mir gewesen. — In Gegenwart und unter Beihilfe jener beiden Matronen wurden nun bis tief in die Nacht alle Schubläden und Fächer der aufgethürmten Mobilien von mir durchsucht und was sich darin an Juwelen und Kostbarkeiten vorfand, herausgenommen, in einem eigenen Kästchen verwahrt und sorgfältig aufgezeichnet. Es lag alles so

bunt durcheinander, so vergraben unter allerlei Wust und so zerstreut, daß z. B. neben alten zerbrochenen Fächern ein Solitär von einigen tausend Thalern an Werth gefunden wurde, den ich beinahe weggeworfen hätte, da ich ihn bei'm Angreifen für eine Haselnuß hielt, deren mehrere in demselben Schubfache lagen. Von Armbändern, Ohrgehängen und ähnlichen Dingen war zuweilen nur das eine Stück vorhanden, während das Gegenstück fehlte, was denn alles umständlich von mir vermerkt wurde. Als das Geschäft geendigt war, nahm ich von dem angefertigten Verzeichnisse sogleich eine doppelte Abschrift, ließ beide von den zwei Kammerfrauen als Zeuginnen unterschreiben, legte die eine Abschrift in das Kästchen, welches ich mit meinem Siegel versah und in einem gleichfalls versiegelten Schreibpulte verschloß, drückte hierauf mein Siegel inwendig auf die Fenster und außen auf die Thür, und nachdem ich die Schlüssel zum Vorlegeschloß und zur Thür gleichfalls eingesiegelt und der ersten Kammerfrau wieder eingehändigt hatte, schickte ich die andere Abschrift nebst einer Erzählung der ganzen Verhandlung an den Herzog. Als dieser 1787 früher als seine Gemahlin, die noch einige Zeit in Genf verweilte, nach seiner Residenz zurückkehrte, war eine seiner ersten Fragen an mich nach dem Kästchen. Ich führte ihn zu dem Zimmer, ließ ihn alle Siegel untersuchen, die er unversehrt fand, und dann das Kästchen selbst aus seinem Verwahrungsorte nehmen. Am andern Morgen sagte er scherzend zu mir: er habe zwar alles richtig gefunden, allein an einer Gürtelschnalle seien die Brillanten in böhmische Steine verwandelt. Bei meiner Unkenntniß von Juwelen hatte ich nämlich diese Gürtelschnalle in meinem Verzeichnisse als „mit echten Steinen" aufgeführt, während dieselben unecht gewesen waren. So endete eine Begebenheit, die, hätte sie nicht diese Wendung genommen, vielleicht dazu bestimmt war, den Ruf meiner Ehrlichkeit bei dem Herzoge zu untergraben.

In die nächsten Jahre, bis 1788, fallen mehrere mittheilenswerthe Einzelnheiten aus meinem Leben, die ich gleich hier zusammenfassen will. Dahin gehört meine Bekanntschaft mit Kotzebue, der als Kind schon der Gespiele und Jugendfreund meiner Frau gewesen war;[1] sie erzählte mir, daß er schon als kleiner Junge wiederholt geäußert habe: „Ich muß Geheimrath werden und 'was im Knopfloch tragen!" Produkte seiner satyrischen Laune waren es gewesen, die ihn gezwungen hatten, sein Vaterland mit Rußland zu vertauschen;[2] so öffnete sich ihm die Bahn zu seinem Glücke. Gern gestehe ich, daß ich Kotzebue stets mit Vergnügen gelesen habe; wenn seine Schriften auch nicht alle von gleicher Güte sind — was bei einer solchen Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit ja auch nicht möglich ist — so findet man bei ihm doch immer irgend etwas, das gefällt; und wie wenige Schriftsteller giebt es, von denen man dies sagen kann! Ueberall blickt aus seinen Romanen und Schauspielen die Bekanntschaft mit der großen Welt und eine tüchtige Menschenkenntniß; daher halten sie auch die Feuerprobe der Übersetzung aus und gefallen bei allen Nationen: in London, Paris, Petersburg, Rom, Philadelphia und Tobolsk, auf großen und kleinen Bühnen Deutschlands, wie des Auslandes. Auch seine Reiseschilderungen tragen das Gepräge der diesem Schriftsteller eigenen Leichtigkeit: selbst sehr bekannten Dingen eine neue Seite abzugewinnen, und durch naiv aufgestutzte Züge und drollige Bemerkungen oder durch sarkastische Witze einzunehmen. Und welcher von unseren sonst so sehr

[1] Die Familie des Oberconsistorialraths Johann Wilhelm Seidler wohnte zu Weimar „im sog. 'gelben Schlößchen'; Wand an Wand mit der Familie von Kotzebue." („Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler," Amaliens Nichte; 2. Aufl., Berlin 1875, S. 4.)

[2] Pasquille gegen den Hof, die herzogliche Familie und die verw. Herzogin Anna Amalie zogen Kotzebue einen Prozeß zu, dessen Ergebniß ein auf Landesverweisung lautendes Urtheil war. Im Herbste 1781 ging er nach St. Petersburg.

auf ihr „Deutschthum" pochenden Federhelden hat denn zur Zeit der Glorie Napoleons den Muth gehabt, über gewisse Dinge so scharf zu urtheilen, wie er (er, das Opfer revolutionärer Hirngespinnste!) und den Ton der Verspottung so laut anzustimmen, wie Kotzebue in seiner „Biene," so lange man ihr das Umherfliegen gestattete? — Beiläufig ereignete sich 1809 mit dem Verbote der „Biene" im damaligen Königreiche Westfalen ein drolliges Mißverständniß; als dasselbe nämlich ausgerufen wurde, bezogen es die Bauern eines Dorfes auf die Bienenzucht, ihren Haupterwerb, und überreichten demgemäß eine „unterthänige Vorstellung" an den Präfekten.

Bei Kotzebues großer Beliebtheit ist es, wie man die Verhältnisse im lieben Vaterlande kennt, völlig natürlich, wenn er der Prügelknabe eines großen Theils der Meuselschen „lebenden Schriftsteller" geworden ist; auch, daß seine beißende Satyre ihm 1818 einen ganzen Schwarm Gereizter auf den Hals zog, ist in der Ordnung. Daß aber die Ergüsse seiner Feder blutig mit dem Dolche widerlegt werden sollten — wer hätte je im „biederen Deutschland" ein so feiges Bubenstück — das bleibt jeder Meuchelmord in meinen Augen — ahnen sollen, ahnen können? — Wenige Monate vor seiner Ermordung verlebte ich noch mit Kotzebue und seiner Familie ein paar genußreiche Stunden; er wußte unvergleichlich zu erzählen, denn sein Leben hatte mehr als „Ein merkwürdiges Jahr."

Friedrich Schulz, der Verfasser von „Leopoldine," die zuerst seinen Namen bekannter machte, war auch ein Jugendfreund meiner Frau, und so lernte ich ihn kennen. Er war ein origineller, feiner und hellblickender Kopf, dessen Umgang anzog. Wir wurden bald mit einander vertraut; ich sah ihn in allen Epochen seines bewegten Lebens: als er noch in Weimar privatisirte, wie nach seinen Reisen und bei seiner Rückkehr von Paris. Zuletzt sprach ich ihn nach seinem

Aufenthalte in Mitau, als er sich zu politischen Umtrieben in Warschau hatte gebrauchen lassen. Damals war sein lebhaftester Wunsch, nach Spanien zu gehen und in Valencia zu leben; mit Begeisterung setzte er mir diesen Plan in meinem Garten auseinander. Doch starb Schulz bald darauf zu Mitau, im September 1798; wie man sagt: unter Verirrungen des Verstandes.

Hier muß ich auch des Professors F. L. W. Meyer, gewöhnlich der „Harburger" zubenamset — er hat 1819 eine Lebensbeschreibung des würdigen F. L. Schröder verfaßt — herzlich gedenken; meine „Bibliothek der Romane," meine „Olla Potrida" u. s. w. verdanken einige ihrer vorzüglichen Zierden — ich erwähne nur Cazottes „Biondetta" in ersterer[1] — seiner freundschaftlichen Unterstützung, wie auch sein am 29. November 1795 verstorbener jüngerer Bruder meine Theater-Kalender mit Beiträgen bereicherte. Treuherzige Freundschaft und die ganze Ueberlegenheit eines fein gebildeten, reich veranlagten Geistes sind die Hauptzüge seiner Wesenheit. Hochgeachtet lebt er in der Gegend von Hamburg; ich bin überzeugt, daß seine Theilnahme an meinen und meiner Familie Schicksalen stets unverändert bleiben wird. So zeigte er sich mir 1810 bei seiner letzten Reise durch meine Vaterstadt, wo er mir eine gar wohlthätige Erscheinung war.[2] — 1791 im Spätsommer, als die europäische Coalition

[1] Cazottes Novelle „Le diable amoureux," in welcher die Schöne, in die sich der Teufel verwandelt hat, Biondetta heißt, erschien in Reichards „Bibliothek der Romane," Bd. III—V (Berlin 1779—80) unter dem Titel: „Teufel Amor. Erzählung nach Cazotte bearbeitet;" dann 1780 in Berlin (bei Himburg) als Buch unter dem Titel: „Biondetta. Aus dem Französischen des Cazotte."

[2] F. L. W. Meyer selbst schildert seinen damaligen Besuch in Gotha (der Freund F. L. Schröders durchreiste in dessen Auftrage und auf dessen Kosten Deutschland, um die vaterländischen Bühnen mit Rücksicht darauf zu prüfen, ob er taugliche Schauspieler für das Hamburger Theater fände, welches Schröder am 1. April 1811 wieder übernahm) in seinen noch vorhandenen Aufzeichnungen wie folgt: „Donnerstag 9. August 1810;

gegen Frankreich schon wie eine drohende Wetterwolke am politischen Horizonte hing, befand sich Meyer zu Paris, wo er Augenzeuge des Schreckens war, welchen der bloße Gedanke an einen Anmarsch der verbündeten Heere, mit denen sich die Neufranken damals noch nicht gemessen hatten und denen ihr alter Kriegsruhm noch voranging, in der französischen Hauptstadt verbreitete. Wären, als es zur Campagne in Frankreich kam, die Maßregeln der Anrückenden besonnener, namentlich die Verbündeten unter sich aufrichtiger und fern von thörichter Eifersucht gewesen, so würde der Zweck des Feldzuges vollständig erreicht worden sein, denn Marat, Robespierre und andere Stimmführer des allmächtigen Jacobinerclubbs waren längst entschlossen, Paris zu verlassen und den Hauptsitz der Republik nach Marseille zu verlegen, sobald eine feindliche Armee sich in die Ebene von Chalons ergösse. Die Ereignisse von 1814 und 1815 haben gezeigt, welche wichtigen Folgen eine Besitzergreifung von Paris für ganz Frankreich hat.

Nachts gegen 10 Uhr Ankunft in Gotha. Abgetreten im Mohren. Freitags den 10. August: Rath Ewald, Kriegsrath Reichard, Madame Ettinger, die alten Freunde. Mit Reichard in den Freimaurerclubb. Das Local nicht groß, aber hübsch (folgen Maurer-Notizen ohne Interesse). Viel Herzlichkeit, viel zuvorkommende Offenheit, viel Humanität, auch gegen die dienenden Brüder. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich gegenwärtig auf 72, unter ihnen befindet sich auch der schöne und liebenswürdige Concertmeister Spohr. — Hernach führte mich Reichard in den literarischen Clubb, wo besonders Generalsuperintendent Löffler einen sehr angenehmen und achtbaren Eindruck auf mich machte. — Sonnabends am 11. August Besuch bei Madame Gotter. Ich finde sie gesünder, hübscher, fröhlicher als jemals. Die jüngste Tochter, Pauline, ist sehr hübsch geworden; die älteste zeichnet sehr gut und soll allerliebste Verse machen. — Sonntags am 12. August Besuch bei Herrn v. Goechhausen, Reichards Schwiegersohn, einem artigen, gebildeten Manne. Seine Frau ist klein, aber naiv und liebenswürdig. Thee bei Madame Gotter, wo außer ihren drei Töchtern auch Mad. Ettinger und Minchen Bertuch waren. Die Unterhaltung sehr geistreich und gebildet, ohne zum Spiel seine Zuflucht zu nehmen." — Montags am 13. August früh reiste Meyer von Gotha wieder fort. Vergl. „Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer," II, 121.

Aber nicht nur ein geistreicher Erzähler, sondern auch ein sehr glücklicher Dichter war Freund Meyer. Leider habe ich das Exemplar seiner als Handschrift für Freunde gedruckten Poesieen nicht bei der Hand, sonst würde ich der Versuchung nicht widerstehen, sein schönes Gedicht „Alla pietà“ hieher zu setzen, mit dem er seinen ersten Eintritt in Italien begrüßt hatte; ein Gedicht, das die Fülle seiner Gefühle in diesem Augenblicke lebendig und ergreifend wiedergibt.

Habe ich im Vorstehenden die Träger dreier ehrenvoll bekannten Namen flüchtig skizzirt, so reihe ich dieser Schilderung noch diejenige zweier literarischer Abenteurer aus jener Zeit an, deren erster ein gewisser Gesellius war. Er reiste umher, um Subscribenten auf ein von ihm zu verfassendes Werk zu sammeln, das er bescheiden: „Reisen eines Genies“ betitelt hatte. Als ich mit Gotter nnd anderen Freunden zusammenkam und wir uns von Gesellius erzählten, waren wir verwundert, einander die nämlichen Worte aus seinem Munde zu wiederholen; endlich merkten wir, daß er eine pathetische Rede auswendig gelernt und solche überall hergesagt haben mußte. Sie schloß damit, daß er in seinen Busen griff und einen in Pappe gebundenen Brief von Wieland hervorzog, mit welchem dieser dem Gesellius verschiedene für den „Merkur“ eingesandte Gedichte zurückgeschickt und ihm angerathen hatte: „dem Dichterhandwerk zu entsagen, weil ihm jede Anlage dazu fehle.“ Im ersten Anfalle des beleidigten Autorstolzes hatte Gesellius den Wielandschen Brief offenbar in Stücke zerrissen; dann aber, in der Erwägung, daß das Schreiben ihm vielleicht noch nützen könne, die Fetzen sorgfältig wieder zusammengeleimt. In dieser geflickten Gestalt überreichte er nun den Brief, als „einen Beweis, daß er mit Wieland in Correspondenz stehe!“ Und wirklich hatte dieser Gesellius durch seine dreiste Unverschämtheit das Glück, in Gotha zahlreiche Unterschriften zu erlangen, theilweise sogar solche von Personen, die sonst nie

in ihrem Leben auf eine Schrift subscribirt hatten, ihm aber willig ihre Speciesthaler vorausbezahlten, ohne — soviel mir bekannt geworden ist — je eine Zeile dafür zu Gesicht zu bekommen.

Der zweite Abenteurer trat feiner auf, als Gesellius, hatte auch mehr Bildung und Kenntnisse, so daß er als Privatsecretär bei dem Obermarschall von Studnitz fungiren konnte, der zuweilen solche geniale Sonderlinge — doch immer nur auf kurze Zeit — um sich zu haben liebte. Ich rede von dem sogenannten „Marchese Groke," vormals Jesuit und eigentlich Grosing geheißen, dessen spanisches Marquisat (ein richtiges Château d'Espagne!) nirgends vorhanden war, als auf den Titeln seiner Bücher. In Gotha war es, wo dieser Großing seinen „Rosen-Damen-Orden" aushekte, und nun erlebte ich einen schlagenden Beweis dafür, wie leichtgläubig namentlich die Vornehmen oft sind, und wie gern sie nach kindischem Spielwerk haschen. Großing, dessen Orden anfangs kein Mitglied zählte, als ihn selbst mit seinen auffallenden Titeln, während daneben einige klangreich tönende, aber von niemand gekannte Namen angeblich hochstehender Damen als Theilhaberinnen verzeichnet waren, sah sich — besonders nachdem sein „Rosenblatt von und für Damen" gegründet war — bald mit vielen wirklichen Gräfinnen und Damen vom höchsten Range in Verbindung, die sich von ihm Diplome und Mitgliedspatente ausstellen ließen und solche Hirngespinnste mit Gold aufwogen! — Etwa ein halbes Jahr lang war der „Marchese" Secretär bei dem Obermarschall; dann hatte die Herrlichkeit ein Ende. Unerwartet schnell verschwand Großing aus Gotha; sein weiteres Schicksal ist mir unbekannt. Es hieß einmal, er sei in Ungarn bei einer Rosendame gestorben.[1]

[1] Franz Rudolf Großing, geboren zu Komorn, starb laut C. v. Wurzbachs biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich (V, 375) erst am 12. October 1830 zu Graz.

11.

Von vier Prinzen, welche dem Herzog Ernst geboren wurden, waren 1788 nur noch zwei am Leben. — Bei der Geburt des vierten hatte der Herzog mit froher Zuversicht gesagt: „Nun hoffe ich, ist für die Erhaltung meines Hauses gesorgt!“ Der Himmel wollte es anders. Prinz Ludwig, eben dieser jüngste Sohn, starb bereits fünf Tage nach seiner Geburt, am 26. October 1777; der älteste, Erbprinz Ernst, wurde nur neun Jahre alt. Sein Tod, 1779, blieb ein schmerzlicher Verlust, denn dieser Prinz — der einzige von allen, der die Züge seines vortrefflichen Vaters trug — war ausgezeichnet durch Begabung, großen Fleiß und seltene Gutmüthigkeit. Gewiß würde er dem Herzog Ernst auch an Charakter völlig ähnlich geworden sein, wären seine schönen Anlagen zur Reife gediehen. Ein prunkloses Denkmal auf der Insel im Park erinnert an die beiden dahingeschiedenen Prinzen; „Quies Ernesti et Ludovici, carissimorum E. D. S. G. et Charlottae filiorum“ verkündigt die einfache Inschrift.

Die beiden am Leben gebliebenen Prinzen, später die letzten Regenten von Sachsen-Gotha und Altenburg, August und Friedrich, standen zuletzt unter der Leitung eines Herrn von der Lühe, der lange als Aufseher an der Militärakademie zu Stuttgart angestellt gewesen war. Es leben noch sehr Viele, die es sich nicht ausreden lassen, daß Herr von der

Lühe zu jedem anderen Amte, außer zu dem eines Prinzen-Erziehers getaugt habe; jedenfalls waren ihm aber Rechtlichkeit, Herzensgüte und grader Verstand nicht abzusprechen. Seine Frau verband diplomatisch-feine Weltkenntniß mit großer Geistesbildung; auch als Dichterin ist sie — unter ihrem Geburtsnamen Fräulein von Brandenstein — aufgetreten. Ihr Haus war ein Sammelplatz ausgezeichneter Fremden; hier lernte ich (denn wir verkehrten mit der Familie) Frau von der Recke kennen, als sie mit dem Maler Reinhart Italien zum erstenmale bereiste. Herr von der Lühe spielte auch eine bedeutende Rolle bei geheimen Ordens-Verbindungen; auf seine und Bodes Veranlassung trat die Gothaische Loge am 10. December 1784 unter dem Namen „Zum Kompaß" zu dem eklektischen Bunde über, bei dem sie bis 1790 blieb.

Da Herr von der Lühe wünschte, die Prinzen für einige Zeit von ihrer Heimath zu entfernen und ihre Erziehung im Auslande zu vollenden (er schlug dazu Genf vor), so willigte der Herzog 1788 in eine Trennung von seinen Kindern, so weh ihm diese auch that. Die Prinzen, Herr von der Lühe und dessen Frau, begleitet von dem zweiten Instructor, Herrn von Bridel, brachen daher nach der Schweiz auf, worüber letzterer, als ein geborner Waadtländer, besonders vergnügt war. Bruder jener Bridel, die sich durch ihre Schweizer Schriften einen ehrenvollen Namen gemacht haben und mit denen auch ich in stets mit Vorliebe gepflegter literarischer Verbindung stand, ist der gleichfalls als Schriftsteller hochgeschätzte Gothaische Bridel[1] stets ein treuer Freund meiner Familie geblieben. Vom Herzog August erbat er sich die Erlaubniß, seinen Adel erneuern zu dürfen; später, als er den Herzog Friedrich von Rom abholte, fügte

1 Samuel Elisée. Er starb als Geh. Leg.-Rath am 7. Januar 1828 zu Gotha „im angetretenen 67. Jahre seines Alters", wie die Todesanzeige im Allg. Anz. d. Deutschen, 1828, I, № 11, S. 110 sagt.

er nach aufgefundenen alten Urkunden seinem bisherigen Namen noch den italienischen: Brideri, hinzu. Während er treu an Gotha hing, verließ Herr von der Lühe nach seiner Rückkehr von Genf den Dienst unseres Fürstenhauses, um Oberamtmann in seinem Vaterlande Mecklenburg-Schwerin zu werden. Die Vermählung der ältesten Prinzessin dieses Landes mit dem Erbprinzen August von Gotha, dem ehemaligen Zögling des Herrn von der Lühe, ward durch letzteren eingeleitet.

Im Jahre 1788, als die Prinzen ihre Reise nach Genf angetreten hatten, beschenkte mich meine Frau am 4. Mai mit einer Tochter, Charlotte. Die kleine, aufkeimende Menschenpflanze wurde uns der Gegenstand größter Zärtlichkeit und ist es immerfort geblieben; Charlotte ihrerseits hat trotz ihrer Jugend meiner Amalie durch treue Wartung in den Jahren der Schmerzen die frühere mütterliche Sorgfalt hingebend vergolten. Eine Herzensneigung verband sie drei Jahre nach dem Tode meiner Gattin mit Carl Emil Constantin von Goechhausen, der bis 1806 in preußischen Kriegsdiensten gestanden hatte; Herzog August, der ihn schätzte, ernannte ihn zu seinem Kammerherrn und wirklichem Kammerrath. Seine Familie stammt ursprünglich aus Schweden; seinen Vater habe ich gelegentlich schon genannt. Von diesem, der — gleich meinem Schwiegersohne — als Schriftsteller thätig gewesen ist, besitzen wir ein Werk: „M... R...,“ oder Meine Reisen; außerdem ist er Verfasser vieler polemischer Schriften aus der Revolutionszeit. Die Gleichheit unserer Meinungen machte mich schnell mit ihm bekannt, wie ich denn auch die Ehre hatte, zu Custines Zeiten zugleich mit ihm auf einer Guillotineliste zu stehen. Am 23. März 1824 starb er, 84 Jahre alt, zu Eisenach in den Armen seines Sohnes; einst Page des Prinzen Heinrich von Preußen, hatte er den siebenjährigen Krieg unter Friedrich dem Großen, dem Regimente des alten Dessauer angehörend, mitgemacht

und konnte ehrenvolle Wunden aufweisen. Dann trat er in Weimarische Civildienste; als er starb, war er Geheimrath und Comthur des Falkenordens. Unter seinen Papieren fand sich eine Art von Tagebuch vor, das mit seinem Austritt als Page beginnt und bis in den siebenjährigen Krieg und noch etwas später hinaufreicht. Geschrieben mit der kräftigen Hand, die Goechhausen dem Vater eigen war, enthält dies Tagbuch eine Menge bezeichnender und wichtiger, bisher unbekannter Bemerkungen eines thätigen Augenzeugen jenes großartigen Geschichtsabschnittes und gewährt überhaupt vielfach werthvolle Aufschlüsse.

Oben sprach ich von der Durchreise des Herrn von Salis; der Tag derselben ist mir noch dadurch unvergeßlich geblieben, daß meine Amalie an eben diesem Tage den ersten Anfall des heftigen Magenkrampfes erlitt, welchem sie später unterliegen sollte. Da diese Anfälle immer bedrohlicher wurden, so schlug der Arzt den Gebrauch des Karlsbades als eines erprobten Hülfsmittels vor, und so reisten wir im Juli 1790 dahin ab. Die Gegend, welche wir von unserm letzten Nachtlager Schneeberg bis nach Karlsbad durchfuhren, war wild, aber doch schön; die vielen Schmelzhütten und Hammerwerke, die den Wald durch ihre verzehrenden Feuergluthen immer mehr lichten, erhöhten das Reizvolle der romantischen Landschaft. Der Weg, ohne gefährlich zu sein, war für jedes Fuhrwerk doch äußerst beschwerlich; große Dürftigkeit herrschte augenscheinlich in den Hütten der Arbeiter, deren ganzer Reichthum in einem großen Segen an Kindern zu bestehen schien, die — oft ganz nackt — vor den Thüren der niedrigen Hütten meist mit Spitzenklöppeln beschäftigt saßen. Hinter Neudeck, auf einer Anhöhe, zeigte uns der Postillon das Egerthal und zwischen einer Bergkluft einige in Rauchwolken gehüllte weiße Häuser — das war Karlsbad! Die erste Einfahrt durch schmale Gassen, gebildet durch altersschwache Häuser, war nicht ermuthigend;

auf dem Markte jedoch, als wir die alte Wiese mit ihren Brunnen-Terrassen und ihrer prächtigen Häuserreihe erblickten, nahm unsere Zufriedenheit wieder zu. Die Wiese, deren Name von ihrer ehemaligen Gestalt herrührt, war schon damals ein Platz, der eine große Stadt geziert haben würde, und wegen ihrer freien Lage ebenso gesund wie anmuthig. Hier pflegten daher die meisten Badegäste ihre Wohnung zu wählen; auch ich fand da in den vorzüglich empfohlenen „Drei Staffeln" mein Quartier.

Der Aufenthalt ward uns durch angenehme Bekanntschaften, welche wir knüpften oder erneuerten — auch Amaliens Freundin, die Hofdame von Waldner aus Weimar zählte zu den Kurgästen — je länger, desto angenehmer; Lustbarkeiten aller Art, an denen jeder auf vollkommen zwanglose Weise Theil nahm, trugen dazu bei, das Vergnügen allerseits zu erhöhen, wie ich dies in den drei „Briefen aus Karlsbad" näher geschildert habe, welche im siebenten Bande meiner „kleinen Reisen" [Seite 248—268] abgedruckt sind.[1] Die Erfolge der Kur meiner Amalie waren vorzüglich; leider sollten sie theilweise wieder vernichtet werden durch die überstürzte Hast unserer Rückreise. Wir erhielten nämlich die Nachricht: unser Töchterchen sei erkrankt, und anscheinend nicht unbedenklich; in Folge davon brachen wir schleuniger auf, als es sonst geschehen wäre, und reisten mit doppelter

1 Die Kurliste war — geschrieben; man abonnirte darauf mit zwei Gulden für die Kurzeit. Vier Zeitungen wurden, gegen ein geringes Abonnement, von der Post geliefert; auch hatte ein Bücherkrämer seine Bude aufgeschlagen, verkaufte aber fast nur Nachdrücke. Ein Schauspielhaus war neu erbaut, doch fehlte eine spielende Truppe; der Maler hatte die neun Musen auf den Vorhang gemalt, jede mit einem Sprudelbecher in der Hand, als sinnige Anspielung auf Karlsbad! Offene Wirthstafeln gab es nicht; wer reiten wollte, mußte sein Pferd selber mitbringen; zum Fahren stellte die Post, auch wohl die Bauern der Umgegend, Chaisen. Den Ankommenden begrüßte die Thurm-Musik, welche einen Gulden kostete. Am Sprudel wurden ungescheut Hühner gebrüht, Wäsche gewaschen u. s. w. u. s. w.

Geschwindigkeit. Glücklicherweise war unsere Sorge unnöthig gewesen; nichtsdestoweniger faßte ich den festen Entschluß: der Möglichkeit einer so peinlichen Ungewißheit nie wieder Raum zu lassen sondern meine ganze Familie auf jeder Reise immer mitzunehmen; ein Vorsatz, den ich später nach Möglichkeit treu ausgeführt habe.

Im Verlaufe der Darstellung werde ich des Karlsbades noch öfter gedenken müssen; schon hier fasse ich jedoch das interessanteste über die ausgezeichneten Menschen zusammen, welche ich zu verschiedenen Zeiten dort traf und deren Bekanntschaft viel dazu beitrug, mir den Ort lieb und werth zu machen. Der erste dieser Menschen ist der edle Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänckendorf, als Schriftsteller bekannt unter dem Namen „Arthur von Nordstern;" ein Liebling der Musen und bewährt als Anhänger der ernsten Wissenschaften, dabei ausgezeichnet durch Biederkeit und Herzensgüte. Seine Verdienste um das Königreich Sachsen, welches das Glück hat, ihn als Minister zu besitzen, seine segensreiche Mitwirkung bei den Armee-Einrichtungen des Landes, seine wahrhaft väterliche Fürsorge für die Irrenheilanstalt auf dem Sonnensteine bei Pirna und ähnliches, wodurch er in seinem ausgebreiteten Wirkungskreise das Gute befördert hat, für das er geschaffen ist, wird einst die Geschichte würdigen; ich habe es nur mit dem liebenswerthen Menschen, dem reichbegabten Dichter zu thun. Noch verwahre ich in der Handschrift seinen schönen „Hymnus an die Nymphe Karlsbads:"

„Deren Haupt in Sonnenstrahlen,
Deren Fuß in Klüften weilt;
Deren Hand aus vollen Schalen
Neues Leben uns ertheilt" u. s. w.

Zu Karlsbad war es auch, wo ich, im Sommer 1791, Schillers freundschaftlichen Umgang mehrere Wochen lang

genoß; leider war der große Dichter schon damals so kränklich und hinfällig, daß ich seinen Tod weit früher erwartete, als er erfolgt ist; aber merkwürdig war es, wie in dieser gebrechlichen Hülle der Feuergeist aufloderte, sobald ein Gegenstand ihn ergriff; wie beredt dann seine Zunge wurde und wie hellglänzend die schönen, seelenvollen Augen! Schiller war eine jener Erscheinungen, die sich unauslöschlich in das Gedächtniß prägen, und deren Bild man nie vergessen kann, sobald man es einmal erblickte.

Den österreichischen Staatsminister Grafen Lehrbach — den angeblichen Urheber des Rastatter Gesandtenmordes — lernte ich ebenfalls in Karlsbad kennen; er ist 1805 in der Vollkraft seiner Jahre gestorben. Aber unvergeßlich ist mir seine Güte, deren er mich dauernd würdigte; sein heller Blick, sein scharfer Verstand und sein richtiges Urtheil machten mir jede Stunde, die ich mit ihm zubringen konnte, zu einem Gewinn. Ohne seinen Mannesmuth wäre Tyrol schon 1796 genommen worden; statt, gleich anderen Beamten, feige die Flucht zu ergreifen, stellte Lehrbach sich an die Spitze des gutmüthigen, treuen und wie seine Felsen unerschütterlichen Bergvolkes, dem er nun siegen half. Zum letzten Male sprach ich ihn zu Eger, auf einer Durchreise; seine Unterhaltung war zu allen Zeiten reich an merkwürdigen Aufschlüssen aus der neuesten Geschichte, wie das nicht anders sein konnte bei einem Staatsmanne, der an den Quellen geschöpft hatte. So erinnere ich mich einer Erzählung des Grafen aus der Zeit seiner diplomatischen Thätigkeit zu Berlin; hier wurde er gewahr, wie die Minister, wenn sie auch heute in den Berathungen mit ihm über einen Gegenstand einig geworden waren, doch gewöhnlich am nächsten Morgen plötzlich umgeschwenkt hatten. Graf Lehrbach entdeckte, daß daran die Rücksprache Schuld war, welche die Herren inzwischen mit einigen bekannten Cabinetsräthen zu nehmen pflegten; bei der nächsten Berathung sagte er daher ganz trocken zum

Grafen Haugwitz: „Wollen Sie nicht lieber die Cabinetsräthe N. und X.“ (er nannte die Namen) „rufen lassen, damit ich gleich mit ihnen rathschlage? Dann weiß ich doch, woran ich bin, und Excellenz kommen nicht in den Fall, sich zu widersprechen!“ Das Urtheil des Grafen Lehrbach über Weishaupt, zu oder kurz nach dessen Epoche er österreichischer Gesandter in München gewesen war, habe ich schon oben mitgetheilt.

Zuletzt komme ich auf einen Mann, über den in Karlsbad nur Eine Stimme des Lobes und des Dankes ist: auf den nun auch verstorbenen Lord Findlater. Wer Karlsbad kennt, weiß, daß er der wohlthätige Schutzgeist und das Hauptwerkzeug der neuen Verschönerungen dieses berühmten Badeortes war; theils unterstützte er die Beamten durch seinen Rath, theils aber — und vorzüglich! — durch seine Geldmittel, die er mit wahrhaft brittischer Freigebigkeit zu Gebote stellte, so daß die Summen, welche er auf neue Anlagen von Spaziergängen, Gebäuden u. s. w. verwendet hat, (ich erinnere nur an den „Tempel der Dankbarkeit,“ den Findlater sinnig der österreichischen Regierung für die ihm in ihren Ländern gewährte zuvorkommende Aufnahme widmete) sich nach Tausenden beziffern. Hatte er doch, als ich das letzte Mal in Karlsbad war, auf seine Kosten einen eigenen Baumeister aus Dresden verschrieben, damit derselbe bei der beabsichtigten Veränderung des Neubrunnens mit Rath und That an die Hand gehen möge! Eine besondere Vorliebe zeigte Lord Findlater auch für die Landwirthschaft; verschiedene Schriften, die dahin einschlugen, ließ er auf seine Kosten übersetzen, drucken und austheilen. Ein ähnliches Unternehmen erwarb mir sein Vertrauen; als nämlich das Condésche Corps sich auflöste und zum Theil in die Krim und in andere Steppenländer auswanderte, um sich dort anzusiedeln, kam der Lord auf den Gedanken, eine neue Ausgabe von Phil. Millers bekanntem Gärtnerlexikon in französischer Sprache

und in handlicher Form für die russisch-französischen Colonieen zu veranstalten. Mich erkor er zum Bearbeiter und Herausgeber, und da er sah, wie ich mich dem Werke mit rastloser Hingabe widmete, so veranlaßte er den Baron Grimm, an Katharina die Große um Unterstützung dieses Dictionnaire agronomique zu schreiben.[1] Wirklich bewilligte die Kaiserin sogleich aus ihrer Schatulle die Übernahme der Druckkosten; der Druck begann also zu Gotha unverzüglich unter meiner Aufsicht. Acht Bogen vom A waren fertig, als der plötzliche Tod der Kaiserin [17. November 1796] alles niederschlug; statt der von diesem Unternehmen gehofften Vortheile hatte ich nun den Schaden der bereits aufgewandten Druck- und Papierkosten; an Grimm oder den Lord mich um deren Erstattung zu wenden, war wider meine Denkungsart. Ich schlug also meine gehabte grenzenlose Mühe und meine Auslagen in die Schanze, verkaufte das Papier und die fertigen Bogen als Makulatur und behielt nur ein Exemplar zum Andenken. Hätte ich die Großmuth des Lord auszunutzen gewußt, wie dessen Koch Fischer, so wäre vielleicht für meine vieljährigen Arbeiten in seinen Angelegenheiten mir nach seinem Tode auch eine Vergeltung zu Theil geworden. Jenen Fischer brachte ich in Findlaters Dienste; der Lord schrieb mir nämlich nach Gotha und bat mich, ihm einen geschickten Koch aus der Hofküche zu empfehlen. Ich schlug Fischer vor, dessen Vater (Oekonom im herrschaftlichen Garten zu Molsdorf) ich gut kannte; der Lord genehmigte die Anstellung, ich packte Fischer auf die Post, und sein neuer Herr war mit ihm so zufrieden, daß er ihn bald zum Haushofmeister und endlich zu seinem Secretär machte, ja, ihm sogar ein Gut kaufte. Nach Lord Findlaters Tode erbte Fischer dessen Haus in Dresden nebst der herrlichen Villa

[1] Auf diese Angelegenheit bezieht sich offenbar der Brief Grimms an Reichard: „Francfort, 7. Août 1792," in J. G. Forsters Briefwechsel II, 209.

bei dieser Stadt; dazu kamen noch beträchtliche Legate von seinem Vermögen in England, worüber allerdings ein Proceß mit des Lords Verwandten entstand, der aber 1822 zu Gunsten Fischers entschieden wurde, welcher darauf 55,000 Pfund Sterling baar in Empfang nahm.

Zu den vielen merkwürdigen Personen, die ich durch Findlater kennen lernte, gehörte auch die einige Zeit nachher so viel genannte Frau von Krüdener. Im ersten Jahre unserer Bekanntschaft war sie vier Wochen lang der einzige Brunnengast, der, außer mir, den Schloßbrunnen trank. Sie war nicht schön, aber eine angenehme, lebhafte, geistreiche Frau; nie hätte ich damals in der Weltdame und Verfasserin der „Valerie" — die spätere Bußpredigerin und Missionärin auch nur entfernt mir träumen lassen.

12.

Das Räthselhafte der oben von mir erwähnten Aeußerung meines Freundes Schweizer war durch den Ausbruch der Revolution in Frankreich, 1789, gelöst worden; im Auslande nahm eine zahlreiche Menge von Menschen je nach ihrer Stimmung und Meinung Partei bei diesem Ereignisse, welches von der Vorsehung ausersehen war, die alte Welt aus ihren Angeln zu heben. Herzog Ernst, der Freund der Freiheit, der Anhänger der Verfassungen der Schweiz und der Nordamerikanischen Staaten, welcher trotz seiner nahen Verwandtschaft mit dem englischen Hofe[1] „weil ihm das Blut seiner Unterthanen nicht feil sei," alle Hilfsgelder und Anträge stets hartnäckig zurückgewiesen hatte, die ihm — wie Hessen, Braunschweig, Württemberg und anderen deutschen Staaten — zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges von England für die Ueberlassung von Truppen wiederholt geboten wurden, — Herzog Ernst neigte sich anfangs durchaus der Sache des Tiers-État zü, aber bald empörten ihn die ausgeübten oder doch geduldeten Mordthaten und die zahllosen unnützen Grausamkeiten. Sein Abscheu stieg, je erschreckender allmählich Ungerechtigkeit, Raub,

[1] Der seit dem 25. October 1760 regierende König Georg III. von England war ein Vetter Herzog Ernsts; des Königs am 8. Februar 1772 zu London verstorbenen Mutter, Auguste, Prinzessin von Wales, war eine Prinzessin von Gotha, Herzog Friedrichs III. Schwester, Herzog Ernsts Tante.

Fanatismus blutiger Willkür und despotischer Gewalt hinter der gleißnerischen Tünche von „Gleichheit und Freiheit" hervorgrinste, und sein biederes deutsches Herz litt um so empfindlicher, je mehr unser Vaterland durch jene Greuel in Mitleidenschaft gezogen wurde. 1792, als der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen war, konnte er seiner Verbindlichkeit, als Reichsfürst ein Contingent zu stellen, sich freilich nicht entziehen; aber der Gedanke, auch nur Einen seiner Unterthanen auf solche Weise zu verlieren, war ihm so schrecklich, daß er beständig auf Mittel sann, seine eigenen Wünsche mit seiner Pflicht schicklich zu vereinigen. Er fand sie, indem er es dahin brachte, daß ihm gegen Zahlung bedeutender Summen die wirkliche Stellung von Truppen mehrere Jahre nach einander erlassen wurde; er that also das grade Gegentheil jener Landesväter, welche Menschen für Geld hingegeben hatten. Als die Fortdauer des Krieges eine Änderung dieses Abkommens erheischte, schloß der Herzog [am 5. December 1794] eine Convention ab, derzufolge er Cavallerie statt der Infanterie stellte, und zwar für drei Infanteristen einen Dragoner. Thümmels Erzählung: daß der Herzog bei dieser Gelegenheit Denen, welche ihm die weit größere Kostspieligkeit der Ausrüstung Berittener vorhielten, erwiedert habe: „Ich will lieber Geld und Pferde verlieren, als Menschen," ist vollkommen richtig, und wirklich wurden von Gothaischer Seite, statt etwa 1600 Mann Infanterie, nur 536 Reiter zur Reichsarmee gestellt.[1]

Mir selbst war die französische Revolution zwar nicht ganz gleichgiltig, aber ich fühlte auch nicht den mindesten Trieb, mich dafür oder dagegen zu erklären. Das Auftreten einzelner Emigranten wurde für mich sogar jezuweilen belustigend; so z. B. erschien eines Tages bei mir ein französischer Graf mit seinem Kammerdiener, der eine große Rolle

[1] Vergl. hierzu den schönen Brief des Herzogs an seinen Sohn: Beck, Ernst II, 20 fg.

unter dem Arme trug, welche er, auf einen Stuhl tretend, ganz wie Leporello das Sündenregister seines Herrn, ablaufen und so mein ganzes Zimmer einnehmen ließ. Diese Rolle war — des Grafen Stammbaum! — — Als jedoch gegen Ende des Jahres 1790 die Umtriebe zur Untergrabung des glücklichen Zustandes der freien Schweiz immer mächtiger und mächtiger wurden, gab mir meine Anhänglichkeit für dieses Land und meine Ueberzeugung von den niedrigen, verworfenen Absichten der Aufwiegler die Feder in die Hand. So entstand meine erste Gegen-Revolutions-Schrift: „Zuruf eines Deutschen an patriotische Schweizer; Deutschland 1790. 8⁰." In zwei Stunden der Begeisterung war dies Flugblatt niedergeschrieben; ein Erguß meines Herzens an Schweizer Herzen, fern von jeder Nebenabsicht. Wahrer kann daher nichts sein, als die Stelle darin: „Verzeiht mir, biedere Helvetier, diesen Zuruf; wenigstens war Wohlmeinen seine Quelle, und nichts kann ihn euch verdächtig machen. Seht, ein Fremdling thut ihn zu Euch, der unter Euch zu wohnen wünschte, aber nicht unter Euch wohnt; der nichts in Eurem Lande zu gewinnen, nichts zu verlieren hat; den kein Eigennutz, kein Privatvortheil — nur Theilnahme an Eurem Glücke trieb; den kein anderer Wunsch beseelte, als der Wunsch für die Erhaltung Eurer Verfassung, des schönsten Denkmals der Freiheit und Menschheit!" Diesen Zuruf ließ ich zwölfhundertmal auf meine Kosten drucken, schrieb einen gleichlautenden Brief an die Regierungen der Cantone Zürich, Bern, Luzern, Basel, Solothurn und Freiburg, packte jedem Briefe einige hundert Exemplare bei, und bat um die Erlaubniß: diesem Flugblatt die Ehre der Austheilung zu gönnen. Diese sechs Packete verschloß ich in eine Kiste mit der Adresse des Pfarrers Philipp Bridel, meines literarischen Freundes, der damals zu Basel im Amte war; er sollte von dort aus desto sicherer die Einzelversendung besorgen. Er that es gern, und der Erfolg überraschte mich. Die Cantone

Zürich, Luzern, Basel und Solothurn schickten mir feierliche Danksagungsschreiben zu, welche mit dem großen Cantonssiegel versehen, die Unterschrift der Staatshäupter trugen; Bern und Freiburg ließen mir durch den Staatssecretär danken. Basel und Bern hatten goldene Schaumünzen, Zürich ein Exemplar des Abdrucks beigefügt, den dieser Canton von meiner Schrift zum Zwecke einer desto zahlreicheren Vertheilung hatte anfertigen lassen; ich war als Verfasser auf dem Titelblatte genannt. In der Folge habe ich noch in meinen Revolutions-Almanachen verschiedene Aufsätze über die politischen Ereignisse in der Schweiz veröffentlicht; einzeln ließ ich nur noch einen Aufsatz drucken: „An den gesunden Menschenverstand der Schweizer. Zuzug eines Schweizerfreundes im Auslande. Februar 1799. 8°." Dies Flugblatt ist gar nicht, oder doch sehr wenig bekannt geworden; entweder ging das Packet verloren, oder die Furcht unterdrückte die Vertheilung. Eine andere Arbeit von mir, im Mai 1799 in Bezug auf die gährende Schweiz verfaßt: „Wilhelm Tell und die Altväter aus jener Welt an ihre eidgenössischen Nachkömmlinge aus dieser!" erschien in dem Journal „Zeitblätter."[1]

Wende ich nun von den Welthändeln den Blick wieder auf unser friedliches Gotha, so muß ich berichten, daß 1791 und 1792 die englischen Anlagen auf den abgetragenen

[1] Anscheinend ein Irrthum Reichards. Es erschienen: „Zeitblätter, neue, 3 Hefte, Deutschland und Göttingen (bei Dieterich)" im Jahre 1795. Irgend etwas anderes, das hieher gehören könnte, führt Kaysers Index nicht auf. In jenen „neuen Zeitblättern" nun steht ein Aufsatz von Reichard unter dessen Namen überhaupt nicht; eben so wenig etwas ohne Namen, oder unter anderm Namen über „Wilhelm Tell" u. s. w. Dagegen steht dieser Aufsatz im Revolutions-Almanach für 1800, Seite 157—160. Die Irrung Reichards ist stehen geblieben, weil wohl nichts die starke Ausbreitung der literarischen Thätigkeit desselben schlagender zu bezeichnen vermag, als der Umstand: daß er sich auf Erscheinungsort und Jahr seiner eigenen Schriften später nicht mehr mit Genauigkeit besinnen konnte.

Wällen des Schlosses vollendet wurden, welche Herzog Ernst gleich nach seinem Regierungsantritt zur Zeit einer drückenden Theuerung hatte anfangen lassen. Diese im großen Styl ausgeführten Anpflanzungen, welche jetzt in ihrer üppigen Schönheit für meine Vaterstadt eine Zierde bilden, die jeder Fremde bewundert, sind ganz des Herzogs und seines biederen Obergärtners Heinrich Christian Wehmeyer Werk, den nach seinem [am 17. September 1813] im 86. Lebensjahre erfolgten Tode der damalige Prinz Friedrich sinnig durch ein einfaches Denkmal im Parke ehrte.

Unterdessen wurde die Sehnsucht des Herzogs Ernst nach seinen beiden in der Ferne weilenden Söhnen so stark, daß sie ihn nach Genf trieb; Generalsuperintendent Löffler, 1788 in Folge der Empfehlung seines (nach Hannover abgegangenen) Vorgängers Koppe nach Gotha berufen, begleitete den Fürsten auf dieser Reise. Löffler hatte wenige Wochen, ehe sich der Herzog zum Aufbruche entschloß, seine liebenswürdige Frau verloren; um seinen Kummer durch die Zerstreuungen der Reise zu lindern, erkor das gute Herz des edlen Herrn ihn zum Gesellschafter.

Herzog Ernst beobachtete auf seinen Reisen stets das strengste Incognito; gewöhnlich wählte er den Namen eines „Hauptmann Rode;“ vielleicht aus Erinnerung an sein Lieblingsstück, Engels „dankbaren Sohn,“ worin „Vater Rode“ die Hauptrolle spielt, vielleicht in Bezug auf seine altenburgische Stadt Roda. Niemals jedoch fügte er ein adeliges „von“ hinzu. Alle, welche mit dem Fürsten gereist sind (mir ist dieses Glück nie zu Theil geworden), haben es einstimmig bestätigt, wie der Herzog, im Gefühl der abgeschüttelten Fesseln seines Standes und seiner häuslichen Verhältnisse, unterwegs an Liebenswürdigkeit, heiterer Laune und munterem Witze sich selbst übertroffen habe. Sein Incognito führte oftmals Zufälle herbei, die ihn höchlich belustigten. So kam er 1785 auf seiner holländischen Reise, die er mit

Goethes Freunde, dem darmstädtischen Kriegsrathe Merck unternommen hatte, in einer holländischen Stadt zu dem sehr grämlichen Besitzer einer herrlichen Gemäldesammlung. Der Holländer empfing die beiden Fremden ziemlich barsch und fertigte sie mit den dürren Worten ab: „Unser Einer“ habe mehr zu thun, als jedem Fremden aufzuwarten. Merck aber steckte sich hinter einen Bekannten, und so bekamen die Reisenden endlich doch die Erlaubniß, jene Sammlung zu besichtigen. Aber wie erheiterten sich die mürrischen Gesichtszüge des Holländers, als er den „Hauptmann Rode“ so richtige Urtheile über jedes Gemälde fällen, und die Bilder offenbar als Kenner würdigen hörte! In seinem Entzücken schürzte er seinen brokatenen Schlafrock auf, stieg die Leiter hinan, hob die besten Stücke ab und stellte sie selbst auf eine Staffelei: „damit der Herr Hauptmann sie im rechten Lichte und mit Muße betrachten möge.“ Herzog Ernst sprach von diesem Besuche immer mit sichtlichem Vergnügen, denn er fühlte, wie er die schließliche Wärme des Holländers nur sich selbst verdankte. Aehnliche Auftritte führte 1791 die Schweizer Reise des Herzogs herbei. Er hatte sich von Ettinger unter völliger Verschweigung seines Standes einen Brief an den Verlagsbuchhändler Thurneysen zu Basel geben lassen, mit welchem Ettinger eben damals die Beaumarchaissche Ausgabe des Voltaire veranstaltete. Thurneysen zeigte dem „Hauptmann Rode“ und seinem Begleiter seine Druckerei und behandelte ihn übrigens so, wie gebildete Leute einander zu behandeln pflegen, wobei er sich in den Ausbrüchen seiner angeborenen Laune keinen Zwang anthat. Der Herzog war darüber äußerst vergnügt, noch vergnügter war Thurneysen über den „Hauptmann“ und dessen literarische Kenntnisse; im nächsten Briefe dankte er daher Ettinger ganz besonders, ihm diese angenehme Bekanntschaft vermittelt zu haben. Erst hierauf erfuhr er, wer der schlichte Hauptmann gewesen sei.

In Zürich suchte der Herzog Lavater auf, und als dieser im Laufe des Gesprächs vernahm, die beiden Reisenden seien aus Gotha, kam er auf den Herzog zu reden und ergoß sich in einen Strom wohlgemeinter und gerechter Lobeserhebungen desselben, ohne im mindesten zu ahnen, daß der Gegenstand dieses Lobes ihm gegenübersitze. Herzog Ernst gerieth in die peinlichste Verlegenheit, ja, er wurde wie auf die Folter gespannt, als sein Begleiter dem Lobredner sagte: wie er den Herzog selbst vor sich habe. Kaum hatte Löffler diese Unvorsichtigkeit begangen, als der Herzog aufstand und das Zimmer verließ. Von jener Zeit an wurde er eine Art von Widerwillen gegen Lavater nicht mehr los; er behauptete: dieser sei ein kriechender Schmeichler, der ihn sehr wohl erkannt und Gelegenheit genommen habe, ihm in gradezu beleidigender Art Weihrauch zu streuen. Keine Vorstellung vermochte den Herzog von dieser Meinung abzubringen.

Sehr hübsch ist auch das Erlebniß des Herzogs mit dem alten Pfarrer[1] zu Grindelwald. Dieser sah es damals als eine Art von Pflicht an, Fremde, die im Wirthshause kein Unterkommen finden konnten, in seiner Wohnung zu beherbergen. Bei seinem Aufenthalte in jenem Alpenthale kam der Herzog in den Fall, die Gastlichkeit des Pfarrers in Anspruch zu nehmen. Unbefangen ließ sich dieser in ein Gespräch mit seinem Gaste ein; je länger dasselbe dauerte, desto mehr entwickelten sich die Kenntnisse des Herzogs, der sich für einen deutschen Forstmann ausgegeben hatte, wobei er nichts wagte, denn nie sprach er über irgend etwas, worin er nicht ganz sattelfest war — und in wie vielen Fächern war er das nicht! Hatte doch z. B. auf jener holländischen Reise, wo der Herzog eine Schiffswerfte besuchte, ein Admimiral, ohne ihn zu kennen, von ihm das Urtheil gefällt: „Das gäbe einen tüchtigen Seeoffizier!"

[1] Rüfenacht.

So ging es auch mit dem Pfarrer zu Grindelwald; stärker und stärker fühlte dieser sich zu dem Fremden hingezogen; die Richtigkeit und Klarheit der Urtheile des deutschen Wanderers, sein edles, freimüthiges Benehmen erweckten die ganze Theilnahme des alten Herrn. Nun gehörten zu den kleinen Steckenpferden des Herzogs schöne Meerschaumpfeifenköpfe; nach seinem Tode fand sich eine ganze Sammlung seltener Stücke dieser Art. Einen solchen Pfeifenkopf von großer Schönheit hatte der Herzog auf dieser Reise bei sich; der Pfarrer, als Tabaksdilettant, pries denselben höchlich und barg dabei den Wunsch nicht, wie er gleichfalls gern Besitzer eines solchen Pfeifenkopfes wäre. Lachend versprach der Herzog seinem gastfreien Wirthe: ihm bei nächster Gelegenheit einen ähnlichen aus Deutschland zu senden. Und er hielt Wort, das Geschenk mit einem jener verbindlichen Briefe begleitend, in deren Abfassung er Meister war, und worin er zugleich seinen wahren Stand dem Pfarrer nicht länger verhehlte. War dieser von dem Privatmann entzückt gewesen, so war er es noch mehr von dem Fürsten; in seiner Freude ließ er den Brief, den überdies die nette, saubere Handschrift des Herzogs auszeichnete, hinter Glas und Rahmen fassen und hängte ihn zum dauernden Andenken in der Pfarrstube auf. Kurz vor dem Ausbruche der Schweizer Revolution schrieb ein Verwandter des seitdem verstorbenen Pfarrers an den Herzog und machte diesen — in treuherziger Zuversicht auf seine Herzensgüte — zum Vertrauten seiner Liebe zu einer jungen Schweizerin, deren Bildniß und Briefe er zugleich mit einschickte, indem er bat, der Herzog möge ihn irgendwo in seinem Lande anstellen, damit er seine Geliebte heirathen könne. Ich mußte dafür sorgen, daß Bildniß und Briefschaften wieder in die Hände des jungen Mannes kamen, und ihm melden, wie der Herzog willens sei, ihm einen Platz auf seinem Pachthofe Reinhardsbrunn anzuweisen; unterdessen aber begann die Umwälzung des glücklichen Landes,

und der Schweizer ließ nichts mehr von sich hören. Erst 1817, als ich zu Bern war, erfuhr ich, daß er daselbst mit seiner Frau lebe; ich suchte ihn auf, fand ihn aber leider nicht in glücklichen Umständen.

Jene Umwälzung und die in ihrem Gefolge auftretenden Greuel betrübten den Herzog tief, denn seine Vorliebe für die Schweiz und deren Bergvölker war groß. So oft er seinem Lieblingsgedanken nachhing, vom Fürstenthrone zu steigen, um in einem Winkel der Erde sich und den Wissenschaften, nur umgeben von einem kleinen Kreise vertrauter Freunde, als Privatmann zu leben, schwankte er zwischen der Schweiz und Nordamerika. Mit diesem Gedanken nahm er es ernster, als man glauben sollte; längst hatte er zu dessen Durchführung aus seiner trefflichen Handbibliothek eine Auswahl von Büchern getroffen, die ihn in seine Eingezogenheit begleiten sollten und die ein eigener schlichter Einband auszeichnete. Es waren Meisterwerke, die in die Fächer der alten Literatur, der höheren Mathematik, der praktischen Philosophie und der Länder- und Völkerkunde, sowie der populären Arzneiwissenschaft einschlugen. Von schönwissenschaftlichen Schriften war nur die als „Bibliothèque choisie“ bekannte Sammlung, und die alte „Histoire des guerres civiles de Grenade“ dabei; letzteres Buch, aus dem auch Herder manches übersetzt hat, las er besonders gern, da es seine angeborene feine, altritterliche Galanterie sehr ansprach.

Die Vorliebe des Herzogs für die Schweiz zeigte sich aber gelegentlich auch werkthätig. Als nach der Revolution einige ohne ihre Schuld durch dieselbe verarmte Schweizer ihre Klagen gegen mich ausschütteten und ich dem Herzog davon erzählte, gab er mir sogleich ungefordert beträchtliche Geldsummen, welche durch Frankfurter Häuser unter die Bedürftigsten vertheilt wurden, jedoch mit dem in allen solchen Fällen vom Herzog gegebenen entschiedenen Gebote: den Empfänger nie wissen zu lassen, wer der Geber sei. Wie oft

ergriff mich daher tiefe Entrüstung, wenn ich, dem der Mund verschlossen war, diesen wohlthätigen Menschenfreund „karg“ schelten hörte! Ihn, den weisen Wirthschafter, der das Geld des Landes nicht für Tand oder zur Bereicherung Undankbarer anwandte, sondern der nur sammelte, um aus seinen Privatmitteln im gegebenen Falle reichlich zu spenden und heimlich Thränen zu trocknen!

Wie aber damals die ganze Welt in Gährung gerieth, so entstanden um jene Zeit auch die bekannten sächsischen Bauernunruhen, durch deren Folgen einige meiner Freunde, angesehene Beamte in Sachsen, nicht wenig litten. Diese Vorgänge veranlaßten mich, ganz im Volkston und auch in der äußeren Gestalt völlig wie die auf Märkten feilgebotenen Sechspfennig-Flugblätter, ein Schriftchen drucken zu lassen: „Ein fein Gespräch zwischen zwei Nachbars- und Bauersleuten, über Rebellion, Obrigkeit und jetzige Zeitläufte, mit schönen Stellen aus Dr. Martin Luthers und anderer frommer Männer Schriften. Anderen zum Frommen und Nutzen herausgegeben und im Druck ergangen von Einem Bürger- und Bauernfreunde. Gedruckt in diesem Jahr.“ Die ganze, auf meine Kosten hergestellte Auflage von 1500 Exemplaren — deren eines an Freund Bertram zu Berlin kam und die Ehre erfuhr, auf höheren Befehl in das dortige Intelligenzblatt von 1791 eingerückt zu werden — sandte ich an einen bewährten Freund in Meißen zum Behufe der Vertheilung; diese wurde bewerkstelligt, gleichzeitig der Behörde Bericht erstattet, und so überraschte mich das Geschenk einer goldenen Dose, die mir im Namen des Kurfürsten, nachmaligen Königs von Sachsen, zugeschickt wurde, und die ich später in ein Reitpferd verwandelte. Ich sage: das Geschenk überraschte mich, und dies ist der angemessene Ausdruck; bei meiner Denkweise lag es mir fern, um Zeichen der Anerkennung zu buhlen. Aber die arme Dose war gewissen Leuten ein gewaltiger Dorn im Auge; Falk z. B. spielt in

einer seiner Satyren bitter darauf an.[1] Mir drückte nur immer der rastlose Trieb, gegen Handlungen, die sich mit meinen Ansichten nicht vertrugen — und wenn sie mir auch, als einem Privatmanne, eigentlich gleichgiltig sein konnten, — mit Feuereifer zu kämpfen, die Feder in die Hand; daß ich damit nicht vielen Nutzen, desto reichlicher aber Undank, Verdruß und Anfeindung für mich einheimste, glaubt mir jeder, der die Welt kennt. Auch bei einer Logenfehde war dies der Fall. R. Z. Becker, als Bruder Redner unserer damaligen Loge „zum Rautenkranz" ließ sich einfallen, 1790 am Geburtstage des Herzogs Ernst in Gegenwart mehrerer Fremden die Revolutionsauftritte jener Zeit mit der ausdrücklichen Bemerkung zum Gegenstande seiner Rede zu machen: „daß ein Freimaurer bei jetzigen Zeitläuften nicht gleichgiltig bleiben, sondern Partei ergreifen müsse." Welche Partei Becker selbst ergriffen, darüber ließ er uns keinen Augenblick im Zweifel, indem er die Glieder vom Militärstande aufforderte: „eine weise Neutralität zu beobachten, wenn ihre Hilfe bei Aufläufen des Volkes erfordert würde." Hätte ich mich nicht wegen der anwesenden Fremden vor dem Scandal gescheut, so würde ich auf der Stelle das Wort genommen und gegen diese Befürwortung der Revolution in einer Loge und bei dieser Gelegenheit gesprochen haben; so aber setzte ich gleich am folgenden Tage eine schriftliche Rüge auf, die ich mit der Unterschrift vieler gleichdenkender Brüder versehen ließ und dem Großmeister einhändigte. Wir ersuchten denselben in dieser Schrift: „den Bruder Redner vor ähnlichen Rückfällen zu warnen, da es ihm bei seinen vorzüglichen Geistesgaben" — Becker war bekanntlich einer unserer ersten Volksschrift-

[1] Göttinger Musenalmanach 1796, S. 105 in der Satyre: „Die Gebete" finden sich die hier wahrscheinlich von Reichard gemeinten Worte:

„ . . . . . . wie viele goldne Dosen
Durch seinen Almanach sich [Ottok]ar erlog."

steller; in der Folge ist er übrigens gar sehr von seiner Vorliebe für die Grundsätze der Revolution zurückgekommen! — „nie an Stoff gebrechen könne, uns, wie sonst, durch andere, dem Geiste der Bundes angemessenere Gegenstände aus der Lebensphilosophie zu belehren.“ Der Großmeister kam (wegen seiner Illuminatenverbindungen mit Becker) durch unsere Vorstellung nicht wenig in's Gedränge; anfangs wollte er mich bereden, das Schriftstück zurückzunehmen. Da ich mich dessen aber entschieden weigerte, so wandte er sich an den Herzog, und dieser verlangte von mir: ich solle auf dieser Sache nicht bestehen, da er selbst, der doch als Landesherr am nächsten dabei interessirt sei, den ganzen Vorfall vertuscht zu sehen wünsche. Nach des Herzogs Denkungsart hatte ich diese Wendung vorausgesehen; sie machte mich aber lau und mißtrauisch in der Maurerei des neuen eklektischen Systems; vom Illuminatenorden, mit welchem ich um diese Zeit noch in Verbindung stand, zog ich mich nur desto rascher zurück. — Becker hat seine Rede 1792 im zweiten Theile seiner „Vorlesungen über die Pflichten und Rechte des Menschen“ Seite 719—724 mit sehr großen Abkürzungen und mancher wesentlichen Veränderung (namentlich ist die Beleuchtung der Grundgedanken dort eine völlig andere) im Druck erscheinen lassen.

Anfänglich mir selber unbewußt, nahm ich je länger, desto entschiedener meinen Standpunkt bei den Gegnern der Revolution; wie ich denn bei meiner innigen, aus der reinsten Achtung entspringenden Verehrung für meinen Fürsten und Freund unmöglich Anhänger einer Bewegung werden konnte, die planvoll auf Herabwürdigung und wo möglich Vertreibung alles dessen, was „Fürst“ hieß, hinsteuerte, ohne zu untersuchen, ob die Herrscher dieser Welt, lediglich weil sie solches zufällig waren, ein Verdammungsurtheil in Pausch und Bogen verdienten, oder nicht. Außerdem wurde mein Sinn für Recht und Wahrheit durch die Gleißnerei und das schnöde Spiel angeekelt, das die revolutionären Stimmführer jener

Zeit mit den heiligen Worten „Freiheit“ und „Gleichheit“ trieben; die Blut- und Thränenströme so vieler tausende ganz Unschuldiger, unter dem Deckmantel jener heiligen Namen willkürlich und ruchlos vergossen, mußten das Mitleid jedes fühlenden Menschen auf's tiefste erregen. Nicht weniger schmerzte mich der Köhlerglaube, mit welchem so viele meiner Landsleute die albernsten, handgreiflichsten Fabeln der Jacobiner wie ein Evangelium hinnahmen; vollends erbittern mußte jeden gemäßigten Sinn das tolle Gebahren gewisser unruhiger Köpfe meines deutschen Vaterlandes, die in Schriften und Handlungen als Ausrufer und Trabanten der „neuen Menschenrechte“ erschienen, und deren Treiben ich mich mit Wort und That entgegenwarf, weil meine genaue Kenntniß der Persönlichkeit vieler dieser Weltbeglücker, trotz der vorgebundenen Larve, mich die wahren Beweggründe ihres Handelns hell durchschauen ließ. Diese Beweggründe aber waren keine anderen, als leidenschaftlich vordringliche Ehrsucht, der Hang, eine Rolle zu spielen, und der geheime Wunsch, sich selbst an die Stelle der zu Stürzenden zu schwingen, um alsdann tausendmal hoffährtiger und willkürlicher als die Gestürzten zu schalten. Manche der gefährlichsten Propagandisten für die Revolution befeuerte nichts, als die niedrigste Habsucht, ihren zerrütteten Glücksumständen bei einer allgemeinen Umwälzung wieder aufzuhelfen. Als nachher die Revolution unterlag, habe ich viele der ärgsten Schreier plötzlich umschwenken sehen, und mich, den sie vorher einen „Franzosenfeind“ gescholten, ja, als solchen geächtet hatten, nannten sie dann plötzlich einen „Franzosenfreund!“ Andere schienen das Revolutioniren als ein Geschäft wie ein anderes zu betreiben; ich habe sie wiedergefunden in den Umtrieben von 1813 und später.

Meine vernünftig am Hergebrachten festhaltenden, dem Fortschritte auf gesetzlichen Bahnen aber deßhalb doch nicht widerstrebenden Gesinnungen waren es, die mir im Januar

1792 den „Aufruf eines Deutschen an seine Landsleute am Rhein, sonderlich an den Nähr= und Wehrstand" in die Feder gaben. Es war die schlichte Wahrheit, wenn ich in dieser Schrift S. 5 sagte: „Ich bin ein deutscher Mann, und stolz, daß ich es bin; niemand hat mich gemiethet oder bezahlt, diese Ermahnung an Euch zu thun. Aber Vaterlandsliebe begeisterte mich, und gab sie mir ein. Warum sollten wir nicht deutschvaterländisch" — (später hieß „deutsch" ein schwarzer Rock, ein Schnurrbart und ein Dolch) — „und deutschpatriotisch handeln? Warum sollten wir uns nicht dem wilden Strome entgegenstämmen, der die Verfassung unseres Vaterlandes, und mit ihr unser häusliches und öffentliches Glück zu unterwühlen droht?" — Auch diesen Aufruf hatte ich auf meine Kosten drucken lassen, und sendete ihn mit der Post an die Staatsverwaltungen am Rhein, von Trier bis Freiburg im Breisgau; nur hatte ich mich noch sorgfältiger gehütet, als Verfasser erkannt zu werden, weil ich fürchtete, daß mein sächsischer und lutherischer Autorname, namentlich bei den Regierungen anderer Confessionen, mehr Argwohn als Zutrauen erwecken würde. Allein bald nach der Versendung erschien im Frankfurter Staatsristretto [21. Stück vom Montag d. 6. Februar 1792] eine von Johannes von Müller als damaligem Mainzischen Geh. Staatsrath und Staatsreferendarius unterzeichnete Bitte an den Verfasser jenes Aufrufs (dessen zugleich mit Ehren gedacht wurde), sich ihm zu entdecken; ein ähnliches Ersuchen, von noch lebhafteren Ausdrücken des Beifalls begleitet, folgte in den Main= und Rheinzeitungen Seitens des Geheimeraths Freiherrn von Sumerau in Freiburg, als derzeitigem Präsidenten der österreichischen Landesregierung des Breisgaus. Beiden Herren nannte ich mich als Verfasser; ihre äußerst freundlichen Antworten [1] waren begleitet von Exemplaren des Nach=

[1] Diejenige Johann v. Müllers (Mainz, 17. Febr. 1792) bringt im Eingange den Dank des Kurfürsten von Mainz für Reichards Schrift;

drucks, den beide Länder amtlich hatten veranstalten lassen. So blieb mir also die Genugthuung, in jener kritischen Zeit der erste deutsche Schriftsteller zu sein, der es wagte, die gute Sache des Vaterlandes öffentlich zu vertheidigen, als andere Stimmen noch schwiegen. Uebrigens ehrte mich der Hof des Herrn von Sumerau später nicht allein durch eine schwere goldene Schaumünze, sondern auch noch bei einer anderen Gelegenheit durch eine goldene Dose. Orden waren damals noch nicht üblich.

Im October des Jahres 1792 wurde gleichzeitig mit Cüstines Einfall — ein Zusammentreffen, welches wohl nicht zufällig war! — überall in ganz Deutschland ein sehr merkwürdiger Brief umhergesandt, über den ich schon im Revolutions-Almanach von 1794 [S. 156 fg.] eine kurze Nachricht gegeben habe. Der Brief wurde ohne Namensunterschrift, abgeschrieben von verschiedenen Copisten, in großer Menge durch die Post verschickt; nach unserer Gegend kamen die Exemplare größtentheils aus Franken und der Oberpfalz. Den Inhalt bildete eine flammend gehaltene Aufforderung: am 1. November jenes Jahres mit einem oder mehreren Messern bewaffnet, den Hut geschmückt mit einer großen, roth-, blau- und weißen Masche von gleichviel welchem Stoffe, „zur Abschüttelung des aristokratischen Jochs“ und zur Einführung von „Gleichheit“ und „Freiheit“ auf irgend einem großen Platze im Umfange seiner Stadt sich zu versammeln, sich der öffentlichen Gebäude zu versichern, einen Volksrath zu wählen u. s. w. Ein Brief dieser Art mit dem Poststempel „Eger“ kam an Gotter; vermuthlich, weil man ihn für einen Mißvergnügten hielt. Dieser,

dann fährt Müller fort: „Ich vereinige hiermit meinen eigenen gedoppelten Dank für das an mein erstes Vaterland erlassene und von daher auch mir zugekommene Wort der Wahrheit, und für das aus der letzten Schrift geschöpfte mehrfache reine Vergnügen, besonders über die so würdige und edle Sprache, die kraftvollen Aufforderungen zum Selbstgefühl an die rheinischen Völker, und so richtig als unparteiisch auseinander gesetzten und bestimmten Begriffe von Freiheit und Gleichheit.“

der nichts weniger als revolutionär war, eilte damit zum Minister; der Herzog theilte mir das Original mit, und so kam es zu meiner Kenntniß. Daß ein Hirngespinnst, wie jene Aufforderung es verlangte, in Gotha nicht denk- und ausführbar war, dafür bürgte mir die Liebe der Unterthanen zu ihrem guten Fürsten, von der wir soeben erst eine rührende Probe erlebt hatten. Herzog Ernst war nämlich ein sehr guter Reiter, und alle Morgen, das Wetter mochte sein, wie es wollte, that er seinen Ritt. Eines Tages nun fand sich im Schloßhofe ein Bauer mit einem schönen jungen Landpferde ein, und verlangte den Herzog zu sprechen. Auf näheres Befragen erklärte er: seine Absicht sei, dies Pferd seinem Landesherrn zu schenken. Als man ihm vorstellte, der Herzog könne das nicht annehmen, wolle das Thier aber gerne kaufen, erwiederte er: ihm sei es nicht um's Verkaufen zu thun; der Fürst von Sondershausen habe ihm schon 30 Louisd'or geboten, allein er habe es für seinen Landesherrn gezogen. Kurz, der Herzog, der selbst in den Schloßhof kam, mußte sich entschließen, es geschenkt anzunehmen, jedoch mit der Bedingung: daß der Bauer sich auch 30 Louisd'or von ihm schenken lasse. Der schüttelte den Kopf und schwur: daß dies Gold noch von seinen Kindskindern unberührt gefunden werden sollte. Der Herzog ließ hierauf einen großen vergoldeten Becher von Silber verfertigen, worauf das Pferd und das herzogliche Wappen gestochen war; mit diesem schickte er seinen Oberstallmeister in einem sechsspännigen Wagen ab, um ihn statt des baaren Geldes hinzugeben. Der Bauer, ein sehr wohlhabender Mann, rief in seiner Freude das ganze Dorf unter Musik zusammen, trank aus dem Becher auf des Herzogs Wohl und wollte durchaus die fürstlichen Wagenpferde mit Weizen füttern, „weil Hafer zu geringe sei.“ Dergleichen Züge treuer Unterthanenliebe kamen grade in der Revolutionszeit öfter vor, allein mich ängstigte der Gedanke, daß eine Tollheit, wie sie jener Brandbrief her-

vorrufen wollte, in anderen Gegenden Deutschlands möglicherweise wirklich in's Leben treten und durch das Beispiel Ansteckung verbreiten könnte. Unverzüglich schrieb ich daher an den Freiherrn von Sumerau jenen Brief, den man in dem angeführten Jahrgange des Revolutionsalmanachs nachlesen kann. Seit dieser Zeit versäumte der verehrte Mann keine Gelegenheit, mir Beweise seines Vertrauens zu geben; unser Briefwechsel wurde sehr lebhaft und blieb es auch dann noch, als der Freiherr nach Wien berufen wurde. Auf seine ausdrückliche Aufforderung schrieb ich zwei Flugblätter: „Menschenrechte diesseits und jenseits des Rheins; ein Wort zur Beherzigung an deutsche Unterthanen; December 1792," und später „Adresse an den gesunden deutschen Menschenverstand; December 1798." Beide wurden auf Kosten der Regierung zu Freiburg gedruckt und vertheilt, meine Mühe aber mit einer goldenen Dose belohnt. Ein Exemplar der „Menschenrechte" verlor sich nach Hannover; Feldmarschall von Freytag ließ es dort sogleich nachdrucken und an alle Regimenter vertheilen. — Der Freiherr von Sumerau war ein sehr hellblickender Kopf, allein da er nicht leitender Staatsmann war, so blieben seine Vorschläge, sobald sie den ihm angewiesenen Wirkungskreis überschritten, unbeachtet, was sehr bedauerlich war, denn damals handelte man im deutschen Vaterlande in nichts folgerichtig, als in halben und schiefen Maßregeln, und in nichts mit Überlegung, als in Verkehrtheiten.

13.

Inzwischen war nach kurzer Regierung Kaiser Leopold II. gestorben [1. März 1792]; als sein Nachfolger bestieg den verwaisten Thron jener Franz II., von dem man damals nicht ahnen konnte, daß er der letzte Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation sein werde. Um so mehr freue ich mich noch heute, seiner Krönung in Frankfurt beigewohnt zu haben. Den Briefwechsel, welchen ich mit Johannes Müller angeknüpft hatte, benutzend, veranlaßte ich den werthen Freund, mich zur Krönung einzuladen und mir eine Wohnung im Mainzer Quartier anzubieten. So fand ich keine Widersprüche im mütterlichen Hause und trat die Reise anfangs Juli mit meiner Frau und meiner vierjährigen Tochter wohlgemuth an. Ich erhielt ein Frei-Quartier in der Fahrgasse; als aber mein Wirth erfuhr, daß ich nicht in Diensten des Kurfürsten von Mainz stehe, brach er in bittere Klagen aus, die ich nur dadurch heben konnte, daß ich ihm so viel Miethe bezahlte, wie er von jedem anderen Fremden auch erhalten hätte.

Jene Zeit war glänzend und merkwürdig. Nicht allein der Zusammenfluß so vieler Fürsten und Herren Deutschlands und des Auslandes, sondern auch der Durchmarsch der preußischen Regimenter, welche die rebellischen Franzosen zu Paaren treiben sollten, häuften in jeder Stunde die bunteste Augenweide. Der Tag war zu kurz, um alles zu bemerken

oder gar zu genießen; auch die Nacht war zu kurz, um wieder auszuruhen und sich zu sammeln. Weil der kaiserliche Hof damals noch in Trauer war, so war mein schwarzer Rock und ein Degen Hofkleidung genug; bei meiner Frau ersetzte ihre natürliche Lieblichkeit, was ihr an Juwelen und Putz in den glänzenden Kreisen abging, in welche wir durch mancherlei Empfehlungen eingeführt wurden. Auch der Baron Grimm war anwesend, und wieder öffnete mir sein Fürwort manche Thür. Er wohnte im Hotel des russischen Gesandten, nachherigen Staatsministers, Grafen Romanzow; und noch muß ich lächeln, wenn ich mich im Geiste in den pompösen Staatswagen dieses Grafen versetze, in welchen mich einst ein Ungefähr verschlug, als jene beiden Männer eben einige Thürbesuche fahren, unterdessen aber die Zeit zum Plaudern benutzen wollten; gewissenhaft gaben die zwei Läufer des Grafen meine Karte mit ihrem obscuren Namen gleich denen des Barons Grimm und des russischen Großen ab; zuletzt hielt die glänzende Equipage mit dem Troß der Dienerschaft vor meiner kleinen Wohnung, wo ich abgesetzt wurde. Eben so fremd, wie in diesem Galawagen, fühlte ich mich auf dem großen Balle, den Fürst Esterhazy mit allem Glanze eines ungarischen Magnaten und eines Gesandten der mächtigsten Monarchie im „rothen Hause“ und dessen Umgebungen veranstaltete. Die großartigste Überraschung an diesem Festabend war die mit einigen hundert Damen besetzte Tafel im reichverzierten Gartenlokale; ein gradezu einziger Anblick, der selbst dem neben mir stehenden jovialen Kurfürsten von Köln einen derben Fluch der Bewunderung entlockte. Heimischer und behaglicher fühlte ich mich hinter dem Theetische meiner wohlmeinenden Freundin, Frau von La Roche zu Offenbach, oder bei ihrer geistreichen Tochter Maximiliane Brentano, wo ein alter Mitarbeiter an meinen Theaterkalendern, der österreichische Freiherr von Retzer, den ich endlich bei dieser Krönung persönlich kennen

lernte, sich mit mir an den Blitzen ihrer Laune erfreute. Ein französischer Schriftsteller, zu dem mich Gleichheit der Denkungsart schon längst hingezogen hatte, Mallet du Pan,[1] verweilte ebenfalls zu Frankfurt; er galt lange für den Verfasser des verschrieenen Coblenzer Manifestes des Herzogs von Braunschweig, an dem er aber ganz unschuldig war.

Am Tage der Krönung selbst (14. Juli 1792) verzichtete ich auf einen Sitz im Dome und zog lieber das Schauspiel des Zuges des zu krönenden Kaisers und den Anblick der Feierlichkeit auf dem Römerplatze vor. Der Zug war wirklich imposant, und die edle Gestalt des blonden, jugendlichen Franz, der auf einem schönen, stolzen Schimmel mit Anstand und Würde saß, erfüllte alle Zuschauer mit Theilnahme und Beifall, der in lauten stürmischen Zuruf ausbrach und selbst meine kleine Tochter ansteckte. Wer in diesem Augenblicke den Reihen der bewaffneten Bürger gesagt hätte: „Noch in diesem Jahre wird der Neufranke Custine euch auf eben dem nämlichen Platze höhnisch zurufen: „Ihr werdet keinen Kaiser mehr krönen sehen!“ — demüthig schweigend werdet ihr das anhören, und es wird im ganzen Sinne des Wortes in Erfüllung gehen — wer dergleichen nur zu lallen gewagt hätte, dem wäre gewiß noch roher und grausamer mitgespielt worden, als dieß vor meinen Augen einer armen Jüdin geschah, die sich trotz des Verbotes in diesem Augenblicke auf der Gasse blicken ließ.

Zum Anschauen der Feierlichkeiten auf dem Römer diente mir und meiner Familie ein wohlgelegenes, theuer gemiethetes Fenster; mein Nachbar am Nebenfenster war ein genuesischer Graf nebst seiner von Juwelen strotzenden Gattin und einer Tochter, deren Stolz sich jedoch später dankbar vor dem Inhalte unseres Speisekorbes beugte, mit dem wir uns, gewitzigt durch die Warnung eines kundigen Freundes,

[1] Seine Geburtsstadt ist Genf.

für jenes Zimmerverließ gerüstet hatten, aus welchem in vielen Stunden keine Erlösung zu hoffen war. Die in einander geschobene Menschenmasse auf dem Platze unter uns, das Gedränge vor und in den Fenstern, auf den Dächern und Giebeln der umliegenden Gebäude, Thore, Häuser — dies ganze Geknäuel und Gewoge wird meinem Gedächtniß stets gegenwärtig bleiben. Der Platz glich einem aufgeregten Meere, nur daß die Wogen Menschen waren, aber diese brausten, tobten und stürmten wie jenes. Amaliens weiches Gemüth konnte den Anblick der blutigen und wilden Auftritte nicht ertragen, als die Ceremonien und die Volks- oder vielmehr Pöbelfeste selbst begannen; erschreckt und bebend flüchtete sie in die fernste Ecke des Zimmers. Auch bei mir haben jene Ceremonien auf dem Römerplatze einen widrigen Eindruck hinterlassen; es war ein Kampf der Habgier, der Mißgunst und der Schadenfreude. Hatte hier einer mühsam etwas Hafer in seinen Sack gefaßt, so schlitzte das Messer des Nachbars schnell den Sack auf; dort diente das Brod als Wurfgeschütz; hier floß die Weinspende auf den Boden, indem jeder dem andern das Gefäß vom Munde wegriß oder in die Zähne stieß; die ausgeworfenen Silber- und spärlichen Goldgroschen wurden nur durch das Wagniß von Gesundheit und Leben erbeutet. Ich selbst besitze noch einen solchen Krönungsgroschen, der seinem Eroberer, von dem ich ihn einwechselte, ein paar Rippen gekostet hatte. Das Ganze war ein treues Abbild des alten deutschen Reiches, das durch Hader, Zwietracht und Mißgunst seiner Glieder endlich in Trümmer sank: magni nominis umbra! Nur die Fleischerzunft trug auch diesmal wieder glorreich den Sieg über ihre handfesten Gegner, die Küfer, Ablader und Genossen, davon, indem sie den gebratenen Ochsen erkämpfte, auf dessen ekelhaftem, halb rohem, halb geschmortem Leichnam der Obergeselle triumphirend ritt, und dessen vergoldete Hörner, laut meines biederen alten Galletti Beschreibung

seiner Pariser Reise, noch viele Jahre später in der Ecke einer Gasse zu Frankfurt, mit einer Inschrift versehen, als einziges Überbleibsel jener verjährten Feierlichkeit prangten.[1] Der neue Kaiser stand unterdessen, Reichsapfel und Scepter in den unterstützten Händen haltend, einige Minuten lang auf dem Balkon des Römers; mit seiner Krone und dem langen Mantel glich er leibhaftig einem jener alten Kaiser- oder Königsbilder auf den Blättern von Spielkarten.

Dasjenige, was wir bisher als Augenzeugen erblickt hatten, machte weder mir, noch meiner Frau Lust, uns dem Gedränge und den Hellebarden der Trabanten Preis zu geben, um Seine Majestät speisen und den Herzog Georg von Meiningen vorschneiden zu sehen; auch so schon trugen wir einen unauslöschlichen Eindruck davon. Man kann aber glauben, daß ich froh war, als ich mit meiner Amalie unser Quartier glücklich wieder erreicht hatte.

Gleich bei dem Antritte dieser Krönungsreise hatte ich den Gedanken an eine Rheinfahrt in's Auge gefaßt. Zu Mainz lebte mit ihrem Gatten, dem Weltumsegler Georg Forster, Amaliens und Auguste Schneiders Freundin Therese; ein freundlicher Brief von ihr lud uns zu der nahen Zusammenkunft des Kaisers Franz mit dem König von Preußen und den französischen Emigranten nach ihrem Wohnorte ein; gastfrei bot sie uns ihr Haus zur Unterkunft an. Wir folgten der Einladung gern und verlebten einige glückliche Tage mit dieser Familie und mit ihrem Hausfreunde Huber, der später im Kriege der Meinungen mir ein erbitterter Widersacher wurde und in seinen „Friedenspräliminarien“ mich heftweise unter die papierene Guillotine legte.

Die Festlichkeiten in der herrlichen Favorite, die noch in demselben Jahre ein so warnendes Memento mori irdischen

[1] Gallettis „Reise nach Paris im Sommer 1808“ erschien 1809 zu Gotha.

Glanzes und menschlicher Entwürfe werden sollte,[1] waren überaus großartig; ebenso die Erleuchtung des alten Mainz, bei der Thürme und Schiffbrücke in voller Flammenglorie sich majestätisch in dem ruhig dahin fluthenden Strome spiegelten. Hier zu Mainz war es auch, wo ich zum erstenmale den Grafen Franz Georg von Metternich sprach, mit dem ich, seit er seinen Ministerposten in den Niederlanden bekleidete, manches Jahr hindurch in vertrautem Briefwechsel gestanden habe, und der mich hier ehrenvoll und freundlich empfing. Sein Name lebt fort in seinem berühmten Sohne, dem österreichischen Staatskanzler.

Doch ich gehe zu der Rheinfahrt über und verbinde damit zugleich die Schilderung meiner zweiten, gleichen Reise vom Jahre 1803, weil im überwältigenden Gegensatze die Erinnerung an diese beiden in meiner Seele zusammenfließt. So lasse es sich der geneigte Leser gefallen, daß ich — im Geiste die Scheide des Jahrhunderts überbrückend — meine Erlebnisse von 1792 und jene von 1803 an dem nämlichen Faden aufreihe.

Elf trennende Jahre — eine Spanne Zeit! — hatten Gegensätze in's Leben treten lassen, wie sie greller nicht zu denken sind. Welch ein weiter Schritt von den Zügen und Märschen der preußischen und französisch-prinzlichen Truppen, die 1792 alle Städtchen und Dörfer an beiden Rheinufern füllten, bis zu der Napoleonsstraße von 1803, die am linken Ufer leicht und rasch unter dem Schutze und auf das Geheiß des seltenen Feldherrn entstand, in dessen Wörterbuche, wie in demjenigen Suworows, die Begriffe der „Schwierigkeit“ oder gar „Unmöglichkeit“ bis 1813 nicht zu finden waren! Eins der vorzüglichsten Kunstwerke dieser Napoleonsstraße, eine vom Wasserspiegel an aufgeführte, beinahe eine Stunde lange Mauerwand bewunderte ich 1803

[1] Das heranrückende Heer der Republikaner, welches sich am 21. October 1792 der Festung Mainz bemächtigte, stürzte die Favorite in Trümmer. Gegenwärtig ist von ihr jede Spur verschwunden.

zu Boppard, als dessen altersgraue, noch von Drusus herstammende Ringmauern mich abermals, wie elf Jahre früher, aufnahmen. 1792 wimmelte dort mein Gasthof von der Garde du Corps des kleinen Heeres der französischen Prinzen; mit Mühe fand unsere Gesellschaft ein kärgliches Obdach und ein Nachtlager auf Stühlen und Tischen im Speisesaal, der noch die Überbleibsel des Abendschmauses der Offiziere enthielt; die Escadrons hatten sich soeben unter den Fenstern, am Walle des Ufers, aufgestellt, um den König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., mit drei feierlichen Salven bei seiner Vorbeifahrt zu begrüßen. Die Yacht des Königs erschien nach Mitternacht, begleitet von mehreren anderen Fahrzeugen und bis an den Mast erleuchtet. Majestätisch schwamm sie in der Stille der Nacht vorüber; den Sternenhimmel verdunkelte der Feuerschein ihrer Erleuchtung. Von Zeit zu Zeit wirbelten festlich Pauken und schmetterten Trompeten auf den Schiffen; Musketensalven und Böllerschüsse antworteten donnernd von beiden Ufern, den Wiederhall in den Gebirgen weckend und wie ein Lauffeuer sich in der Ferne fortpflanzend, wie die Flotte weiterglitt. König Friedrich Wilhelm II. begab sich nach Rübenach bei Coblenz, wo sein Heer lagerte — und welche Erwartungen bewegten das Herz des Neffen Friedrichs des Einzigen! Die Unterwerfung Frankreichs war das Ziel, dessen Erreichung sicher schien, und wer damals eine Einnahme von Wien, eine Besetzung von Berlin und Moskau statt der von Paris, eine Abtretung jenes festlich belebten Rheinufers, eine Eroberung so vieler Provinzen Deutschlands und die Einverleibung der Hansestädte in Frankreich, statt der von Elsaß und Lothringen in Deutschland hätte prophezeien wollen, — der würde noch von Glück zu sagen gehabt haben, wenn ihm nur Das widerfahren wäre, was Veit Weber[1] zu eben dieser Zeit in eben dieser

[1] Leonhard Wächter, als Schriftsteller bekannt unter obigem Namen, faßte 1792 den Entschluß, in den Reihen des französischen Volkes gegen

Gegend eines bloßen Verdachtes wegen leiden mußte. Oft gerieth ich, schon zu Mainz, in ein freundschaftliches Gezänk mit dem Starrkopfe Georg Forster, der zu allen den Truppenzügen und stolzen Planen mißbilligend den Kopf schüttelte, in unsere Aussichten und Hoffnungen durchaus nicht einstimmen wollte und keck sogar einen ganz entgegengesetzten Ausgang weissagte. Edler Schatten des Weitgereisten! Ich habe dir meinen Widerspruch im Stillen abgebeten, als mich 1803 dasselbe Zimmer, wie elf Jahre früher, beherbergte; als der französische Gensd'armes hereintrat, um mir meinen Paß abzufordern, und ich auf dem Marktplatze das (verdorrte) Freiheitsbäumchen hinter seinem Gitter entdeckte, wie an den Klöstern den Anschlag: „Domaine nationale!“ „À vendre!“

Noch zweimal sah ich nachher Mainz wieder, und jedesmal unter vollkommen umgestalteten Verhältnissen. Das erstemal, im Jahre 1810, begleitete ich bis dahin einen großen Rekruten- und Militärrequisiten-Transport, der für das Rheinbundcontingent unseres Fürstenhauses bestimmt war und nach Spanien gehen sollte; nicht zwei der Rekruten sahen ihr Vaterland wieder! — 1823 endlich betrat ich Mainz als „Deutsche Bundesfestung.“ Jedesmal pilgerte ich

die dasselbe bekämpfenden verbündeten Mächte zu streiten. Auf einer Rheinfahrt ward er nebst seinem Begleiter Wilhelm Diede von französischen Ausgewanderten, denen sie durch ihre Freiheitslieder Anstoß gaben, überwältigt, gebunden und eingesperrt. Das Erlebniß ist beschrieben: von Wächter im Anhang zum „Nachtboten“ (Berlin 1793), von Diede unter dem Namen P. Wilhelmi in den „Ausflügen an den Niederrhein“ (Cassel 1823), S. 67 fg. Das merkwürdigste war, daß Franzosen — und zwar noch vor dem berüchtigten Manifeste — es wagen durften, Deutsche, die sie eines thätigen Interesse für die Revolution verdächtig hielten, auf deutschem Gebiete nicht nur höchst brutal zu behandeln, sondern sie eigenmächtig in strenge Haft, ja, sogar vor eine Art von selbstconstituirtem französischen Tribunal in Coblenz zu schleppen. Seine Befreiung dankte Wächter der Theilnahme, die sein zufällig vernommener Name einem Prediger eingeflößt hatte. Vergl. L. Wächters „historischen Nachlaß,“ herausgegeben von C. F. Wurm, Hamburg 1839, Band 2, S. XVI.

zu Forsters alter gastfreier Wohnung, erkannte sie aber je länger, desto schwieriger wieder. 1823 fand ich gar fremde Soldatengesichter an meinen gewesenen Wohnzimmern und kehrte zurück, vertieft in schwermüthige Träumereien über die Wandelbarkeit der menschlichen Dinge.

Ähnliches empfand ich 1803 auch zu Coblenz, in den menschenleeren Gassen, auf den verwilderten, öden Plätzen und in der zur Kaffeeschenke umgewandelten weiland Karthause; jetzt preußisches Fort. Mir war, als sei ich ein anderer Epimenides, der eben erwache, wenn ich das „Einst" mit dem „Jetzt" verglich; wenn ich mich erinnerte an den großartigen Prunk der Generalität, das Getümmel der Ordonnanzen und Wachen, das Auf- und Abwogen der Reiter und Fußgänger von allen Farben und Gestalten, wie dies alles im Jahre 1792 zu Coblenz geherrscht hatte. Ehrwürdig und drohend schaute damals der Ehrenbreitstein mit seinen hohen Warten und festen Mauern auf die Schiffbrücke herab, die am Fuße seines Felsenkegels dem Heere zum Übergange diente; 1803 lag die Burg als Ruine da, noch in ihren Trümmern ein Wahrzeichen der Unverwüstlichkeit. Für Ewigkeiten bauten unsere Ahnen, für Ewigkeit war ihr Kitt berechnet. Nur Hunger und die in der „Demarcationslinie" sich offenbarende Staatsweisheit konnte diese Burg öffnen, Gewalt nicht. Und selbst als der Feind Meister ihrer hohen Zinnen geworden war, vermochte kaum die Kraft seiner Sprengversuche die Gemäuer aus ihren Grundfesten zu heben. Erst einer wiederholten, doppelten Ladung wich der große Thurm, und ganze Wände des Mauerwerks sah ich 1803 noch ungeborsten über- und aneinander gelehnt. Aber verschwunden war der „Vogel Greif," jener monströse Nebenbuhler der Kanonen der Dardanellen; verschwunden die Rüstung und das Schwert des tapferen Franz von Sickingen, gleich wie sein Geist und Arm verhängnißvoll gefehlt hatte.

Eine Rheinfahrt ist einer der wenigen Ausflüge, die

man immer wieder mit neuem Genuß unternimmt; das Vergnügen an jener ersten Reise von 1792 ward überdies erhöht durch die glückliche Wahl unserer Gesellschaft. Georg Forster, der uns mit dem Bande seiner „Ansichten"[1] in der Hand so manches, was wir sahen und bewunderten, mit belehrendem Worte mündlich erläuterte, stand an der Spitze; zu seiner Begleitung zählten zwei junge Engländer, deren einer von gewöhnlichem Schlage, der andere aber geistreich, voll ernsten Strebens nach gediegener wissenschaftlicher Bildung war und ausdrücklich um Forsters willen in Mainz verweilte. Er ist nachher ein geschätztes Glied der Opposition im englischen Parlamente geworden.[2] Dazu gesellte sich noch eine liebenswürdige Landsmännin mit ihrem Gatten, die wir zu unseren Freundinnen rechnen durften; ihr Lebensgang gleicht vollkommen einem Romane, aber einem solchen, der ganz zusammengesetzt ist aus Begebenheiten, wie sie ein Schriftsteller nicht in seine Dichtungen aufnehmen darf, ohne zu wagen: von allen Recensenten der „Uebertreibung" und „Unwahrscheinlichkeit" bezichtigt zu werden.

Die Dame hieß 1792 Frau von Lauer, stammte aber aus einer bürgerlichen Familie zu Gotha, wo ihr Vater, Namens Kramann, eine kleine Anstellung im Hofdienste durch die schreiendste Ungerechtigkeit seines Vorgesetzten verloren hatte. Dadurch war er in die äußerste Dürftigkeit gerathen; seine Tochter, der das Gothaische Hoftheater Lust und Liebe zur Bühne eingeflößt hatte und die mit blühender Jugend eine ausgezeichnete Figur, natürliche Anmuth, Ver-

[1] Vom Niederrhein" u. s. w. (Berlin, 1791.)

[2] „Ich komme diesen Augenblick von Coblenz zurück, wohin ich Herrn und Madame Reichard aus Gotha begleitet habe. . . . Mylord Frederic North, der dritte Sohn des Grafen Guilford, ehemaligen Lord North, war mit uns, nachdem er etliche Tage bei uns in Mainz sich aufgehalten hatte; ein drolliger Mensch, voll der seltensten Kenntnisse, sowohl von Sachen, als Menschen und Sprachen." (Forster an Heyne, Mainz 24. Juli 1792. — Briefwechsel, II, 196 fg.)

stand und eine schöne Stimme vereinigte, bestimmte sich zur Schauspielerin und betrat im Auslande auf Gotters und meine Empfehlung die Bretter. In meinen Theaterkalendern ist ihren Verdiensten als Schauspielerin mehrmals Gerechtigkeit widerfahren. Was ihr in meinen Augen unendliche Ehre macht, ist der schöne Zug: daß sie sich von der kärglichen Gage, die sie als Anfängerin bezog, wöchentlich die Hälfte abdarbte, um sie ihren armen Eltern zur Unterstützung zu schicken. Diese geringe kindliche Gabe hatte unstreitig einen ungleich höheren Werth, als die Summen, die sie ihnen später aus ihrem Überflusse zuwenden konnte.

Demoiselle Charlotte Kramann wurde im Herbste 1780 zu Münster die Gattin eines dort als „erster Liebhaber" angestellten Schauspielers Namens August Carl, der ein vielversprechendes Talent war, den sie aber, als sie ihm kaum einen Sohn geboren, durch einen erschütternden Zufall verlor. Carl bekam nämlich an einem öffentlichen Vergnügungsorte zu Münster Streit[1] mit einem Offizier der Garnison, Namens von Sch..ck; dieser stieß dem unbewaffneten „Comödianten" kaltblütig den Degen durch den Leib [19. Mai 1781]. Die ganze Strafe des Herrn Lieutenants bestand in einem kurzen Arrest, weil die mittelalterliche Anschauung der Militärgerichte von dem barbarischen Grundsatze ausging: „es bleibe einem Offizier, der von einem Schauspieler beleidigt werde, nichts übrig, als diesen zu ermorden!" — Das Publikum der Stadt Münster, sowie dasjenige des größeren Theils vom übrigen Deutschland war jedoch ganz anderer Meinung und bewies Carls Wittwe auf die unzweideutigste Art seine Theilnahme und tiefe Entrüstung gelegentlich der sehr glänzend ausfallenden Beerdigung des Ermordeten, sowie in zum

[1] Ursache desselben war „das Spiel". Vergl. Beiträge zur Lebensgeschichte des Schauspieldirectors Abt (Frankfurt und Leipzig 1784, S. 52).

Theil sehr scharf gehaltenen Schriften. Wie zu erwarten war, verließ Madame Carl Münster und ging 1782 nach Hamburg. Um diese Zeit aber wollte der (schon nicht mehr junge) Markgraf Friedrich Heinrich von Brandenburg-Schwedt, ein großer Freund des Theaters, an der von ihm 1773 zu Schwedt errichteten Hofbühne den Abgang einer Sängerin ersetzen und schickte seinen Cabinetssecretär, den nachherigen Freiherrn Adolf Julius von Lauer, nach Hamburg, um zu versuchen: ob sich die Lücke dort nicht ausfüllen lasse. Lauer fand in Madame Carl ganz, was er suchte, und bewog sie leicht, Hamburg mit Schwedt zu vertauschen. Die reizende Wittwe machte gleich bei ihrem ersten Auftreten als Zemire in „Zemire und Azor" den tiefsten Eindruck auf das zärtliche Herz des unlängst [am 27. Januar 1782] verwittweten Markgrafen; er ernannte sie zu seiner Kammersängerin und bot ihr die verlockendsten Aussichten, wenn sie seine Liebe erwiedern wolle; allein die durchaus ehrenhafte Frau beharrte standhaft auf ihrer gleich bei dem ersten Antrage ausgesprochenen Weigerung. Ein solcher Widerstand war dem Markgrafen noch nicht vorgekommen; seine Leidenschaft entflammte in Folge desselben nur noch stärker und erreichte endlich einen solchen Grad, daß der hohe Herr sich entschloß, die Künstlerin zu seiner Gemahlin zu erwählen. Ganz insgeheim, nur mit Vorwissen König Friedrichs II., ward sie ihm 1785 förmlich an die linke Hand getraut; auch wurde sie mit dem Sohne ihres ersten Mannes auf des Markgrafen Betreiben unter dem Namen „von Stolzenberg" in den freiherrlichen Stand des Königreichs Preußen erhoben;[1] die Bühne betrat sie natürlich nicht wieder. Die Freigebigkeit des Markgrafen machte sie — die ihm 1786 einen Sohn gebar — zur Besitzerin eines ansehnlichen Vermögens; kurz vor seinem Tode wollte er ihr sogar die große Herrschaft

[1] Diplom vom 5. September 1786. (Kneschke, N. allg. D. Adels-Lex., IX, 61.)

Stolzenberg[1] schenken, von welcher sie nebst ihren beiden Söhnen den Namen führte, allein sie hatte die Klugheit, dies abzulehnen. Noch zu Lebzeiten des Markgrafen hatte sie mehrmals ihre Verwandten in ihrer Vaterstadt besucht; als er [am 12. December 1788] starb, verließ sie Schwedt ganz und bezog das Gut Münchhof bei Gotha, welches sie gekauft hatte, und das wegen seiner Gartenanlagen und seines geschmackvollen Wohnhauses, wie wegen seiner geringen Entfernung von der Stadt einen sehr angenehmen Besitz bildete. Hier lebte sie ohne Verschwendung, aber mit Anstand, und da sie frei von der Klippe des Dünkels und der Anmaßung blieb, an welcher plötzlich Emporgekommene sonst gewöhnlich scheitern, so suchte und liebte man bald ihren Umgang. Der alte Münchhof, den seine vorigen Besitzer vernachlässigt hatten, ward durch sie mit neuem Glanze bekleidet; es bildete sich um die reizende und geistreiche Frau ein kleiner, erlesener Zirkel; vergnügte Feste und freundschaftliche Zusammenkünfte verschönerten manchen Tag und Abend:

„Des Münchhofs alte Laren staunten
Ob diesem nie geseh'nen Fest!"

sang Gotter[2] bei einer solchen Veranlassung. Viele seiner gelungensten und niedlichsten Gedichte erhielten dort ihr Dasein; hier las er zum erstenmale seine „Geisterinsel" aus der Handschrift vor. Von ihm rührt auch die Inschrift auf dem Leichensteine des Bruders der Frau von Lauer her; eines sehr begabten Mannes, den seine unverwüstliche Laune und sein heiterer Sinn zum Lieblinge Aller gemacht hatte. Aus allen Ländern und Ständen bewarben sich bald zahlreiche Freier um die schönen Augen und das schöne Gut der Dame

1 Bei Landsberg, an der Warthe.

2 „An Frau v. L. nach einem Feste auf ihrem damaligen Landsitz." Schlichtegroll, Nekrolog auf 1797, S. 312 fg.

vom Münchhof; sie aber blieb gegen alle unerbittlich, bis sie 1790 ihre Hand dem vormaligen Cabinetssecretär des Markgrafen reichte, — demselben, der sie einst aus Hamburg nach Schwedt geholt hatte. Durch das kursächsische Reichs-Vicariat wurde er im September 1790 als Freiherr Lauer von Münchhof geadelt.[1] Im 13. Theile seiner „Anthologie“ [S. 21—34] hat Matthisson einige Gedichte von ihm[2] aufbewahrt, welche seine Gattin zum Gegenstande haben und von seinem hellen und gebildeten Geiste zeugen. — Nach ihrer Verheirathung blieb die nunmehrige Frau von Lauer zwar noch etliche Jahre abwechselnd zu Gotha; da es aber ihrem Manne auf seiner neuen und großen Herrschaft Plauen an der Havel besser behagte, so beredete er sie, den Münchhof an den Herzog August[3] zu veräußern und die heimathlichen Gefilde auf immer zu verlassen. Beide lebten dann mit zahlreichen, vielfach ausgezeichneten Kindern in glücklicher Ehe zu Berlin. Der preußisch-französische Krieg hatte ihre Glücksumstände hart getroffen; wie oft mag da Frau von Lauer an den minder großen, ruhigeren und friedlicheren Münchhof zurückgedacht haben! Auch sie, die Liebenswürdige, ist allen ihren Bekannten unvergeßlich, und keinem mehr, als mir, den so oft sein rasches Roß zu ihr nach dem Münchhofe trug (wo er nebst Amalien immer die freundlichste Aufnahme fand), und dem durch sie allein jene erste Rheinreise so werth und eine so schöne Erinnerung geworden ist!

Folgenreiche Begebenheiten, die wir auf dieser entzückenden Fahrt nicht im Traume ahnen konnten, geschahen nur

[1] Diplom vom 11. September 1790. Kneschke, a. a. O., V, 417. Die Familie von Lauer-Münchhofen blüht noch.

[2] „Die Schlittenfahrt“ und „Das Tarocko“ — die ersten beiden der bei Matthisson gedruckten Gedichte (im Ganzen sieben) — stehen bereits in Voß' Musenalmanach für 1777, S. 171 bezw. 141.

[3] Herzog Ernst erwarb den Münchhof als Sommerschloß für den damaligen Erbprinzen August 1797, als dieser im Begriff stand, seine erste Ehe zu schließen. (Beck, a. a. O., S. 229.)

wenige Monate nach unserer Zurückkunft von Mainz: die Gefangennahme des schwachen Ludwig XVI. [13. August 1792], der Rückzug der Preußen, die Einnahme von Mainz und Frankfurt und das Vorrücken Custines, vor welchem sich schon damals der Kleinmuth der selbstsüchtigen Zwergmänner unserer ersten deutschen Stände jämmerlich verkroch. Der rege Antheil, den Forster an allen Ereignissen der Mainzer Republik nahm, ließ mich fast glauben, daß bei seinen Weissagungen richtiger Scharfblick allein nicht obgewaltet habe, sondern daß er vielleicht schon damals einige Vorkunde von dem gehabt hatte, was im Anzuge war. Wäre Custine ein General von großen Entschlüssen gewesen, so würde er durch die Einnahme von Coblenz das ganze, von seinem Feldzuge in der Champagne pouilleuse und dem schrecklichen Wetter halb aufgeriebene Heer der deutschen Fürsten abgeschnitten und entweder vollends vernichtet oder nach der holländischen und westfälischen Grenze versprengt haben. So aber war sein Paradezug nach Frankfurt die Rettung des Heeres, und die Mannheit und Treue der wackeren Hessen, welche ihm in der alten Krönungsstadt so tapfer Stand hielten, setzte seinem abenteuerlichen Marsche Schranken. Nun zeigten sich die deutschen Anhänger der französischen Revolution ganz unverhüllt, und die Spannung zwischen ihnen und den Altdeutschen nahm mit der gewöhnlichen Wuth aller Meinungsfehden ihren Anfang. Alte Freunde wurden Feinde; Zwiespalt und Hader trennte die Familien. Einer der ersten, von denen der Abstand der politischen Anschauung mich schied, war der mir bis dahin sehr werth gebliebene Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt, ein Namensvetter, mit dem ich — trotz des „t" über welches er mehr gebot, als ich — oft verwechselt worden bin. Er war ein Meister in der Tonkunst, überhaupt ein genievoller Mann und Schriftsteller; die Aehnlichkeit unserer Namen hatte unsere Bekanntschaft angebahnt — als er auf einer Reise nach Italien durch Gotha kam, besuchte er mich, um

mir zu sagen: wie er eine ganze Zeit lang in Berlin unter der Adresse des „Bibliothekar Reichard“ ein Journal erhalten habe. Der Namensvetter ohne „t“ (wir nannten einander in unserer Correspondenz wirklich stets „Herr Vetter“) konnte ihm dagegen Briefe zeigen, in denen er für den „Capellmeister Reichardt“ angesehen worden war, und worin man von ihm, dem musikalischen Laien, Compositionen, Sonaten u. s. w. verlangt hatte. So entstand eine Bekanntschaft, welche bald Freundschaft geworden war; als nun bei Custines Marsch der Capellmeister Reichardt sich abermals in Gotha einfand und seine Ansichten von der Revolution mit den meinigen gar nicht übereinstimmten, erzeugte dies eine Kälte, welche Jahre lang dauerte. Die Zeit aber, die alles ebnet, glich auch diese Spannung aus, und im Jahre 1809 waren wir wieder die Freunde von ehedem.

14.

Gewohnt, an allen großen Weltbegebenheiten durch Schrift und Wort Antheil zu nehmen, konnte ich auch den Ereignissen der Revolution nicht gleichgiltig zusehen. Nun war es aber von jeher meine Art, wenn ich einmal mit Wärme für etwas Partei ergriffen hatte, nie wegen etwa ungünstig verändernder Umstände feige zurückzutreten; im Gegentheil: je mißlicher und gefährlicher die Lage einer von mir als gut erkannten Sache wurde, desto unververzagter und standhafter beharrte ich dabei. So hatte ich denn auch just in jenem Augenblicke des allgemeinen panischen Schreckens vor Custine den Muth — wenn man will: die Keckheit — den ersten Jahrgang meines „Revolutionsalmanachs" herauszugeben. Da man zu jener Zeit alles in „Almanache" einzukleiden angefangen hatte, so schien mir diese Form zum Zwecke der Ausbreitung gegenrevolutionärer Gesinnungen die wirksamste. Ich theilte meinen Plan meinem alten Freunde Dieterich mit, und weil mir, wie immer, mehr an der schnellen Verwirklichung meines Gedankens, als an irgend einem Geldgewinn gelegen war, so machte ich nur zur Bedingung, daß für schöne Ausstattung und gute Kupfer gesorgt werde. Durch lange publicistische Thätigkeit kannte ich den Geschmack des Publikums und berechnete, daß in solcher Art mein Versuch am leichtesten in viele Hände zu bringen sei. Die Bestimmung des Honorars stellte ich Dieterich anheim; „er solle mich bezahlen, sobald der Versuch sein Glück gemacht haben würde." Daß

aber der Revolutionsalmanach sein Glück wirklich machte — das darf ich wohl sagen, ohne für unbescheiden zu gelten; und gern rühme ich es Dieterich dem Vater nach, daß er mir ein reichliches Honorar aus freiem Antriebe zahlte. Ich erhielt für den Jahrgang dreihundert Thaler; die höchste Summe, welche mir für ein Buch von dieser Bogenzahl je zu Theil geworden ist. Daß der Verlagsartikel gut sein müsse — davon überzeugten mich gleich in den ersten Jahren Dieterichs Nebenspenden an Austern, geräuchertem Hamburger Rindfleisch, Hummern und anderen Leckereien, welche von Zeit zu Zeit aus Göttingen in die Küche meiner Frau flogen. Wir waren also beide zufrieden; Dieterich mit meinen Almanachen, ich mit seinem Honorare, obwohl jeder andere Schriftsteller sicherlich das Dreifache aus dem Artikel zu ziehen verstanden haben würde, wobei der Verleger auch noch im allerhöchsten Maße zu seinem Rechte gekommen wäre, wie eine Äußerung verrieth, welche einst Dieterichs Sohn gegen einen Dritten über den Ertrag des Revolutionsalmanachs während der zehn Jahre seines Bestehens gethan hat. Dieser Äußerung zufolge — und Buchhändlern, wenn sie einräumen, ein gutes Geschäft gemacht zu haben, darf man immer glauben; nur ihre Klagen sind mit Mißtrauen aufzunehmen! — war die Summe, welche mein Almanach eingebracht haben muß, allerdings sehr beträchtlich.

Einer jener Zufälle, deren so viele das Geschick von Büchern entscheiden, wandte meinem Almanach bei dessen Ankündigung die kräftigste Unterstützung der Revolutionäre selber zu; durch den Titel: „Revolutionsalmanach“ verführt, glaubten sie nämlich, eines der Erzeugnisse ihrer Jünger vor sich zu haben. In diesem Irrglauben lebte z. B. unsere Herzogin, die — gewiß sehr seltsam für eine deutsche Landesmutter! — gleich Herrn von Zach, je länger, desto entschiedener auf die Seite der neufränkischen Republik trat, und in deren Zimmern daher die Büsten der Gewalthaber von Bailly und Lafayette an bis zum Directorat sich in

demselben Maße drängten und eine nach der anderen in die Polterkammer wanderten, um neuen Günstlingen Platz zu machen, wie dies in Paris mit den lebendigen Urbildern der Fall war. In Folge der Ankündigung meines Almanachs unterzeichnete die Herzogin bei der Ettingerschen Buchhandlung auf zwölf Exemplare; da nun das Werk erschien und ganz andere Grundsätze predigte, als die erwarteten, schickte die erzürnte Fürstin ihre Exemplare sämmtlich zurück, war aber als Subscribentin natürlich genöthigt, sie zu bezahlen.

Sehr drollig war die Haltung der Journale gegenüber meinem Revolutionsalmanach; wenn sie ihn recensirten, so mußten sie wohl oder übel Farbe bekennen, und das war ihnen höchst unangenehm. Die meisten Blätter schwiegen daher ganz; die Göttinger „Gelehrten Anzeigen" haben es sorgfältig vermieden, ihn zu erwähnen. War des Almanachs dennoch irgendwo in einem Flug- oder Zeitblatt gelegentlich gedacht, so geschah dies immer nur unter den schärfsten Ausfällen; alle Bemühungen, das Unternehmen zu verschreien oder zu unterdrücken, scheiterten jedoch vollständig; in den ersten sechs Jahren stieg sein Beifall und Absatz von Jahrgang zu Jahrgang, alle meine Erwartungen übertreffend. Als angenehme Frucht für den Herausgeber erschien aus Dresden mit einem sehr schmeichelhaften Ministerialschreiben vom nun verewigten Verfasser des „Leonidas" eine goldene Dose;[1] aus Wien sogar mehrmals eine gleiche, und goldene Schaumünzen. Diese Dosen, von denen die Zeitungen (nicht ohne Uebertreibung!) sprachen, verwandelten sich in eben so viele Steine des Anstoßes für alle demokratischen Schriftsteller Deutschlands, welche diese Dosen weit lieber in ihren eigenen Taschen gesehen hätten. Wie schon erwähnt, setzte

[1] „Grabmal des Leonidas, allen kursächsischen Patrioten gewidmet" (o. O. 1798, Neue Aufl. 1799), ist ein Schriftchen, dessen Inhalt sich auf die sächsische Finanzverwaltung bezieht. Der (anonyme) Verfasser war Friedr. Ludw. v. Wurmb, kursächsischer Cabinetsminister, geboren 1723, gestorben am 18. Januar 1800.

ich sie in Reitpferde, Reisewagen oder Reisekosten um; eine einzige bewahre ich noch jetzt (und für immer) auf: sie kam von Suworow. Durch einen Freund, der sein Adjutant war, hatte ich ihm den Jahrgang 1796 einhändigen lassen, welchen sein Bildniß ziert; der berühmte Feldherr ließ mir [aus Warschau, 4/15 November 1795] eine deutsche, von ihm unterzeichnete Antwort schreiben, welcher er eine grün-emaillirte Dose mit seinem Portrait beifügte. Die Handschrift Suworows war von seltener Nettigkeit und Feinheit. Bei ähnlichen Veranlassungen bin ich mit Handschreiben vom Prinzen Coburg, von Clairfait und dem Erzherzog Carl von Oesterreich beehrt worden, allein unter alle diesen Briefen hochstehender Männer sind Suworows zierliche Zeilen mir die merkwürdigsten geblieben, denn ich machte mir vorher ein ganz entgegengesetztes Bild von der Handschrift eines Kriegsmannes, der seinen Russen eine solche Energie und stahlharte Festigkeit einzuflößen wußte, wie man sie vorher bei jenem Volke nicht entfernt in so hohem Maße gefunden hat. Dabei ward Suworow vom Heere vergöttert; noch mehrere Jahre nach seinem Tode sah ich russische Grenadiere seinen Namen nie anders, als mit entblößtem Haupte aussprechen.

Da ich in Vorstehendem von den Geschenken gesprochen habe, welche mir meine Schriftstellerei — allemal, ohne daß ich mich darum bewarb — eingetragen hat, so darf ich auch wohl einschalten, daß ich nie auch nur das geringste aus England erhielt, während ich überzeugt sein kann, daß mein Name und meine gegen die Revolution gerichtete Schriftstellerthätigkeit durch den Feldmarschall Freytag, durch Mallet du Pan, Zimmermann, de Luc und andere an maßgebender Stelle wiederholt empfohlen wurde. Man darf hieraus wohl unbedenklich den Schluß ziehen: daß England gegen Schriftsteller des Auslandes denn doch nicht so freigebig gewesen ist, wie gewisse Flugblätter hartnäckig haben behaupten wollen.

Die Erwähnung des Revolutionsalmanachs bringt mich

ganz natürlich auch auf die Anfeindungen, Verfolgungen und Verunglimpfungen, die er mir von Seiten der deutschen Jacobiner und Ohnehosen mit aller Erbitterung, welche von jeher blinde Parteiwuth kennzeichnete, in recht reichlichem Maße zugezogen hat. Dergleichen ist von politischen Gährungszuständen unzertrennlich, und da ich diese Angriffe kaltblütig erwartet hatte, so war ich im voraus dagegen bestens geharnischt. Daß Huber einen Anti-Revolutionsalmanach entworfen hatte, der aber nie zur Ausführung kam, habe ich erst nach seinem Tode aus seinen nachgelassenen Schriften und Briefen erfahren. Ernstlicher war die Proscriptionsliste von 1796 des — mann,[1] auf welcher er mich obenan gesetzt hatte, und die allerdings für mich traurige Folgen gehabt haben würde, wenn die Revolutionshermandad dieses Menschen mich je in ihren Zwinger hätte einfangen können, oder wenn es damals eine Mörderhand gegeben hätte. Vollkommen scherzhaft hingegen waren gewisse Schmähschriften, wie z. B. die „neuen grauen" und nicht grauen „Ungeheuer" oder sonstigen Satyren der Janus-Eremita,[2] Laukhard, Rebmann und anderer Obscuranten-Almanachs-Fabrikanten nebst Genossen, welche unter tausenderlei Titeln und Gestalten, in Zeitschriften und Büchern mit oder ohne Kupfer, monatlich und jährlich meinen guten Leumund befehdeten. Das allerlustigste aber blieben doch die anonymen Briefe voll Drohungen, welche gemachte oder echte Ohnehosen mir von Zeit zu Zeit durch die Post zuschickten, oft auch in's Haus werfen ließen. Höchst lächerlich war das Geschrei, welches ein Sprachmeister in Frankfurt am Main, Namens Perrault, wegen eines mir zum Almanach von 1797 eingesandten[3] kleinen Artikels: „Der französische Apostel in Deutschland; eine Warnung

[1] Einer Familientradition zufolge: Rebmann.

[2] Pseudonym für Joh. Christ. Gretschel, geb. am 7. Dec. 1766 zu Reichenbach in der Niederlausitz, gestorben am 14. Febr. 1830 als Privatgelehrter und Redacteur der politischen Zeitung zu Leipzig.

[3] Als № VI., S. 107—109 abgedruckt.

an's Volk," im „Reichsanzeiger" [Nr. 2 vom 3. Januar 1797] gegen mich erhob. Jener Artikel war mir aus Frankfurt von einem alten Freunde und Manne von Ansehen zugekommen; niemand darin war mit Namen genannt, selbst die Stadt war nicht näher bezeichnet. Nur das böse Gewissen konnte also Herrn Perrault in dem geschilderten jacobinischen „Apostel" sich selbst erkennen lassen. Auffallend war es auch vom Redacteur, wie vom Censor des Reichsanzeigers — beide meine Bekannten! — daß sie den Angriff gegen mich ohne weiteres abdrucken ließen, ohne mir, wie doch sonst Bekannte in solchen Fällen zu thun pflegen, zuvor darüber einen Wink zu geben. Den Thatbestand erfuhr ich zuerst von dem Manne, dessen biedere Seele keine Heimtücke und Schadenfreude kannte: vom Herzog Ernst. Kaum hatte er das Blatt gelesen, so schrieb er mir noch [am 2. Januar 1797] Abends spät einige theilnehmende Zeilen, in denen er sagte, wie sehr er sich über das neueste Stück des Reichsanzeigers geärgert habe, worin „wegen des leidigen Revolutionsalmanachs" ein Angriff auf mich enthalten sei. „Mäßigen Sie sich nur, mein Freund" (so schloß des Herzogs Brief) „bei'm Lesen." Gegen jemand, zu dem der Landesfürst so nahe Beziehungen unterhielt, wie dies von mir allbekannt war, würde schwerlich in irgend einem anderen deutschen Staate ohne weiteres ein Angriff wie der des Reichsanzeigers gedruckt worden sein; nur unter einem Regenten war das möglich, der, wie Herzog Ernst, in Sachen der Meinungen nie befahl, und niemand grollte, der etwa anderen Ansichten huldigte, als er, der Fürst.

Eben dies war auch der Fall bei meinem Revolutions-Almanach; man wird bemerkt haben, daß der Herzog ihn „leidig" nannte. Weil er nämlich nichts bitterer haßte, als literarische Streitigkeiten, während mein Revolutions-Almanach leidenschaftliche Gegner in Menge fand, so mißbilligte er dessen Herausgabe, deren Duldung ihm auch die Herzogin, Prinz August (der bei ihr damals seine Abende zuzubringen

pflegte) und der Astronom sehr übel nahmen. „Sie glauben nicht,“ sagte mir der Herzog oft, „was ich wegen des verwünschten Revolutions-Almanachs leiden muß.“ Das genügte mir, mich zu dem Entschlusse zu bringen, auf die Herausgabe des letzten Jahrganges Verzicht zu leisten. Ohne Antheil daran blieb ich jedoch nicht, zumal der Freund, welcher jetzt seinen Namen hergab — er hieß Schmidt; nie habe ich ihn persönlich gekannt — in Kriegsdiensten stand, weit entfernt war, oft keine Feder ansetzen konnte und in der Folge in Aegypten verschollen ist; Beweis genug, daß der Revolutions-Almanach ohne mich nie hätte fortdauern können. Dennoch ergriff ich den ersten Friedensschluß als willkommene Gelegenheit, das Unternehmen ganz eingehen zu lassen.

Die urewigen Wahrheiten, die unveräußerlichen Grundsätze von Billigkeit und Recht, welche der Revolutions-Almanach gepredigt und vertheidigt hatte und die ihm Verfolgung, Schmähungen über Verfinsterung und der Himmel weiß was für Vorwürfe mehr erworben hatten — eben diese unumstößlichen Wahrheiten und Grundsätze wurden bald durch einen aus der Revolution selbst hervorgegangenen glücklichen Krieger, in dessen Plan Schreckensherrschaft und tolle Zerstörungswuth nicht paßte, wieder in ihre alte Herrschaft eingesetzt, und was die Federn vieler tausende von gegenrevolutionären Schriftstellern nie bewirkt haben würden, das bewirkte Napoleons entschlossenes Handeln und der Stern des Glücks, der ihm leuchtete. Daß er die Welt-Republikanisirungs-Fabrik, die Weltbürger-Religion, den Flitterkram der Weltenflicker, die mit dem Aushängeschilde der „Menschenrechte“ lügnerisch prunkten, während in Wahrheit die Menschenrechte von ihnen mit Füßen getreten wurden — daß Napoleon diese krassen Auswüchse der Revolution mit kraftvoller Hand zu beseitigen wußte, dadurch hat er sich ein Verdienst erworben, an dem selbst seine eigenen späteren Ausschreitungen nicht rütteln können. Wie Spreu zerstoben

vor ihm die fahrenden Ritter der „menschlichen Vernunft,“ die mit Feuer und Schwert ausrotten wollten, was irgend alt und ehrwürdig war; feige verkrochen sich vor ihm die Lügenpropheten des neuen Gesetzes, die in drei Constitutionen und zwanzigtausend einander widersprechenden Befehlen „Freiheit“ und „Glückseligkeit,“ die immerfort ausblieben, mit eben der Zuversicht verhießen, wie der hundertjährige Kalender Sonnenschein und Regen. Sie zerstoben, die nichtswürdigen Mordbrenner und Zerstörer, die sogar damit prunkten, in ein paar Jahren mehr vernichtet zu haben, als die Zeit im Laufe von Jahrhunderten nicht vermocht hatte; sie verstummten, die confusen Lobredner der metaphysischen Systeme und des philosophischen Principientrödels, aus dem die Ohnehosen und Drangsale und Verbrechen ohne Zahl hervorgegangen waren. Wohl weiß ich, daß es gegenwärtig nicht an der Tagesordnung ist, auch nur das geringste Gute an dem St. Helena-Manne hervorzuheben, und daß Wieland, wenn er lebte, von seinem berühmten Gespräche mit ihm jetzt nicht zu lallen wagen dürfte. Allein jeder Privatmann, der als solcher mit Napoleon dem Welteroberer und dem nach Europas Oberherrschaft Geizenden — den ich keineswegs vertheidigen will — nichts zu schaffen hat, verdankt ihm, was er als Consul durchführte: Herstellung eines geordneten Rechtszustandes, Schutz des Eigenthums, Ehrfurcht vor dem Gottesdienste, Anerkennung einer vernünftigen Gliederung der Stände und Wiedereinsetzung der Achtung vor der Obrigkeit. Daß er uns Deutschen zur Veranlassung der Erweckung jener großen, in unserem Volke schlummernden Kraft wurde, wollen wir ihm auch nicht vergessen, obgleich solche Erweckung keineswegs seine Absicht gewesen. Wer wollte aber zweifeln, daß, wenn diesen gewaltigen Feldherrn der vernichtende, alles Herkömmliche hassende Zerstörungsgeist eines Danton, Robespierre und Genossen geleitet hätte, Altäre und Throne, Eigenthum und Sicherheit, Wissenschaften und Künste unwieder-

bringlich in Schutt und Trümmer gestürzt wären? Daß blutige Verfolgung Wohldenkender durch deutsche Marats, Finsterniß der Barbarei, Willkür und sansculottische Republikanerwirthschaft an der Tagesordnung gewesen sein würde? — Die Anhänger der Umsturzpartei haben es auch sehr wohl gefühlt, wie ohne Napoleons energische Dazwischenkunft die Hydra ihrer geliebten Revolution gewiß so bald noch nicht ertödtet worden wäre; es ist mir wenigstens ganz besonders auffallend gewesen, 1813 und später unter den erbittertsten Gegnern des Kaisers viele meiner alten deutschen Jacobiner wieder zu erkennen.

Da ich auf meine Revolutionsschriften in diesen Erinnerungen nicht mehr zurückkommen werde, so sei hier noch bemerkt, daß ich seit dem Schlusse des Revolutions-Almanachs an keiner politischen Schrift irgend welcher Art mehr Antheil genommen habe. Die politische Lage meines Vaterlandes ist mir als Deutschem allerdings niemals gleichgiltig geblieben, aber in den Zeiten der Demüthigung und Unterjochung, welche wir von 1806 bis 1813 zu erdulden hatten, richtete mich stets der Gedanke auf, daß solche Zustände nicht die Schuld der Nation seien, sondern nur diejenige ihrer gewissenlosen und trägen Führer. Keinen Augenblick hat mich daher die Zuversicht verlassen: diese Nation werde wieder groß und gewaltig hervortreten, sobald der richtige Augenblick gekommen sei, wie dies ja auch später wirklich der Fall war, als es galt, mit vereinter Kraft den Erbfeind zu überwältigen. Da hat eine vorher nie gekannte Opferwilligkeit Deutschland begeistert, und Alle waren hochherzig Eines Sinnes: die Fürsten, wie die Völker. Doch diese Einigkeit und Begeisterung hat — gewiß zum aufrichtigen Schmerze jedes wahren Vaterlandsfreundes — nicht Stand gehalten, denn schon steht die alte Zersplitterung wieder in traurigster Blüthe; schon haben wir wieder nur „Reiche" und „Staaten," aber kein einiges „Reich." Alle Farben tragen wir — die von „Deutschland" ausgenommen! Nur in der Sprache und in der Wissenschaft

gibt es eine deutsche Nation. Politisch betrachtet, sind alle Zustände von der trübseligsten Haltungslosigkeit, und es herrscht ein Götzendienst der Gewalt. Kein Tag kann für das Schicksal des nächsten bürgen, und der Einzelne, der sich in den Strom der Zeit werfen wollte, um dessen Laufe Ziel und Richtung zu geben, fände muthwillig ein fruchtloses Märtyrerthum in den tobenden Fluthen.

Ehe ich den Gegenstand meiner politischen Schriftstellerei verlasse, muß ich noch einiger angesehenen Männer gedenken, zu denen ich durch sie in nähere Beziehungen trat. Zuerst nenne ich den berühmten Arzt Johann Georg Ritter von Zimmermann, den ich trotz aller Schmähschriften der Knigge=schen Clique längst als einen der ersten Prosaiker Deutschlands schätzte. Sein klassisches Werk über die „Einsamkeit" hat mir manche Stunde verkürzt; ebenso seine nicht minder klassische Schrift vom „Nationalstolz." Als ich aus der Kniggeschen ordensbrüderlichen Verfolgung die Gleichheit unserer Auffassung der Revolution erkannte, schickte ich ihm, doch ohne mich zu nennen, von meinen Flugschriften, sowie später vom ersten Jahrgange des Revolutions=Almanachs ein Exemplar. Der letztere verrieth mein Incognito, und nun schrieb mir Zimmermann am 22. October 1792 einen Brief, der im höchsten Grade verbindlich war. Seitdem dauerte unser Briefwechsel bis zu seinem Tode fort, ja, er dachte sogar daran, mich in hannöversche Dienste zu bringen; ein Antrag, den ich bei meiner Verehrung für den Herzog Ernst, der nie etwas davon erfuhr, sogleich auf das bestimmteste ablehnte.

Durch Zimmermann machte ich die Bekanntschaft des Generals von Stamford; von ihm rührt die Parodie der Marseillaise in den „fliegenden Blättern" her, sowie der Aufsatz „Über den Feldzug des Prinzen von Oranien." Diese „fliegenden Blätter," welche ich lediglich auf Zimmermanns Betreiben herausgab, und für die ich nie ein Honorar bezog,

machten kein Glück und gefielen mir selbst so wenig, daß ich sie bald wieder eingehen ließ.[1]

Noch kam ich durch Zimmermann in Verbindung mit Leopold Alois Hoffmann in Wien, und mit den Eudämonisten; durch diese wiederum — schon nach Zimmermanns am 7. October 1795 erfolgtem Tode — mit einer Gesellschaft von Gelehrten, welche alle revolutionären Schriften planmäßig bekämpfen wollten. Die damalige Unsicherheit der Post machte eine eigene Geheimschrift nöthig, die ich noch besitze, deren Schlüssel mir aber abhanden gekommen ist, so daß ich nicht einmal mehr den Namen Desjenigen enträthseln kann, der mir 1798 jene (alljährlich erneuerte) Geheimschrift zusandte.

An der von Hoffmann geleiteten „Wiener Zeitschrift" (1792—1793) und der „Eudämonia," welche von 1795—98 erst zu Marburg, dann zu Frankfurt erschien, habe ich übrigens nur geringen Antheil genommen; mir mißfiel der barsche Ton, der darin angeschlagen wurde. Auch Zimmermann ließ sich oft durch seine Hitze hinreißen, und dann stritt ich freundschaftlich mit ihm über die Auslassung dieser oder jener heftigen Stelle, da ich alles Gezänke durchaus vermieden zu sehen wünschte.

Den deutschen Mallet du Pan, den witzigen und feurigen Christoph Girtanner zähle ich ebenfalls unter die Freunde, welche meine Schriften mir verschafften. Persönlich lernte ich ihn kurze Zeit vor seinem [am 17. Mai 1800 erfolgten] Tode auf einer Durchreise zu Göttingen kennen, und seine Prophezeiungen, wie seine lichte Ansicht der damaligen und künftigen Dinge sind mir unvergeßlich. Außerdem nenne ich den Genfer Saladin und den Niederländer Cuninghame. Dieser letztere, ehemals Rath und Mitglied des Gouvernements von Utrecht, hatte seinen ursprünglichen Namen, Ryclof

[1] Unzweifelhaft waren es „Fliegende Blätter, dem französischen Kriegs- und Revolutionswesen gewidmet," 12 Hefte, 8⁰, Hannover 1794, bei Hahn. (Kaysers Index, I, 284.) Die Zeitschrift war weder in Göttingen (Universitätsbibliothek) noch in Hannover (königl. Bibliothek und Stadtbibliothek) noch bei dem Verleger aufzutreiben.

Michael van Goens, gegen denjenigen eines Verwandten umgetauscht; ich weiß nicht, aus welchen Gründen. Ich lernte ihn persönlich im Jahre 1794 kennen, als er nach längerem Aufenthalte in der Schweiz zu Erfurt lebte; ein Briefwechsel zwischen uns entspann sich, als ich eine Abhandlung von ihm: „Politischer Utopismus“ („Sur la liberté et l'Utopisme“) aus Lavaters „Handbibliothek für Freunde“ von 1792 in meinem Revolutions-Almanach von 1796 [S. 1—20] aufgenommen hatte. Cuninghame hatte diese Abhandlung auf Lavaters Veranlassung geschrieben, worüber er sich in einem seiner Briefe an mich weitläufig erklärte. Gestorben ist der interessante Mann in der Nacht vom 24. zum 25. Juli 1810 zu Wernigerode am Harz; ein langes, schmerzhaftes Gichtleiden, zu dem sich die Wassersucht gesellt hatte, setzte seinem Leben ein Ziel. Seine Handschriften und hinterlassenen Papiere erbte sein Neffe, Herr D. F. van Alphen, der auf seinem Gute Klingelbeek bei Arnheim wohnte.

Der muthvolle Vertheidiger von Grave im Jahre 1794, Oberst Groß (ich besitze das Journal dieser Belagerung als ein schätzbares Geschenk von seiner Hand), der für sein Vaterland 1798 bei Nidau stritt und dann auf eine Zeit lang die Heimath verließ; Senator Karl Ludwig Haller aus Bern; der Hauptmann gleiches Namens aus Königsfelden, ein gelehrter Numismatiker und mir wegen meiner Vorliebe für die Schweiz gewogen; endlich Oberst Burkhardt aus Basel wurden meine Freunde, „weil“ wie der Senator in seinem ersten Briefe an mich schrieb, „Männer, die gleich denken, und muthig die nämliche Sache vertheidigen, überall Freunde und Bekannte von einander sind, wenn sie sich auch nie persönlich gesehen haben.“ Dies Glück wurde mir jedoch in der Folge bei dreien von ihnen zu Theil, als die Begebenheiten in ihrem Vaterlande sie 1798 zwangen, dasselbe auf einige Zeit zu verlassen. Burkhardts Gesinnungen hatten ihm längst den Haß

der einheimischen Demokraten zugezogen — um so mehr, als seine angeborene Heftigkeit dem Tadel allerdings manchen Spielraum bot. Nachdem er lange Zeit eingekerkert gewesen, verließ er sein Vaterland und machte seit 1799 als Generalquartiermeister bei seinem Freunde und Landsmann Hans Konrad von Hozze (dem Bruder des von mir erwähnten Richterswyler Arztes) den Feldzug der österreichisch-russischen Armee mit, welcher die Vertreibung der Franzosen aus der Schweiz zum Ziele hatte. Im Hochsommer des genannten Jahres sandte ich ihm ein „Mémoire sur un passage des Alpes," welches ich bei meiner Kenntniß dieser Gebirge in der Absicht ausgearbeitet hatte, die Möglichkeit einer Alpendiversion im Rücken des Feindes zu zeigen. Während mein Brief unterwegs war, blieb Hozze im September 1799 gelegentlich eines Angriffs des Generals Massena unweit des Züricher Sees, beim Übergange über die Linth; höchstwahrscheinlich suchte er den Tod mit Fleiß, weil er bei den verkehrten Maßregeln, die das fremdländische Oberkommando ergriff, und die er nicht ändern konnte, einen schmählichen Ausgang des Feldzuges voraussah. Hielt doch, wie ich aus Burkhardts Munde habe, ein russischer General einst bei einem Kriegsrathe den auf der Karte eingezeichneten Lauf des Rheins im Rausche für eine hübsche Landstraße, auf welcher er durchaus marschiren wollte!

Mein „Mémoire" kam demnach nie an seine Bestimmung, oder es wurde, als von einem Laien herrührend, nicht beachtet, obgleich ich allerdings später in einem Werke über Suworow mit Erstaunen gelesen habe, daß dieser Feldherr den Plan wirklich hat ausführen lassen wollen, daß ihn aber Einwürfe und Schwierigkeiten aller Art, die man ihm machte, daran verhindert haben. Natürlich läßt sich nicht entscheiden, ob dies Zusammentreffen zufällig, oder ob dem Grafen Suworow mein „Mémoire" zugekommen und von ihm gelesen war. Im Jahre 1801, als durch die Schlacht von Marengo die Möglichkeit solcher Alpen-Übergänge erwiesen

worden, ließ ich mein „Mémoire“ im Revolutions-Almanach [S. 145 fg.] abdrucken. Nach seines Freundes Hozze Tode lebte Burkhardt lange in Deutschland; wiederholt brachte ich unvergeßliche Tage mit ihm zu, das letztemal im Schooße seiner Familie in dem lieblichen Baden. Nun ist er todt, seine Familie zerstreut, sein schönes Landgut, wo Lavater so oft bei ihm verweilte, Besitzthum eines Fremden geworden. Sein hochbegabter Sohn, der berühmte Entdeckungsreisende, starb [am 15. October 1817] zu Cairo in Egypten.

Wenn ich oben gelegentlich von der Gefangennahme Ludwigs XVI. gesprochen habe, auf die am 21. Januar 1793 seine Hinrichtung folgte, so kann ich hier der Lockung nicht widerstehen, auch über den bekannten Fluchtversuch des Königs (21. Juni 1791) aus dem Munde eines wohlunterrichteten, an den Ereignissen sehr nahe betheiligt gewesenen Mannes einige bisher unbekannte Einzelnheiten mitzutheilen, welche beweisen, daß bei jenem Unternehmen in seltsam verhängnißvoller Weise alles zusammentraf, um dasselbe zu vereiteln. Zunächst blieb der König achtundvierzig Stunden länger aus, als die Abrede war. Die Truppenabtheilungen, welche zu seiner Sicherheit auf dem Wege vertheilt standen, wurden des Wartens überdrüssig, verließen die Landstraße wo sie auf den König stoßen mußten und schlugen Seiten- und Nebenwege ein. Sodann war der Lieutenant, welcher die Husaren zu Varennes commandirte,[1] weder von der Veranlassung seines Commandos, noch von irgend etwas sonst auf die Sache Bezüglichem im voraus und früh genug unterrichtet. Als nun jählings die Katastrophe eingetreten und der König verhaftet war, ergriff ihn eine unbeschreibliche Verwirrung; in dieser redete er deutsch mit der

[1] Husarencapitän Deslon, ein Elsasser. (Vergl. „Mémoires du Marquis de Bouillé,“ IIme Edition, Paris 1822, S. 243.) Er commandirte nicht eigentlich die Husaren zu Varennes, sondern war nur mit einem Theile der zu Dun seinen Befehlen unterstellten Mannschaft nach Varennes gekommen, als er die Verhaftung des Königs erfahren hatte (a. a. O. S. 241).

Königin,[1] welche ebenfalls den Kopf verloren hatte und ihm auf französisch befahl, französisch zu sprechen und sich an den König zu wenden. — Dem Postmeister Drouet, der sich zu Pferde gesetzt hatte um den Reisenden zuvorzukommen und sie in Varennes festhalten zu lassen, folgte ein Reiter, der diese verrätherische Absicht ahnte, mit dem Vorsatze, ihn niederzuschießen; um jedoch alles Aufsehen zu vermeiden, wollte er diese That nicht auf freiem Felde ausführen. Er wartete daher, bis sie beide in ein Wäldchen gelangt sein würden, durch welches der Weg von St. Menehould nach Varennes führt.[2] Hier aber waren zwei Wege; der Verfolger — schlug den falschen ein und verfehlte so den Denuncianten! Merkwürdig genug ist ferner, daß der Gardehauptmann d'Agoult nicht um das Geheimniß wußte; er würde sonst dem König drei Gardes du Corps von Kopf und Entschlossenheit ausgesucht haben. So glaubte er, es sei nur von Courier-Ritten die Rede und wählte einfach die nächsten besten starken Kerle, die gute Reiter waren. Auch bei den Relais kamen Unregelmäßigkeiten vor; ebenso ließ Bouillé das Regiment Royal-Allemand in vierundzwanzig Stunden weder füttern noch absitzen; Reiter und Roß waren daher kraftlos und völlig unvermögend, einzugreifen, als es darauf ankam, den König zu befreien. Es war eben ein Verhängniß, das den armen Fürsten verfolgte.

Der Rede werth sind wohl auch einige Begegnungen mit preußischen Generalen, welche mir das Jahr 1793 in Folge der Truppendurchmärsche brachte. Sehr erbaut war ich von dem biederen Grafen Kalkreuth, der persönlich, wie

[1] Deslons eigenen Berichten zufolge hätte er die Königin deutsch angeredet, weil der Commandant der Nationalgarde in der Nähe gewesen sei. (S. d. Rapport de Mr. Deslon, inséré dans l'histoire de la Revolution française, par M. Bertrand de Molleville, tom. V. pag. 314.)

[2] Le Forêt d'Argonne. S. d. „Carte de la route de Chalons à Montmédy" vor d. „Mémoire de Mr. le Baron de Goguelat." (Paris, 1823.)

in seinen Briefen (geschrieben bei Gelegenheit einer romantischen Charpie-Sammlung, welche eine meiner schönen Landsmänninnen für die Belagerer von Mainz veranstaltete) einen höchst gewinnenden Eindruck machte. Ganz das Gegentheil war der Fall mit einigen anderen preußischen Oberbefehlshabern; General von Kleist z. B. nahm auf dem Münchhof bei Frau von Lauer sein Nachtquartier; ihm zu Ehren ward eine Festtafel veranstaltet, zu der auch ich eine Einladung erhielt. Ich saß dem General gegenüber; als nun die Rede auf den bevorstehenden Feldzug und die neufränkischen Republikaner kam, äußerte ich mich meinen Ansichten und Gesinnungen gemäß. Da fuhr der General gewaltig auf[1] und schalt die Politik des preußischen Cabinets, welches an der Seite Österreichs fechte, statt gegen dasselbe mit den Neufranken gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Vertheidigung der letzteren führte er mit einer solchen Hitze, daß ich, der ich keinen Beruf hatte, mich zum Ritter seines eigenen Königs aufzuwerfen, still schwieg; insgeheim aber stellte ich meine Betrachtungen über dergleichen Äußerungen eines preußischen Feldherrn an, die so unbefangen und laut in Gegenwart der Offiziere eines Regiments gethan wurden, welches der General gegen eben diese Neufranken in's Feld rücken lassen sollte! Als nun später, im preußisch-französischen Kriege von 1806, dieser nämliche General von Kleist die starke Festung Magdeburg, und Ingersleben das unüberwindliche Küstrin so räthselhaft übergab, — derselbe Ingersleben, welcher 1793 als Oberst in meiner Mutter Hause im Quartier gelegen und sich damals nicht minder schroff und unwillig über den begonnenen Feldzug ausgedrückt hatte: — da erinnerte

[1] Man vergleiche die ebenso interessante, wie historisch werthvolle Schilderung: „Über die Eroberung von Magdeburg im Jahre 1806, aus dem Tagebuche eines militärischen Augenzeugen," im 24. Hefte der „Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen" ꝛc. (Leipzig, 1810). Der „Augenzeuge," von dem der vortreffliche Bericht herrührt, ist Carl Emil Constantin von Goechhausen.

ich mich jener Gespräche von vor dreizehn Jahren, und nun fand ich die Handlungsweise der Herren Commandanten von Magdeburg und Küstrin nicht mehr so gar räthselhaft.

Die alsbald eintretenden widrigen Schicksale der deutschen Heere und die sich an deren Unstern knüpfenden Folgen verscheuchten um jene Zeit eine der ersten Familien aus Frankfurt am Main nach Gotha: Madame Bethmann[1] erschien mit zwei Töchtern und blieb während des Winters, bis sie nach Leipzig ging. Baron Grimm, ein vertrauter Freund ihres Sohnes, hatte mich und meine Frau auf die Liste der in Gotha Aufzusuchenden gesetzt; das brachte uns mit dieser liebenswürdigen Familie in eine Verbindung, welche bald die vertrauteste und freundschaftlichste werden sollte. Ein Tag ohne Bethmanns verlebt, war für Amalien wie für mich ein wahrer Verlust, denn Lectüre, Musik, kleine heitere, geschmackvolle Belustigungen und die angenehmste, geistreichste Unterhaltung machten den Verkehr genußreich. Die uns auf diese Weise zu Theil werdende Auszeichnung zog uns aber bald den heimlichen Neid mißgünstiger Seelen zu, deren es in jeder kleinen Stadt so viele gibt; bei dem bekannten Reichthum des Banquierhauses Bethmann träumte man sogar von — der Himmel weiß was für welchen — mir angeblich zufließenden Geldvortheilen, zu denen nie auch nur der geringste Anlaß gewesen wäre. Nun wird man sich erinnern, daß außer meiner Mutter nur noch deren Bruder, der Onkel Bube lebte; beide hatten sich in das sehr ansehnliche Erbe des Großvaters Ballstädt getheilt. Mein Onkel war von Jugend auf zu Sonderbarkeiten geneigt, so z. B. ein leidenschaftlicher Freund von Prozessen. Er schien sich nicht verheirathen zu wollen, und da in diesem Falle sein Vermögen

[1] Die Wittwe von Johann Philipp Bethmann, dem Mitbegründer der Firma „Gebrüder Bethmann" zu Frankfurt a. M., welche am 2. Januar 1748 in's Leben trat. Geboren zu Nassau am 30. Novbr. 1715, starb Joh. Phil. Bethmann am 27. Novbr. 1793 zu Frankfurt.

an seine einzige Schwester fallen mußte, so sah jedermann — wie einst mein Großvater selbst — mich als denjenigen an, in dessen Händen der gesammte Ballstädtsche Nachlaß sich einst wieder vereinigen würde. Ich selbst betrachtete das als eine ausgemachte Sache, zumal da der Onkel mich liebte, ja mir sogar einst eine Mühle, die er im Blankenhainschen besaß, schenkte, nachdem er sie aus einer seiner Grillen in ein Mann-Lehen muthwillig verwandelt hatte. Zu diesem Geschenke wurde er eingestandenermaßen allerdings hauptsächlich durch die Neugierde veranlaßt, zu sehen, in welche Verlegenheiten ich durch dasselbe mit dem Lehenshofe gerathen würde; in der That waren dieselben so groß, daß ich nur mit Mühe einige hundert Thaler von dem ganzen Grundstücke für mich rettete. Später, noch vor meiner Heirath, entschloß sich der Onkel zu einer Ehe, und zwar verband er sich mit einer Demoiselle Gensel, die nicht reich, aber durch ihren Charakter im höchsten Grade verehrungswürdig war. Zur Zeit meines freundschaftlichen Verkehrs mit der Familie Bethmann gelang es nun gewissen Neidern, die den Onkel schon zu seiner Heirath bewogen hatten, ihn auch noch fernerweit zu bereden, daß er ein Testament aufsetzte, durch welches im Falle seines Ablebens sein ganzes Vermögen an seine Wittwe fiele. Der Willkür dieser sollte es dann überlassen bleiben, zu wessen Gunsten sie dereinst verfügen wolle. Das wurde so geheim betrieben, daß meine Familie erst ein Jahr später davon Kunde erhielt, und zwar aus des Onkels eigenem Munde, dem seiner Gewohnheit gemäß (aber, wie immer, zu spät) die Sache wieder leid geworden war. Dennoch blieb das Testament in Kraft, alleinige Erbin des Onkels wurde dessen kinderlose Wittwe. Wie edel diese vortreffliche Frau bei ihrem am 24. December 1822 erfolgten Tode verfügte, und wie ihr Rechtsgefühl die gegen mich geplante Beeinträchtigung vereitelte, werde ich später zu erzählen haben.

Fünftes Buch.

Herzog Ernsts letzte Regierungsjahre und Tod.

1795—1804.

15.

Das folgende Jahr, 1795, brachte mir am 28. Juni die Freude der Geburt meines lieben Sohnes. Als Herzog Ernst mir dazu Glück wünschte, setzte er schmeichelhaft hinzu: es freue ihn, daß es ein Sohn sei, weil er nicht gern ein gutes Geschlecht aussterben sehe. Ganz Gotha erwartete, daß wir ihn bitten würden, die Pathenstelle bei dem Neugeborenen zu übernehmen. Dies würde auch geschehen sein, wäre er Privatmann gewesen; nun aber geschah es nicht, wir wählten jedoch für den Täufling einen einzigen Namen, obgleich denselben keiner der Taufzeugen führte. Als der Herzog mich am Tage nach der Taufe fragte: wie mein Sohn heiße? und ich „Ernst!" erwiederte, fühlte er gerührt die Deutung und drückte mir schweigend die Hand.

Dieser Sohn war der Liebling seiner Mutter, deren Züge er trägt; er ist auch mein Liebling nnd mein treuer Gefährte geblieben. Sein redliches Herz, seine Offenheit, sein grader Sinn und sein Gefühl für große und edle Handlungen, die er begierig aus seinem Lieblingsstudium, der Geschichte sammelte, hatten mich schon früh mit den besten Hoffnungen für sein reiferes Alter erfüllt; er hat keine derselben getäuscht. Daß er mich auf allen meinen Reisen begleitete, härtete seinen Körper ab und gab ihm lebendige, praktische Ansichten von der Welt. Erfüllt von dem kriegerischen Geiste der Zeit, widmete er sich — wie seine Urväter —

dem Soldatenstande; das Husarenregiment des Königs von Sachsen nahm ihn in seine Reihen auf, eine Ehre, deren er sich nach dem Zeugnisse seiner Oberen und Kameraden nie unwürdig gemacht hat. — Diese Blätter werden seiner noch oft erwähnen.

Hatte die Geburt unserer Tochter der Mutter zuerst Anfälle heftiger Magenkrämpfe zugezogen, so kehrte dies Übel mit verdoppelter Heftigkeit zurück, als Ernst auf die Welt gekommen war, und wiederum bezeichnete der Arzt Karlsbad als einziges Mittel zur Hebung des Leidens. Doch diesmal — 1796 — war die Reise dahin nicht unbedenklich; Jourdan rückte mit seinem Heere heran und bedrohte Böhmen; jedermann nannte es Tollkühnheit, daß ich, der Verfasser so zahlreicher Schriften gegen die Revolution, den Revolutionärs grade in die Hände reisen wolle. Allein der Arzt beharrte bei seinem Ausspruch, und ich wußte, was meine Pflicht war. — Als ich vom Herzog Ernst schwermüthig Abschied nahm, nöthigte er mir hundert Stück Ducaten „als einen Nothpfennig für unvorhergesehene Zufälle“ auf; dies Gold trug meine Frau in ihre Kleider genäht beständig bei sich; nach meiner Rückkunft hatte ich die Freude, es dem Herzoge unangetastet wieder zuzustellen.

Im Voigtlande fanden wir alle Gasthöfe mit vornehmen, meist aus der schon von Jourdan besetzten Oberpfalz hierhergereisten Flüchtlingen dicht gefüllt, und leider mußte ich Zeuge der Prellerei und der unverschämten Nichtswürdigkeiten sein, mit denen damals die meisten Deutschen — jedes Gefühls von landsmannschaftlicher Zusammengehörigkeit bar — sich voll Schadenfreude ihren eigenen Landsleuten gegenüber brandmarkten. Die Wirthe schrieben diesen Flüchtlingen mit doppelter und dreifacher Kreide an; für Pferde und Fuhrgelegenheit wurden die übertriebensten Preise gefordert. Sehr drollig war es, daß man mir gleichwohl nur das Gewöhnliche abverlangte, und zwar sonderbarer Weise, weil es hieß:

„Der ist kein Flüchtling; der reist ihnen ja entgegen!“ Das Gespräch der Postillons und der Leute aus niederen Ständen drehte sich überall nur um die baldige Ankunft der Franzosen, wobei sie sich im voraus an dem Gedanken weideten: „wie es dann mit den Vornehmen und Reichen aussehen werde?“ Bei der ersten österreichischen Mauth (vor Asch) war die Frage des Zollbeamten nicht nach Contrebande, sondern: „Wo stehen die Franzosen?“ In Eger hatte man alle Pferde aus der ganzen Gegend requirirt, um Archive, die höchstens noch zu Patronenhülsen verwendbar waren, mit großen Kosten nach Prag zu schaffen. In Karlsbad standen alle Läden leer; jedermann war beschäftigt, seine Habe in Kisten und Kasten zu verwahren; nur ernstlich Kranke machten die kleine Zahl der Badegäste aus. Diese wurden täglich durch die schreckenvollsten Gerüchte geängstigt, deren Unwahrheit sich zwar immer sehr bald herausstellte, die aber nichtsdestoweniger stets von neuen Trug- und Luggeschichtchen verdrängt wurden, welche wieder zahlreiche Gläubige fanden. Kursachsen war damals neutral, und ich hatte mit anderen beschlossen, im Nothfall zu Fuß durch die Waldungen in das nahe Erzgebirge zu flüchten. Allein dies war für meine Frau (die Kinder waren in Gotha geblieben) völlig unmöglich. Nun traf ich aber als just Abreisende glücklicherweise noch die gütige Frau von der Recke, unter deren schönen Charakterzügen dienstfertige Gefälligkeit immer obenan gestanden hat. Kaum erfuhr sie die Besorgniß, in welche mich der gänzliche Mangel an Pferden versetzte, so schrieb sie an einen ihr bekannten sächsischen Pfarrer zu Oberwiesenthal, den sie bat: die drei Pferde, welche er ihr für den Nothfall versprochen und deren sie nun nicht benöthigt sei, da sie sich einer Dresdener Retourkutsche bediene, mir zu überlassen. Sie schickte den Brief durch einen Expressen an den Pfarrer, und dieser war in freundschaftlichster Weise sogleich zu dem Tausche bereit. Der

Sieg des Erzherzogs Karl bei Amberg [24. August 1796] überhob uns zum Glück der Nothwendigkeit, von dieser Güte Gebrauch zu machen. Nun konnte meine Frau ihre Kur gemächlich und mit gutem Erfolge beenden; eine abermalige Wiederholung derselben, im nächsten Jahre, schien das Übel völlig gehoben zu haben, und so glücklich stimmte mich dieser Gedanke, daß, als ich 1797 bei unserer Rückkehr aus Karlsbad eine Einladung nach Catlenburg am Harze fand, wo ich de Lucs persönliche Bekanntschaft machen sollte, ich diese Reise sogleich ganz allein antrat.

Mein Ausflug nach Catlenburg erheitert mich in der Erinnerung noch jetzt. Immer wieder labte ich mich an der wundervollen Aussicht in ein Thal, welches ein silberflimmernder Harzbach durchwand, an dessen Ufern man Weidengebüsche sah und polternde Schneidemühlen; zahlreiche Heerden tummelten sich auf den Wiesen und ein Kranz von Waldungen schloß das liebliche Bild. Diesen erquickenden Anblick genoß ich in der angenehmsten Gesellschaft, denn de Luc war in Begleitung von Zimmermanns altem Busenfreunde, dem würdigen Patje aus Hannover[1] gekommen, mit dem ich lange schon im Briefwechsel stand; bedeutende Gegenstände wurden von uns besprochen. Barruels berüchtigtes Buch war unlängst erschienen; Patje wie de Luc redeten mir zu, es zu übersetzen, und nur mit Mühe konnte ich ihnen die Übertreibungen, Fehlschlüsse und Mißgriffe begreiflich machen, von denen dieses Werk wimmelte. Schon vorher hatte ich einen französischen Aufsatz „Sur les Illuminés“ für Saladin verfertigt, der sich damals in London aufhielt; dort theilte derselbe meine Arbeit Mallet du Pan mit, und da die Handschrift später auch in Barruels Hände kam, so rühren von mir die Milderungen und die schonenden Rückblicke her, welche in den letzten Theilen seines Werkes an mehreren Stellen vorkommen.

[1] Über ihn: „Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer,“ das schon erwähnte Buch von Elise Campe, Bd. I, S. 207 fg.

So ungern ich es that — ich mußte den Bitten Patjes und de Lucs nachgeben und ihnen versprechen, den Barruel zu übersetzen. Als ich aber Hand anlegte und auf so vieles stieß, was weder mit meinen Ansichten, noch mit meinem positiven Wissen übereinstimmte, ging die Arbeit sehr langsam von Statten; Patje entschloß sich endlich, selbst mitzuhelfen, übertrug aber zuletzt die ganze Übersetzung einem Dritten. Von der deutschen Bearbeitung des Barruel[1] sind daher kaum zwei Drittheile des ersten Bandes mein Werk.

Unterdessen war ich angesichts der Vergrößerung meines Hausstandes darauf bedacht gewesen, ob ich nicht eine Anstellung erhalten könnte, die mir zu dem Gehalte von 300 Thalern, den ich aus der herzoglichen Privatschatulle als Cassirer, Bibliothekar und Secretär jetzt bezog, noch einen anderen aus der Landeskasse gewährte. Ein Versuch, bei dem Münzcabinet angestellt zu werden, scheiterte an dem Gewirre von Vetterschaften, welche zu Gotha in üppigster Blüthe standen; denn erst war Schläger Oberaufseher des Münzcabinets und sein Schwiegersohn, der Hofrath Rousseau, ihm (wie es amtlich hieß) „zur Erleichterung beigegeben.“ Als nun Schläger 1786 gestorben war, rückte Rousseau in dessen Oberaufseheramt ein. Mir wurde die Absicht, nun meinerseits Rousseau zu „erleichtern,“ mit dem Bedeuten abgeschlagen: „es ginge nicht, daß ein Dritter zu dem wichtigen Cabinete Schlüssel und Zutritt habe;“ ein Grund, der aber auf Rousseausche Schwiegersöhne offenbar keine Anwendung fand. Denn wie einst Rousseau als Schwiegersohn Schlägers, so wurde 1799 der Collaborator Schlichtegroll als Schwiegersohn Rousseaus dem letzteren „zur Erleichterung beigegeben.“ Allerdings war es consequenter, daß nur immer die Schwiegersöhne des jeweiligen Aufsehers des Münzcabinets diesen „erleichtern“ durften;

[1] 4 Theile, Leipzig und Münster, 1801—4.

dennoch bedauerte ich meine Zurückweisung, da ich aufrichtige Liebe zur Sache mitbrachte; war doch das Münzcabinet seit Herzog Ernsts großmüthigen und einsichtsvollen Vermehrungen nach dem Wiener und Pariser unstreitig das dritte in der ganzen Welt! Ich entsinne mich, daß Napoleon Bonaparte 1804 kurz vor des Herzogs Tode den Abdruck einer seltenen goldenen Münze des Caligula zu haben wünschte, auf welcher der Imperator mit seinen drei Schwestern vorgestellt ist; einzig und allein im Münzcabinet zu Gotha war das Original vorhanden. Es wurde in Silber und Bronce nachgebildet und dem Kaiser gesendet; die Copie in Gold fiel dem Herzog nicht scharf genug aus. Im deutsch-französischen Kriege wanderte das Cabinet nach Hamburg, im Mai 1813 aber, als die Obersteuerkasse sich in einer augenblicklichen Geldverlegenheit[1] befand, zu deren Hebung die Landstände nicht zu bewegen waren, auf Anheimgabe der letzteren als Pfand nach Frankfurt a. M.; Jacobs brachte 25,000 Thaler dafür mit. Eine Zeit lang war auch der wichtigste Theil desselben in einem geheimen Erdgeschoß unter der Privatbibliothek des Herzogs Ernst verborgen, wo die Münzen schon während des ganzen siebenjährigen Krieges Schutz und Sicherheit gefunden hatten. Seit seiner Rückkehr von München, 1810, hat der soeben genannte, mein Schwager Friedrich Jacobs, die Aufsicht über das Münzcabinet, und nun kann das wissenschaftliche Publikum durch einen ebenso humanen wie kenntnißreichen Gelehrten Schätze kennen lernen, die bis dahin mehr oder weniger der höchst unverdienten Vergessenheit anheimgefallen waren.

1 Von dieser giebt auch ein Brief Reichards an Böttiger (Gotha, 1. Juni 1813) Kunde, worin es heißt: „Gestern sah ich die alte deutsche Zeit der Kraft und die neue deutsche Zeit der Hinfälligkeit und Kleinheit auf unserem Schloßhofe in Gestalt einer aufgeladenen Karthaune versinnbildet. Herzog Bernhard der Große erbeutete sie bei Breisach, und seitdem stand sie drei Regenten-Alter hindurch als ein Heiligthum im Zeughause; jetzt — wurde sie, für ein paar hundert Thaler zum Einschmelzen nach Frankfurt verkauft, abgeführt. Sic transit gloria!“

Wenn auch nicht an dem Münzcabinete, so sollte ich die ersehnte Anstellung um jene Zeit dennoch bald erhalten. Durch den Tod eines Kriegsraths wurde grade damals — 1799 — eine Stelle im Kriegscollegium leer; zufällig sprach mein alter Freund Hendrich, nunmehr bereits Kriegsrath, mit mir über die Wahl eines Nachfolgers. Plötzlich fuhr es mir durch den Kopf, mich selbst anzubieten; auf der Stelle eröffnete ich ihm diesen Gedanken. Hendrich versprach, meine Worte in Erwägung zu ziehen, und schon nach wenigen Tagen sagte er mir: er habe mit dem Minister von Frankenberg gesprochen und dieser sich günstig für meinen Wunsch erklärt. Nun hielt ich es für meine Pflicht, den Stand der Dinge ungesäumt dem Herzog zu entdecken; auch er ward mein Fürsprecher, und so war die Sache bald entschieden. Alles ging so schnell und so geheim, daß selbst meine Frau durch das Dekret meiner neuen, ehrenvollen, mit Besoldung verknüpften Anstellung als Kriegscommissionsrath mit Sitz und Stimme im Collegium überrascht ward; 1801 wurde ich dann Kriegsrath. Den glücklichen Ausgang verdankte ich hauptsächlich der wirksamen Empfehlung meines wackeren Hendrich, der mir bei dieser Gelegenheit vergalt, was ich einst an ihm selbst gethan hatte; mein Bestreben war es nun, durch Diensteifer und unermüdliche Arbeitsamkeit mich dieser Empfehlung fortdauernd würdig zu zeigen. — Als ich dem Herzog von dem Ausgange der Sache Meldung machte und auch ihm aufrichtig zu danken Gelegenheit nahm, bat ich ihn, die Besorgung seiner Privatbibliothek und seiner Privatgeschäfte mir nach wie vor anvertrauen zu wollen, und er, der dies selbst gewünscht hatte, gab dazu in verbindlichster Weise seine Einwilligung.

Nachstehend fasse ich nun den ganzen Zeitraum der nächsten Jahre bis zu Herzog Ernsts Krankheit und Tod zusammen, und da ich eben seiner Privatbibliothek gedacht habe, so schalte ich hier ein, was darauf Bezug hat. Er

selbst war sein Bibliothekar, kannte jedes Buch, besorgte den Ankauf der Fortsetzungen wie die Anschaffung neuer Werke und wußte das Seltene einer Ausgabe als bibliographischer Kenner zu würdigen. In mehrere Werke seiner Bibliothek findet sich daher aus Johannes Vogts bekanntem Catalogus librorum rariorum (Ausgabe von 1793) die bezügliche Stelle von seiner Hand eingeschrieben. Dieser Katalog führt auch den Einband der Bibliotheca selecta, die den Herzog in seine philosophische Abgeschiedenheit begleiten sollte. Mein Geschäft bestand nur darin, die Bücher aufzustellen und in die von mir gefertigten alphabetischen und systematischen Verzeichnisse einzutragen. Gern erlaubte der Herzog, daß Forscher, selbst auswärtige, von seinen Bücherschätzen Gebrauch machten, doch durfte ich kein Buch wegleihen, ohne ihn davon zu benachrichtigen. Ebenso machte es ihm Vergnügen, wenn reisende Gelehrte von Ruf oder andere Fremde um die Erlaubniß baten, die Bibliothek sehen zu dürfen. So erinnere ich mich eines Besuchs des Abbé Raynal, dessen erste Erkundigung — die liebe Eitelkeit! — eine Frage nach seiner bekannten „Histoire philosophique et politique“ war. Das Werk wurde ihm gereicht, er wollte darin eine Stelle aufschlagen, und als das Blatt noch zusammenhing, schalt er mich gewaltig, weil ich es mit einer Scheere zu trennen versuchte. „Ein Messer von Elfenbein zum Aufschneiden sei das allerwichtigste Erforderniß jeder Bibliothek“ versicherte er, und schärfte mir dies wiederholt so nachdrücklich ein, daß es mir noch jetzt lächerlich ist.

War der Besuch von Fremden angekündigt, so pflegte der Herzog selbst zu kommen und sich mit den Besuchern in Gespräche einzulassen, wobei er durch seine Kenntnisse sowie durch sein liebenswürdiges, zuvorkommendes Wesen sich ohne es zu wollen, stets Bewunderer und Verehrer erwarb. Auch auf der öffentlichen Bibliothek verweilte Herzog Ernst täglich

einige Stunden, ausgenommen die Sonn- und Feiertage, an denen er bei seiner großen Frömmigkeit selten die Kirche versäumte; es freute ihn, wenn seine Schwiegertöchter und Kinder ihn dahin begleiteten. Seine Gemahlin zog sich unter dem Vorwande von „Gesundheitsrücksichten" um die Zeit der Revolution ganz von der Betheiligung am kirchlichen Leben zurück; ein gleiches that auch der Astronom von Zach. — Der Herzog war in seiner Gläubigkeit durch die persönliche Bekanntschaft mit de la Beaumelle, Voltaire, Helvetius und anderen Freigeistern bestärkt worden, die er in seiner Jugend am Hofe seiner Mutter zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte; seit seiner Thronbesteigung bethätigte er es als eine ernste Regentenpflicht, in ehrerbietiger Innehaltung der hergebrachten kirchlichen Formen dem Volke mit gutem Beispiel voranzugehen. Wie alle seine Handlungen, so übte er auch diese ohne alles Geräusch, und mit dem aufrichtigen Wunsche, in der Kirche als Privatmann, nicht aber als Fürst angesehen zu werden.

Ein gleiches galt auch von den beiden Bibliotheken, in denen er jedem Zwange, jeder ängstlichen Zurückhaltung durch seine belebte Unterhaltung schnell ein Ende zu machen wußte; viele auswärtige Gelehrte, wenn sie sich an ihren Aufenthalt in Gotha und an ihre Gespräche mit dem Herzog Ernst in den Morgenstunden auf den Bibliotheken erinnern, werden dies bestätigen können.[1] Schon in den „Allgemeinen Geographischen Ephemeriden" (XIX. Bandes 1. Stück) habe ich des Herzogs Handbibliothek geschildert, die aus den Fächern der höheren Mathematik, der Physik, Erd- und Länderkunde, der alten Literatur, der Linguistik und Archäologie

[1] Eine hieher gehörende interessante Aufzeichnung findet sich in der „Lebensgeschichte" des aus dem Benedictinerkloster zu Banz entflohenen Mönches, späterer Kais. russ. Collegienraths Joh. Baptist Schad (Neue Aufl. Altenburg 1828, Bd. III, S. 516 fg.), der die Gothaer Bibliothek 1798 besuchte und den Herzog „in ziemlich abgenutztem Überrocke" fand; Schad nennt seine Aufnahme „sehr human," u. s. w.

Werke besaß, welche man in Deutschland vielleicht nur in der Universitätsbibliothek zu Göttingen zum zweitenmale so vereint und vollständig antraf. Dahin gehören ferner die Editiones principes und selectae alter Classiker; auf seinen Spaziergängen sah man den Herzog oft mit einer Handausgabe irgend eines lateinischen oder griechischen Autors. Man hat bemerken wollen, die Sammellust sei von jeher eine Eigenheit der sächsischen Fürsten besonders dieses Zweiges gewesen; in der That besaß Herzog Ernst an wissenschaftlichen Gegenständen noch ein reich ausgestattetes physikalisches Cabinet und eine erlesene Landkartensammlung; die letztere wurde im Jahre 1813 von einer russischen Behörde requirirt und war, aller Bemühungen ungeachtet, nicht zurückzuerhalten. Herzog Ernst, Gelehrter aus wahrer Liebe zu den Wissenschaften, nicht aus Sucht zu glänzen, kam bei seinen Forschungen immer auf den Grund der Dinge und rastete nicht, bis er einen Gegenstand erschöpft hatte. Ihn unterstützte dabei sein von Jugend auf ernster Sinn, dem alles Oberflächliche und Leichtfertige verhaßt war. Schon als Kind zeichnete er sich zum Spielwerk am liebsten mathematische Figuren; als Mann war sein Zeitvertreib eine der schwersten Rechnungsaufgaben: der Rösselsprung im Schach. Noch in den letzten Jahren seiner Regierung veranlaßte er den Geh. Assistenzrath Lichtenberg, einen erfahrenen Physiker, zwei Jahre nach einander Vorlesungen über die Physik vor einem zahlreichen Hörerkreise aus allen Ständen zu halten; ein Mechaniker von seltener Begabung und Genauigkeit, der nur zu London hätte leben müssen, um neben Ramsden und Dollond mit Ehren genannt zu werden, der 1814 gestorbene Aufseher des physikalischen Cabinets, Johann Friedrich Schröder, war Lichtenbergs Gehilfe bei diesen Vorlesungen. Ebenso fungirte Schröder in dieser Eigenschaft bei den Vorträgen, welche 1802 der berühmte Naturforscher Ritter, von Herzog Ernst eigens aus Jena verschrieben, über den Galvanismus

hielt, und wobei viel experimentirt wurde. Vor dem Herzoge stellte auch der Harlemer Physiker van Marum 1798 seine Experimente mit schneller Feuerlöschung an; ferner wendete sich an ihn und fand Unterstützung bei ihm der bekannte Dr. Samuel Hahnemann, als er einen Platz zur Anlegung seiner Heilanstalt für Wahnsinnige suchte; Herzog Ernst ließ ihm 1792 das Schloß in Georgenthal zur Benutzung einräumen. Nun erlangte in dieser Heilanstalt zwar der arme Klockenbring aus Hannover 1793 seine Vernunft wieder, um die ihn „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn"[1] gebracht hatte, allein die excentrischen Geniestreiche des Directors der Anstalt selbst entzogen dieser bald den Schutz des Herzogs. Als ich einst den witzigen Amtmann zu Georgenthal fragte: „wie viel Narren Hahnemann jetzt in seiner Anstalt habe?" lautete die trockene Antwort: „Einen, und das ist er selbst."

Auch die berühmte Salzmannsche Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal wäre ohne die werkthätige Unterstützung des Herzogs Ernst, aller Emsigkeit ihres würdigen Begründers ungeachtet, nie zu dem erblüht, was sie geworden ist, denn von dem Herzoge kamen die beträchtlichen Kapitalien, deren Salzmann 1784 und in den folgenden Jahren für den Anfang bedurfte, und die er theils als Darlehen, theils als Geschenke erhielt. Der Besuch des berühmten Astronomen de la Lande in Gotha, 1798, und der sich daranknüpfende sog. „astronomische Convent" — nämlich die Zusammenkunft einer großen Anzahl der berühmtesten Astronomen aus allen Theilen Europas in unserer Stadt — wurden zwar durch die Herzogin und Herrn von Zach veranlaßt, doch nur Herzog Ernsts Berufung und Schutz konnte dies für die

[1] „Der artige Klockenbring" ist eine der handelnden Personen dieses Kotzebueschen Pasquills; S. 28 fg. und 54 fg. wird Klockenbring besonders hämisch angegriffen. Geb. am 31. Juli 1842 zu Schnakenburg, starb Klockenbring als Geh. Kanzlei-Secretär in Hannover am 12. Juni 1795; sein Nekrolog in Schlichtegrolls Werk, VI, 1, S. 124—247.

Wissenschaft so wichtige Ereigniß herbeiführen; de la Landes Confessions, welche er am 21. October 1804 niederschrieb, sind für jene Vorgänge eine beachtenswerthe Quelle. Dem edlen Fürsten war eben nichts fremd, was von Nutzen für die Menschheit, oder was wissenswürdig war; seine Begierde, allen Dingen auf den Grund zu kommen, ging so weit, daß, als Philadelphia und nach ihm Pinetti nach Gotha kamen, er sich von Beiden in ihre Täuschungskünste einweihen ließ.

Schon vor mir hat einer der Biographen des Herzogs hervorgehoben, wie es ein schöner Zug von ihm war, daß er Sammlungen, deren Anschaffung oft mehr als Eines Menschen Leben in Anspruch genommen hatte, nach Kräften vor der Vereinzelung und Zerstreuung zu behüten strebte; eine Erhaltungsliebe, welche ihm 1822 durch das ungetheilte Beisammenbleiben der ihm so werth gewesenen Sammlungen vergolten wurde, indem damals der Herzog August unter meinem Beirathe die Bibliothek seines Vaters mit der öffentlichen vereinte. Lag ein Fall vor, wo eine werthvolle Sammlung von dem Loose der Zersplitterung bedroht war, so entschloß er sich gern zum Ankauf, vorausgesetzt, daß seine Privatkasse denselben erlaubte. Der berühmte Philolog und Bibliograph Heidegger aus Zürich, mir auf meiner ersten Schweizer Reise bekannt geworden, hatte 1796 sein Vaterland verlassen und von seiner herrlichen Bibliothek das kostbarste, den großen Schatz von Incunabeln, mit sich genommen. Im Jahre 1801 schickte er mir den Katalog, damit ich diesen dem Herzoge vorlegen möchte, der von demselben entzückt war. Gern hätte er Heideggers Schätze gekauft: „meine Bücherliebhaberei ist Ihnen bekannt genug“ schrieb er mir; „allein die geforderte Summe von 13,000 Thalern ist allzu beträchtlich, als daß ich sie auf einen literarischen Luxus zu einer Zeit verwenden könnte, wo meine eigene Zukunft wie ein unauflösliches Räthsel selbst ist. Bleibt die Lage der Dinge in Deutschland nur einigermaßen, wie sie vor zehn Jahren war, bleibe

ich in meinem Neste sitzen, obschon etwas weniger reich an Federn — so darf ich noch immer an Liebhabereien mit Ruhe denken, denn am Ende wachsen die Federn nach, und man kommt endlich wieder zu Kräften." Heidegger, der aus dieser Antwort, welche ich ihm mittheilte, doch die Bereitwilligkeit des Herzogs erkannte, kam nun selbst nach Gotha; der Handel zerschlug sich jedoch, weil der Verkäufer von seiner Forderung durchaus nicht ablassen, der Herzog aber ein Dritttheil weniger geben wollte. Ueberdies verlangte Heidegger für sich den Geheimerathstitel, den der Herzog nur seinen Ministern und Gesandten zu geben gewohnt war, wie er denn überhaupt Titel als eine Münze ansah, die durch Verschwendung sich selbst entwerthe. Trotz des Scheiterns der Verhandlungen aber schied Heidegger mit Hochachtung vom Herzog Ernst; später kehrte er nach Zürich zurück, wo er 1808 gestorben ist, und nun geschah, was er so angelegentlich hatte verhüten wollen: die ihm so lieb gewesene Sammlung von Incunabeln wurde versteigert und durch die ganze Welt zerstreut!

Zu den Gelehrten seines Landes, welche der Herzog heranzuziehen und deren Verdienste er zu würdigen wußte, gehörte unter anderen der Geheimarchivar Hofrath Heß, ein Gothaer Kind. Kränklichkeit und ein Hang zur Schwermuth machten ihn mißtrauisch und ungerecht gegen sich selbst; der Laie ahnte in ihm eher einen Sonderling, als den kenntnißreichen Mann, der die vornehmsten lebenden und todten Sprachen geläufig inne hatte, ergreifende Lieder dichtete, die in halb Deutschland gesungen wurden, und als Diplomatiker und gründlicher Geschichtsforscher Erstaunliches leistete, wobei er aber fast immer seinen Namen verschwieg. Dankbar ehrte und liebte ich in Heß den Freund, den Gelehrten und pünktlichen Geschäftsmann, der seine Neigung zu mir auch seinerseits in einer langen Reihe von Jahren stets bethätigt hat. Auf meine Veranlassung bewilligte ihm Herzog Ernst

1787 die Kosten zu einer Reise nach der Schweiz; ich hoffte, die Eindrücke dieses schönen Landes würden auf seine für alle Reize der Natur empfängliche Seele einen wohlthätigen Einfluß üben. Leider sollte ich mich getäuscht haben. Erst später, als er der Schwager des berühmten Arztes Hufeland wurde, wirkte die würdige Gattin erheiternd auf ihn, bis ihr Tod seine vorige Schwermuth mit verdoppelter Kraft wieder heraufbeschwor. Durch mich war Heß am Johannisfeste 1786 Freimaurer geworden; ich war sein Pathe, und — sonderbar! — der eifrige und treue Arbeiter starb am Morgen des Johannisfestes 1816; als vorsitzender Meister mußte ich es sein, der die Brüder der Loge bei seinem feierlichen Leichenbegängnisse führte und in seine Gruft den Abschiedsgruß hinabrief.

Wie dem edlen Fürsten die Männer, welche er schätzte, an das Herz gewachsen waren, beweist auch der Brief, welchen er uns 1800 nach Karlsbad schrieb, als sein alter und würdiger Freund, der Hofrath und Bibliotheksdirector Geißler, an der zu Gotha epidemisch aufgetretenen Ruhr, von welcher Herzog Ernst selbst kaum genesen war, erkrankte und starb.[1] Der Herzog, der ihn wegen seiner Redlichkeit und Kenntnisse in hohem Grade schätzte, hatte in dem erwähnten Briefe schon keine Hoffnung mehr zu seiner Herstellung; schwermüthig schrieb er: „Ich gelange zu einem Alter, in welchem es nicht leicht ist, neue Verbindungen einzugehen, und ältere der einzige Trost sind. Meine Aussichten sind daher nicht die fröhlichsten; meine Bekanntschaften gehen nach und nach mit dem Tode ab, und am Ende sehe ich mich alt und verlassen mit meinen Grillen allein übrig bleiben. Könnte ich diese Grillen mit dem Laufe der jetzigen Welt gleichen Schritt halten lassen, dann würde ich weniger zu beklagen sein, allein dazu bin ich zu alt, zu grau geworden; ich kann nicht

[1] Am 2. Septbr. 1800. Elf Tage später erlag der Epidemie auch seine Wittwe, Johanne Dorothea geb. Rothe, im 58. Jahre ihres Alters.

fordern, daß sich die Welt nach mir richte; und man begehrt dagegen von mir, daß ich meine Erfahrungen, meine eingewurzelten Vorurtheile fahren lassen, alles aus dem mir fremden Gesichtspunkte betrachten soll — dies ist hart, ja unbillig, sogar unmöglich."

Allerdings war der Herzog an eine so ungemein regelmäßige Lebensweise gewöhnt, daß jede Abweichung von derselben in der That fast eine Unmöglichkeit für ihn sein mußte. Langjährige Gewohnheit hatte ihn fast zum „Manne nach der Uhr" gemacht. Täglich in frühester Morgenstunde ritt er, nur begleitet von einem Reitknechte, spazieren, das Wetter mochte gut oder schlecht sein. Nur die Sonn- und Festtage machten eine Ausnahme. Ebenso ging er, wenn es die Witterung erlaubte, jeden Mittag vor dem Ankleiden in der sog. „großen Allee," die jetzt fast öde und verlassen ist, auf und nieder; hier begleitete ich ihn gewöhnlich, manchmal leistete auch meine Frau, allein oder mit den Kindern, uns Gesellschaft. Während der schönen Jahreszeit brachte der Herzog die Nachmittage bis spät gegen Abend in seinem Parke zu; wenn er dann meine Frau oder mich auf einem Spaziergange gewahr wurde, so lud er uns ein, zu ihm in den Park zu kommen, oder er verließ sein Buch und sein einsames Gartenzimmer, um uns auf unseren Streifereien durch Flur und Feld zu folgen. Er liebte den Umgang und die Unterhaltung gebildeter Damen; äußerst unangenehm war es ihm daher, als die Herzogin — ebenfalls „wegen ihrer Gesundheit" — keinen Hof mehr hielt, sondern auf ihrem Zimmer blieb, wo sie, nur in Gesellschaft des Herrn von Zach und einer alten Hofdame, für sich allein speiste. Das feine, rücksichtsvolle und zarte Benehmen des Herzogs gegen das andere Geschlecht war unvergleichlich; man konnte ihn die Höflichkeit und gute Lebensart selbst nennen. Nie würde ihm die geringste ungesittete oder gar zweideutige Bemerkung entschlüpft sein. Unsere Ausflüge in das Feld erstreckten sich

oft weit hin; häufig kamen wir von denselben erst nach zwei oder drei Stunden zurück; aber unter zwanglosen Gesprächen über tausend Gegenstände (gewöhnlich aus den reichen Fächern seines mannichfaltigen Wissens und seiner oder unserer Lectüre) war uns die Zeit heiter und unvermerkt entflohen. Von Regierungsangelegenheiten war nie die Rede; nur ein einziges Mal kam das Gespräch auf eine beabsichtigte Ausgabe von Papiergeld für Gotha und Altenburg; unsere Gründe dagegen entschieden bei dem Herzoge die Ablehnung des Vorschlags. Oft, in hellen Herbstnächten, standen längst die Sterne am Himmel, wenn wir heimkehrten, und dann erläuterte er mit seiner klaren Darstellungsgabe dieses oder jenes Sternbild. Noch jetzt geht nie der schöne Stern der sinkenden Nacht auf, ohne daß ich, der allein Zurückgebliebene, jener sokratischen Abende nicht lebhaft gedenke und mich freue, daß wo ich auch bin, dieser Abendstern mir am Himmel glänzt. Wehmüthig ruft sein Bild ein stilles Andenken an die beiden unvergeßlichen Gefährten jener Tage in mir wach und wiegt mich träumerisch in Zeiten ein, die nur zu schnell auf immer vergangen sind.

16.

Seit der Wende des Jahrhunderts etwa nahm die Gesundheit des Herzogs Ernst zusehends ab; dagegen mehrten sich die weißen Haare auf seinem ehrwürdigen Haupte und die Zeichen des innern Kummers auf seinem Gesichte. Mehrere Sommer hindurch trank er das Egerwasser, welches er lobte, allein da er das Bad nicht selber aufsuchte, so mangelte es ihm an dem bei Brunnenkuren so überaus wichtigen Einflusse wohlthätiger Zerstreuungen; er blieb beständig in dem Kreise der gewohnten Kränkungen, durch deren Einfluß ihm das Wasser mehr zum Gift, als der Gesundheit förderlich werden mußte. Die seltsame Fügung eines feindlichen Schicksals hatte es nun einmal über den edlen Fürsten verhängt, daß er, geschaffen für ein stilles häusliches Glück und wie dazu gemacht, ein Hausvater im höchsten Sinne des Wortes zu sein, nirgends weniger Heiterkeit und Befriedigung finden sollte, als in seiner nächsten Umgebung. Die Stadt- und Hofklatschereien, durch die so manche Spannung erzeugt und befördert wurde, mag ich hier nicht niederschreiben; nicht den Schlamm wieder aufwühlen, welcher nun längst zum trüben Niederschlage geworden ist. Ich müßte fürchten, den in diesen Dingen so zartfühlenden Herrn, welcher dies alles nicht einmal geargwohnt wissen wollte, noch im Grabe zu beleidigen. Verschloß er seine Empfindungen doch auch bei Lebzeiten tief im Innersten seines Herzens, auf die Gefahr, daß dieses breche — wie es gebrochen ist!

Redlich trug jedoch Ein Mitglied seiner Familie in den letzten Zeiten dazu bei, ihm wohlthuende Augenblicke zu bereiten: das war seine zweite Schwiegertochter, die Prinzessin Caroline Amalie von Hessen-Cassel, seit dem 24. April 1802 vermählt mit dem Erbprinzen, der am 4. Januar 1801 seine erste Gemahlin, die Prinzessin Louise Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, mit der er am 21. October 1797 verbunden worden war, durch den Tod im Wochenbette verloren hatte. Der Herzog Ernst ehrte das gesetzte, gutmüthige Wesen dieser vortrefflichen Frau; er schätzte sie wegen ihrer Frömmigkeit, und weil sie ihrer Stieftochter, der am 31. December 1800 geborenen Prinzessin Louise eine sorgsame, echt mütterliche Pflege angedeihen ließ, wie denn die kleine, vom Herzog Ernst innig geliebte Enkelin unter ihrer Aufsicht zusehends gedieh und schon damals zu versprechen begann, was sie später gehalten hat: nämlich eine blühende Rose an Schönheit und Bildung unter Deutschlands Prinzessinnen zu werden. Sie reichte ihre Hand am 31. Juli 1817 einem Agnaten, dem regierenden Herzog Ernst von Coburg, der nun unser Landesherr geworden ist.

Die feste, saubere Handschrift seiner neuen Schwiegertochter hatte den Herzog Ernst, welcher — wie Lavater — großen Werth auf solche Zeichen legte, schon bei'm ersten Briefe derselben entzückt; er hatte mir diesen gleich nach dem Empfange mit lebhafter Zufriedenheit gezeigt. Noch auf seinem Todtenbette sprach er von der Erbprinzessin oft gegen mich, und stets mit Herzlichkeit.

Da der Herzog in seinen letzten Jahren vom Reisen nichts hören mochte und sich im gewöhnlichen Gleise des einförmigen Lebens besser gefiel, so war es dem Leibarzt Grimm nur ein einziges Mal geglückt, ihn zu bewegen, das Karlsbad zu besuchen. Die Reise wurde im Jahre 1802 unternommen, und zwar unglücklicherweise grade zur Zeit der rauschendsten Badesaison, im Juni und Juli. Dies war

das Mittel, dem Herzog Bad und Kur für immer zu verleiden; das richtigere wäre gewesen, wenn man im Frühjahr oder im Spätherbste aufgebrochen wäre, wo der Zufluß vornehmer Personen nicht so stark, und der steife Etikette-Zwang verschwunden ist. Leider war dies seinem Begleiter, dem Geheimerath von Thümmel nicht begreiflich zu machen; vielmehr trug dieser in der besten Meinung, den Herzog zu zerstreuen, durch angestellte Festlichkeiten selbst dazu bei, den Kranken in eine Menge von Aufwartungen, Empfang und Ceremoniell aller Art zu verwickeln; dazu kam, daß der Herzog ganz allein durch sich, abgesehen von seinem Stande, schon fesselte, weßhalb Damen und Herren begierig den Umgang mit einem Fürsten suchten, an dem die Feinheit seines Benehmens ebenso auffallen mußte, wie der Reichthum seiner Kenntnisse. Herzog Ernst, ängstlich beflissen, jede ihm erwiesene Aufmerksamkeit sogleich zu erwiedern, befand sich mithin in einer beständigen Spannung, aus der er sich ungeduldig erlöst zu sehen verlangte; kaum waren daher die einundzwanzig Tage verflossen, welche man gewöhnlich zur Kurzeit bestimmt, als er, ohne auf die Wirkungen des Wassers zu achten, welche in einem geschwollenen Beine heilsam zu Tage traten, ohne irgend eine Gegenvorstellung hören zu wollen, auf- und davon reiste, mit dem ausgesprochenen Vorsatze: „nie wieder nach Karlsbad zu gehen.“ Hatte er solchen Vorsatz einmal fest gefaßt, so hätte man eher die Welt aus ihren Angeln heben, als ihn bewegen können, davon zurückzukommen. So brach er denn, unbekümmert um seine Beinschmerzen, auf und ging nach Dresden, dem Kurfürsten Friedrich August seine Ergebenheit zu bezeigen. Zwischen diesen beiden Regenten herrschte ein gewisser Einklang der Anschauungen, besonders auch der Lieblingsstudien: der höheren Mathematik.

Im Herbste des nämlichen Jahres 1802, als Herzog Ernst schon wieder nach Gotha zurückgekehrt war, ging ich

selbst mit meiner Frau nach Karlsbad, wo ich die Freude hatte, meines fürstlichen Freundes überall mit Ausdrücken der Bewunderung und Hochachtung erwähnen zu hören. Der Präsident eines preußischen Staatsdepartements, Herr von Kircheisen, später preußischer Staats- und Justizminister, rühmte mir gegenüber, ohne meine Verhältnisse zum Herzoge zu ahnen, dessen staatswirthschaftliche Kenntnisse mit beredten Worten und hob namentlich hervor: wie seine Fragen stets gründliche Belehrung zum ernsten Zwecke gehabt hätten. Sehr bezeichnend bemerkte auch Herr von Kircheisen: wie der Herzog niemals in seinen Gesprächen ein Wort von „Land“ oder „Unterthanen“ habe einfließen lassen; wenn die Rede von seinen Fürstenthümern gewesen, so habe er sich immer allgemeiner Ausdrücke bedient, wie z. B. „bei uns,“ oder: „in unseren Gegenden“ u. dgl.

Wenn es vielleicht seltsam scheint, daß bei so engen Beziehungen zum Herzog Ernst von uns nicht grade die nämliche Zeit zum Aufenthalte in Karlsbad gewählt wurde, wo auch er dort anwesend war: so will ich nicht verhehlen, daß ich glaube, der Herzog hätte dies ganz besonders gern gesehen. Allein weder er, noch wir äußerten die entfernteste Anspielung darauf; er nicht, weil er fürchtete, durch solche Auszeichnung den ohnehin schon in nichtswürdiger Weise regen Neid gewisser Kreise gegen meine Frau und mich zu vermehren, wir nicht, weil wir die Zartheit seiner Empfindungen ahnten und würdigten. Als ich daher kurz vor seiner Abreise nach Karlsbad um Urlaub zu einer Reise eben dahin bat, und zwar für den Monat, in welchem er (wie ich wußte) dort nicht mehr zugegen sein würde, las ich auf seinem Gesichte, daß er fühlte und ehrte, was mich so handeln ließ.

Jenes Jahr meines Aufenthalts in Karlsbad zeichnete sich wiederum dadurch für uns erfreulich aus, daß wir die angenehme Bekanntschaft vieler bedeutender Menschen aller

Stände und Länder machten. Als wir nach unserer Heimkehr auf unseren Spaziergängen dem guten Herzog manche frohe Einzelnheit, noch in der Erinnerung dadurch heiter angeregt, erzählten, verglich er mit unserem vergnügten Aufenthalte trübe den seinigen, und von neuem brach er in Klagen aus über seinen unglücklichen Stand, den er als die Hauptursache jeglicher Bekümmerniß anzuschuldigen pflegte, welche ihn betraf.

So erschien das Jahr 1803, und mit ihm eine neue Quelle der Sorge für den Herzog — Prinz Friedrich wurde durch eine Krankheit außerordentlicher Art jäh überfallen. In dem Reinhardsbrunner Tagebuche des Herzogs Ernst, dessen ich bald nähere Erwähnung thun werde, findet sich dieser schwere Schlag unter dem 12. Juni 1803 auf folgende fromme und herzliche Weise eingetragen: „Auch geht morgen, Montags, mein Sohn Friedrich in's Bad nach Wiesbaden. Wollte doch Gott, daß er von seiner häßlichen hysterischen Krankheit, von der er in der Nacht vom 18. auf den 19. März zuerst heimgesucht wurde, und die nunmehr zwölf volle Wochen gedauert hat, dort völlig wiederhergestellt werde; und seinen heiligen Segen dazu verleihen! Amen!" Dies Gebet ging nicht in Erfüllung; erst im Jahre 1810 traten einige Veränderungen in der Zeitdauer jener Krämpfe ein, bis dieselben durch den Aufenthalt des Prinzen in den milden Himmelsstrichen Italiens und durch den Gebrauch von Seebädern zum Theil gehoben wurden; leider (nach Grimms Weissagungen!) mit bösen Folgen, wie ich später bei der Geschichte seiner Regierung näher darzulegen haben werde: allzuheftige Mittel brachten den unglücklichen Prinzen um Ein Auge, sowie um den Gebrauch seiner schönen Stimme, welche er so oft in melodischen Gesängen geübt hatte. Die Krankheit, wie soeben erwähnt, 1803 zuerst zu Tage getreten, war sehr merkwürdig: eine Krampfstarrsucht des ganzen Körpers ergriff den Prinzen bei vollem

Bewußtsein; er glich dann einem jener plötzlich versteinerten Ritter aus alten Zaubermärchen; kein Glied seines Körpers hatte Biegsamkeit oder konnte von ihm auch nur geregt werden; alles war steif und schwer wie ein bronzenes oder marmornes Standbild. So wenig sich die Arme oder Beine eines solchen biegen und bewegen lassen, so wenig war das der Fall bei dem Prinzen Friedrich. Sorgfältig mußte er daher darauf bedacht sein, dem Körper und den Gliedmaßen vor dem Eintritte der Krämpfe eine bequeme Lage zu geben, weil jedes Glied in genau der Haltung verharren mußte, worin die Versteinerung es überrascht hatte. Zu Anfang dieser entsetzlichen Krankheit schwand während der Anfälle auch die Sprache und die Bewegungsfähigkeit der Augen; dies geschah aber seit 1810 nicht mehr, der Prinz benutzte daher nachmals diese Zeit gewöhnlich zum Dictiren seiner Briefe, oder um sich erzählen, auch wohl vorlesen zu lassen. Sobald die Starrsucht aufgehört hatte, war der Kranke wieder so beweglich, so munter und gesund, als ob nicht er, sondern ein völlig Fremder gelitten hätte. Zahllose verschiedenartige Mittel sind von den berühmtesten Aerzten aus halb Europa fruchtlos versucht worden, um die grauenvolle Krankheit zu heben, und ohne Frage hat eben dieses bunte Allerlei der Verordnungen mehr geschadet, als genützt. Besser wäre es gewesen, man hätte auf die Warnung des Veteranen Grimm gehört, der kopfschüttelnd sagte: „Wenn man in solcher Weise fortfährt, so stirbt der Prinz als Opfer der Facultät.“

Das von mir erwähnte Reinhardsbrunner Tagebuch des Herzogs Ernst empfing ich aus den Händen des dortigen Castellans, als ich wenige Wochen nach des Fürsten Tode mit meiner Familie nach diesem Lieblingsaufenthalte des verewigten Herrn wallfahrtete, um sein Andenken an diesem stillen Orte still zu feiern. Reinhardsbrunn, ein im Bauernkriege zerstörtes Kloster, nun eine Meierei mit einer neuen

Kirche und den Denkmälern einiger thüringischen Landgrafen, liegt in einer waldigen, romantischen, einsamen Gegend, welche Herzog Ernst mit etlichen Wegen hatte durchziehen lassen, die unter seinem älteren Sohne mit guter Wahl erweitert worden sind. Hier oder in dem etwas geräuschvolleren Lustschlosse Molsdorf (erkauft vom Grafen Gotter), manchmal auch zu Ichtershausen, pflegte der Herzog im Sommer die Sonntage zuzubringen. Dann bestand sein ganzes Gefolge aus seinem treuen Büchsenspanner; zum „Küchenwagen" diente der Sitzkasten seiner Postchaise, in den ein Braten gelegt wurde, welchen die Frau des Gärtners oder des Castellans dem Herzoge zurichten mußte. Am häufigsten zog es ihn aber nach dem stillen, klösterlichen Reinhardsbrunn, wo er eine Schweizerei hatte anlegen lassen, deren allmähliches Aufblühen ihm die größte Freude machte. Besucher führte er mit Vorliebe selbst in den Milchkeller sowie zur Käserei, die beide unter Aufsicht der bejahrten Castellanin standen und in holländischer Reinlichkeit strahlten. Reinhardsbrunner Milch und Reinhardsbrunner Butter waren weit und breit, in Stadt und Land, mit Recht berühmt; Privatpersonen erhielten davon kleine Quantitäten gegen Bezahlung; dennoch galt die Verabfolgung als ein Vorrecht, welches gesucht und hoch geschätzt wurde. So war es einige vierzig Jahre lang; 1823 aber wurde die Schweizerei plötzlich aufgehoben, Inventar und Vieh verkauft, weil — die Bewirthschaftung zu kostspielig sei! Auf gleiche Weise und unter gleichem Vorwande wurde nach Herzog Ernsts Tode auch das Georgenthaler und Oberhofer, 1746 angelegte Gestüt aufgehoben; Pferde aus dieser Zucht waren wegen ihrer Leichtigkeit, Ausdauer und guten Hufe meilenweit in der Runde gesucht; noch jetzt giebt es solche Pferde, deren Name „Georgenthäler" als eine Art von Pferde-Adelsbrief gilt. Nach neunzehn Jahren wurde das Gestüt vermißt, und im „Landgestüte" wieder gestiftet, dem Prämien und andere

schöne Dinge aufhelfen sollen. Ob das gelingen, und ob das Landgestüt die muthwillig aufgehobenen Einrichtungen ersetzen wird, muß die Zukunft lehren. In dies Capitel gehört auch das Umhauen eines Theils der kräftigen alten Bäume im sog. Küchengarten, gepflanzt von den ersten beiden Friedrichen und allbewundert wegen ihres hohen, stämmigen Wuchses; ferner das Niederschlagen der Alleeen im Schloßgarten zu Friedrichswerth, dieser Schöpfung Friedrichs II., welche ein Lieblingsaufenthalt der geistreichen Louise Dorothea und Friedrichs III. war, und wo dieses Herrscherpaar mit den schönen Geistern ihres Hofes jene Witzspiele der Louis XIV. und XV., wie z. B. den Eremitenorden nachbildete, dessen ich zu Eingang dieser Erinnerungen gedacht habe. — Hieb man doch auch gleich in den ersten Tagen nach dem Tode des Herzogs Ernst die alten Tannen um, welche den nach Reinhardsbrunn führenden Weg überwölbten! Kaum rettete ich noch durch die Verwendung der Herzogin Caroline die uralten Linden der Siebenteiche, die in der ringsum flachen Gegend einen so malerischen Punkt bilden.

Abgesehen von den oben erwähnten Einrichtungen, welche dem Herzog Ernst sein Reinhardsbrunn besonders lieb machten, kamen aber noch zwei Umstände hinzu, welche die Anziehungskraft des alten Schlosses für ihn erhöhten: das Vorhandensein eines kleinen Vogelherdes und die Nähe von Schnepfenthal. Der alte würdige Salzmann suchte ihn regelmäßig auf, oder es begegnete ihm irgend ein Lehrer mit botanisirenden Zöglingen, oder es kamen Fremde hinüber. Auch wir mußten ihn alljährlich ein oder zweimale in Reinhardsbrunn aufsuchen, und wenn wir das von uns mitgebrachte Essen für uns verzehrt hatten, tranken wir dann den Thee mit dem Herzog unter dessen Lieblingslinde, oder wir unternahmen irgend einen gemeinschaftlichen Spaziergang nach einem Walddorfe. Am Abend machte es ihm Spaß, wenn er uns bei'm Nachhausefahren mit seinen schnellen

englischen Füchsen trotz unseres Vorsprungs einholte, und im Vorbeifahren uns noch eine „Gute Nacht!“ zurufen konnte.

Es kamen aber auch für ihn in Reinhardsbrunn der Tage viele, an welchen er sich mit seiner Egerflasche oder dem mitgenommenen Buche ganz allein befand, oder an denen das Wetter ihn nicht begünstigte. Dann scheint — wie die abgerissenen Bruchstücke aus vielen einzelnen Jahren bezeugen — jenes Tagebuch entstanden zu sein, welches ich vom Castellan erhielt; die eng beschriebenen Blätter waren unter anderen Papieren der einsamen Wohnstube des Herzogs gefunden worden. Mir wurden sie eingehändigt, damit sie, gleich dem übrigen schriftlichen Nachlasse, von den dazu bestimmten Commissarien vernichtet würden. Ehe dies geschah, konnte ich jedoch der Versuchung nicht widerstehen, einige der vielen schönen Stellen abzuschreiben. So manches für den seltenen Fürsten im höchsten Grade Ehrenvolle ist auf seinen Befehl vernichtet worden, daß ich es nicht für strafbar hielt, dies wenige aufzubewahren, was der Zufall mir in die Hände spielte. Und so fand ich denn unter dem 16. August eines der letzten Jahre folgendes Selbstbekenntniß: „... Ärgerlicher und empfindlicher werde ich mit jedem Tage, und dies thut weder wohl noch gut, denn ich leide davon nicht allein, sondern auch diejenigen, die es mit mir zu thun haben.“ Einige Monate vorher heißt es: „Ich will mich in Geduld fassen, meinem Schicksal mich ergeben und geduldig tragen, was sich nicht ändern läßt. Die Vorsehung fügt es so, und daher wird es mir wohl am zuträglichsten sein. Ich vertraue dem ewigen, gnädigen, unbegreiflichen Wesen, das mich aus dem Nichts hervorrief und mich eben die Bahn wandeln ließ, die ich — nie, nie gewählt haben würde. Doch dies Wesen muß am besten wissen, was mir gut und nützlich ist, und so will ich, so gut ich kann, dessen heiligen Willen erfüllen und es fernerhin für mich walten lassen. Amen!“ — Welche schöne, echt christliche Ergebung!

Nur schwer widerstehe ich der Versuchung, noch eine ganze Reihe ähnlicher ergreifender Stellen mitzutheilen.

Das Jahr der Erkrankung des Prinzen Friedrich, 1803, war auch dasjenige, in welchem ich jene zweite, nur vierzehn Tage dauernde, aber höchst genußvolle Rheinreise mit meiner Familie und meiner Nichte Caroline Ettinger unternahm, von welcher ich bei Gelegenheit des Jahres 1792 schon gesprochen habe. Noch denke ich dankbar froh zurück an die gastfreie Aufnahme im Bethmannschen Hause zu Frankfurt, an die Theeabende bei meiner liebenswürdigen und guten Correspondentin Frau von la Roche zu Offenbach, und an den eben so freundlichen Empfang, der mir seitens des Prinzen Friedrich in Wiesbaden zu Theil wurde. Der Herzog hatte den Urlaub zu unserer Reise mit der freundschaftlichen Bedingung gegeben: „wir sollten nicht zu lange ausbleiben;" es war, als ahne er, daß kein Sommer, kein Herbst wieder für ihn kommen würde. Eine große Freude wurde ihm jedoch im Spätsommer des Jahres 1803 noch zu Theil; er hielt sich, wie gewöhnlich, Nachmittags in seinem Garten auf, als er von fern einen Mann in grauem Ueberrock gewahr wurde. Als derselbe sich näherte, erkannte Herzog Ernst zu seinem frohen Erstaunen den Fürsten Franz von Dessau, den er in hohem Grade schätzte und liebte, und der auf seiner Durchreise kam, ihn aufzusuchen. Noch am Abend, als er uns diese willkommene Ueberraschung erzählte, strahlte sein Gesicht vor Vergnügen darüber.

Unterdessen hatten die Wiesbadener Aerzte gewünscht, Prinz Friedrich möge in dem milden Klima der Maingegend während des Winters bleiben; der Vater war auch durchaus geneigt, in diesen Wunsch zu willigen. Doch die Mutter erklärte: es sei ihr ganz unmöglich, ohne den geliebten Sohn zu sein. — Später, als Herzog Ernst todt war, lebte er in Nizza, sie in Hyères; es trennten sie also nur wenige Meilen; allein die Herzogin nahm da gar keine Notiz von

dem „geliebten Sohne.“ 1803 aber verlangte sie aufs das bestimmteste: entweder solle er nach Gotha zurückkommen, oder sie werde zu ihm nach Frankfurt ziehen. Der Vater, dem vor einer solchen Veränderung und dem, was daran hing, graute, entschloß sich, mit dem Leibarzte nach Frankfurt zu reisen und die Gesundheit seines Sohnes zu untersuchen. Das Resultat dieser letzten Reise des Herzogs, welche in der Fülle des Mißmuths und körperlichen Uebelbefindens angetreten und ebenso und mit übereilter Hast geendigt wurde, war die Zurückkunft des Prinzen, dessen Zustand sich in dem strengen Winter jenes Jahres durch die rauhe Bergluft unserer Gegenden nur verschlimmerte.

Gegen Ende 1803 war es, als mir der treue, nun auch längst heimgegangene Kammerdiener des Herzogs, Breuning, der schon ganz jung als Laufbursche und seitdem unausgesetzt um die Person des Fürsten gewesen und ihm mit ganzer Seele ergeben war, voll Bekümmerniß entdeckte: wie er an seinem Herrn Dinge bemerke, namentlich eine Abnahme der Kräfte wahrnehme, wodurch die Befürchtung rege werde, daß wir uns Seiner nicht mehr lange erfreuen würden. Ich machte es ihm sogleich zur Pflicht, den Leibarzt unter irgend einem Vorwande zu einem Besuche zu veranlassen, denn dieser durfte nicht ungerufen kommen; der Herzog aber weigerte sich hartnäckig, ihn rufen zu lassen. Der Besuch fand statt und hatte die gute Folge, daß der Herzog sich entschließen mußte, Arznei zu nehmen. Dennoch wurden die Zeichen immer bedenklicher: Herzog Ernst, der Mann von herkulischen Leibeskräften, — man zeigte im Zeughause eine Bombe, die mehrere Centner wog, und die er in seiner Jugend mit Einer Hand gehoben hatte; auch rollte er, wie August der Starke von Sachsen, einen silbernen Teller zusammen — Kräfte, die er durch Bewegung selbst im ungünstigsten Wetter übte und stärkte — Herzog Ernst mußte seinen gewöhnlichen Morgenritt einstellen; ja, zuletzt wurde

er so hinfällig, daß er kaum mehr die Treppen allein hinaufschleichen und Abends zu seiner Gemahlin, oder Mittags zu mir auf seine Privatbibliothek kommen konnte. Das letzte Mal, als er mich dort aufsuchen wollte, erfuhr ich zufällig vorher davon; als ich nun hinabeilte, um ihn nicht zu verfehlen, stieß ich an der Ecke einer Gallerie plötzlich auf ihn, der sich an der Wand hielt, um nicht umzusinken. Er würde zusammengebrochen sein, hätte ich nicht meine Arme um ihn geschlagen und den fast Ohnmächtigen gehalten. Von diesem Augenblicke an sah ich die Zukunft im schwärzesten Lichte; in der That verließ der Herzog bald nicht mehr sein Zimmer. In dieser Eingezogenheit sah man ihn aber anfangs noch immer im Frack, so sehr liebte er das Anständige; endlich aber mußte dieser dem Schlafrock weichen, denn bald konnte der Herzog nicht mehr aufrecht, sondern nur noch angelehnt sitzen. Noch aber las er alle seine Briefe selbst, oder in einem Buche wie gewöhnlich; seine letzte Lectüre waren Zacharias Werners „Söhne des Thals,“ auf die ich ihn aufmerksam gemacht hatte; als mich der Verfasser im Jahre 1808 besuchte, zeigte ich ihm das Exemplar des Fürsten und darin eine von dessen Hand unterstrichene Stelle. Werner war tief ergriffen, küßte das Blatt und sandte mir am anderen Tage folgendes schöne Sonett:

„Bruders Gedächtniß.

Sonett, zu lesen bei'm Brüdermahle am 20. April.[1]

Den Sänger lohnt der Saft der goldnen Traube,
Credenzt von Brudershand im klaren Becher;
Ihn lohnt, den ewig minnedurst'gen Zecher,
Der Blüthenschnee am Quell in Edens Laube,
Und was der Zeit, dem Raume nicht zum Raube —
(Denn jede Macht, selbst Gottes Zorn, ist schwächer!)

[1] Als dem Todestage des Herzogs Ernst.

Was Berge sprengt, zerbricht des Todes Köcher,
Das Schicksal zwingt — das Riesenkind: der Glaube.
O Allbarmherziger, wie kannst Du lohnen!
Der theure Bruder ward von mir, dem Schwachen,
Auf Sangesflügeln durch den Tod getragen! —
Muß nicht der Mensch den Popanz Tod verlachen?
Ihn, der, ein Held, auf Wolken scheint zu thronen,
Ein schwaches Blatt Papier kann ihn verjagen!

Dem Executor Testamenti, Bruder Reichard, hinterlassen
vom
Bruder Werner.“

Nach wie vor war es mir vergönnt, den Herzog täglich mehrmals zu besuchen; außer mir und seinen drei vertrautesten Kammerdienern gingen in den letzten Wochen seines Lebens nur seine Gemahlin und seine Kinder zu ihm; letztere anfangs nicht so häufig, als sie es wünschten. Als ich mich einst zu dem Herzog begeben wollte, fand ich den Prinzen Friedrich auf einem Gange sitzen; bitterlich klagte er mir, wie er seinen Vater nicht täglich sehen könne, weil die Mutter es nicht haben wolle, sondern versichere, daß seine und seines Bruders August Gegenwart dem Vater lästig sei. Ich entgegnete: hier müsse nothwendig ein Mißverständniß obwalten, und als ich zu dem Kranken kam, erzählte ich ihm von der Gegenwart des Prinzen. „Warum kommt er denn nicht herein?“ war seine Antwort, und sogleich schickte er einen Kammerdiener hinaus, den Sohn zu holen. „Fritz! Mein lieber Fritz!“ rief er ihm schon von fern entgegen, und der Prinz stürzte in seine Arme.

Immer schwächer wurde der Kranke, immer düsterer meine eigene Gemüthsstimmung. Ueber den Ausgang des Zustandes meines fürstlichen Freundes konnte ich nicht länger im Zweifel sein, und mir brach darüber fast das Herz. Die Fülle meines Kummers noch zu mehren, traten äußere Dinge an mich heran, die freilich an sich nur Nadelstichen gleich

kamen, aber auch ganz das schmerzliche derselben hatten. Überall begegnete ich den schadenfrohen Blicken gewisser Leute, denen ich von jeher ein Dorn im Auge gewesen, und die sich nun des Verlustes freuten, der mir bevorstand. Gab es doch nach dem Tode des Herzogs Menschen von so kleiner und verworfener Denkungsart, daß sie mich in den ersten Tagen nicht grüßten, ja, mir in's Gesicht lachten! Und wie änderte sich eben diese Nichtswürdigkeit wieder, nachdem es offenbar geworden war, wie auch der neue Regent mir gnädig entgegenkam!

Zu jenen Nadelstichen gesellte sich noch, als ein für mich besonders harter Vorfall, der plötzliche Tod eines meiner Hauptgläubiger. Da er unmündige Kinder hinterließ, so mußte nach den bei uns bestehenden Gesetzen der Bestand seines Nachlasses gerichtlich aufgezeichnet und dies Verzeichniß bei der Regierung eingereicht werden; ich konnte also voraussehen, daß meine Wechsel sich darunter befinden und meine Schulden bald stadtkundig werden würden. Nur Ein Mittel gab es, die Wechsel schnell einzulösen — wenn ich den Herzog in's Vertrauen zog. Ich wagte dieses Mittel und richtete an ihn die Bitte um Darleihung der nöthigen Summe; schon am nächsten Morgen in aller Frühe erhielt ich einige bejahende Zeilen, mit zitternder Hand geschrieben. Als ich mit dem Schuldschein zu ihm kam, schlich er zu einem Schranke, öffnete ihn und gab mir die Summe in Gold. Sie war der letzte eingetragene Posten in seinem stets mit großer Regelmäßigkeit geführten Ausgabebuche, und mit den Worten notirt: „Tausend Thaler an Reichard, zu einem gewissen Behufe."

Wenige Tage später hatte ich den Herzog kaum zur Mittagsstunde verlassen und saß zu Hause eben bei der Suppe, als sein Büchsenspanner eintrat und zu mir sagte: „der gnädigste Herr wünsche mich unverzüglich zu sprechen." Eilends kleidete ich mich wieder an und folgte dem Büchsenspanner auf dem Fuße; als ich in das vor kurzem erst von mir verlassene Zimmer trat, fand ich den Kranken liegend;

das Gesicht hatte er ganz gegen die Wand gekehrt, wahrscheinlich um mir seine Bewegung zu verbergen. Mit ruhiger und deutlicher, obgleich schwacher Stimme fing er nun einen klaren und wohlgeordneten Vortrag an: wie sein Ende herannahe, und wie er mich nebst allen seinen Freunden beschwöre, ihm nicht durch Traurigkeit den Tod zu erschweren, nach dem er sich so sehr gesehnt. Immer habe er gehofft, Gott werde die Gnade haben, ihm noch genügende Kräfte zu verleihen, damit er selbst seine Papiere und noch einige andere Dinge in Ordnung bringen könne; er fühle aber nunmehr, daß dies nicht der heilige Wille des Höchsten gewesen sei, denn es sei ihm klar geworden, daß auch keine Minute mehr zu verlieren sei, um dies ihm schwer das Herz bedrückende Anliegen zu beseitigen. Daher ersuche er mich, sowohl über die Hauptpunkte (welche er mir nun darlegte) ihm meine gutachtlichen Vorschläge zu machen, als auch einige Männer zu nennen, denen er die förmliche Ausfertigung der noch von ihm zu treffenden Verfügungen, sowie die Durchsicht seiner Papiere nach seinem Tode anvertrauen könne. Tieferschüttert faßte ich alle meine Geisteskraft zusammen, um den geforderten Rath nach meinem besten Wissen und Gewissen zu geben; bis auf einige untergeordnete Punkte trafen auch meine Vorschläge mit der eigenen Meinung des Herzogs zusammen. Als Bevollmächtigte nannte ich ihm drei bewährte Diener seines Hauses; Ehrenmänner, die er selbst wegen ihrer Kenntnisse und Biederkeit schätzte, und von deren Festigkeit ich überzeugt war, daß sie seinen Willen nach seinem Tode pünktlich befolgen würden, ohne durch irgend eine Rücksicht sich beirren zu lassen. Diese drei Männer waren der Geheimrath von der Becke, der damalige Regierungsrath von Seebach und der Regierungsrath Geißler, der Sohn seines alten Freundes, welcher nachher unter dem Herzog August plötzlich seinen Abschied forderte und sich auf seine großen Güter in Sachsen zurückzog.

Von diesen drei Vorgeschlagenen wählte Herzog Ernst den ersten und den letzten, da derselbe auch Freimaurer war; die anderen beiden waren dies nicht. Bei dem reichen Schatze, welchen Herzog Ernst an den wichtigsten Freimaurerpapieren aller Systeme und der höchsten Grade besaß, war es nothwendig, daß dieselben von einem Vertrauten des Bundes übernommen und gesichtet wurden. — Nachdem er sich für von der Becke und Geißler entschieden, befahl er mir, ohne Zeitverlust mit beiden in seinem Namen zu sprechen, und sie zu fragen: ob sie sich dem Geschäfte unterziehen wollten? Beide fühlten sich durch das Vertrauen des Herzogs hochgeehrt und erklärten sich willig bereit. Die Freude des Herzogs, als ich ihm diese Antwort brachte, war groß; ungesäumt bestimmte er nun den anderen Morgen als Zeitpunkt, wo er diese Commissarien sprechen wollte; mir trug er auf, noch bis zum Abend eine Übersicht der Punkte aufzusetzen und ihm zu bringen, um welche es sich handeln werde, der zunehmenden Schwäche seines Gedächtnisses damit zu Hilfe zu kommen. Pünktlich unterzog ich mich dieser Aufgabe. Die auf die Durchsicht der Papiere bezügliche Bestimmung setzte fest, daß alle Schriften, welche sich vorfinden würden — Staatspapiere oder Schuldverschreibungen ausgenommen — auf der Stelle von den Commissarien ohne Sichtung verbrannt werden sollten. Der Herzog war ein Feind der Veröffentlichung von Briefsammlungen Verstorbener; eben deßhalb hatte er auch, wie ich oben erwähnte, die Bodeschen Papiere angekauft. Alle Schriften, Geräthe oder Briefschaften, welche die Freimaurerei und deren Verzweigungen beträfen, sollten, die Geräthe zerschlagen und vernichtet, die Papiere hingegen gesammelt, in Kisten verwahrt und nach Stockholm an den dortigen großen Orient[1] als ein heiliges, niemals zu eröffnendes Depositum gesendet

[1] Groß-Orient ist der im Auslande vorherrschend übliche Name für Großloge.

werden. Anfangs hatte ich Verbrennung, darauf Niederlegung im herzoglichen Hausarchive vorgeschlagen; beides verwarf der Herzog: ersteres, weil unter den Papieren sehr viele ihm vermachte Deposita von Anderen, inzwischen Verstorbenen waren, über welche vernichtend entscheiden zu können er sich nicht befugt glaubte; letzteres aus einem sehr triftigen Grunde, den ich verschweige, weil er sich auf seinen Nachfolger bezog. Ein späterer Vorfall, den ich erzählen werde, überzeugte mich aber, wie richtig Herzog Ernst geurtheilt hatte.

Wir blieben endlich dabei stehen, daß die Freimaurerpapiere in Stockholm am besten aufgehoben seien, weil in Schweden die Freimaurerei den festesten Sitz hat und gewissermaßen mit dem Staate verwebt ist. In der That sind die betreffenden Kisten, vier an der Zahl, mit Einschluß der Bodeschen, welche noch so unversehrt vorgefunden wurden, wie ich selbst sie in Weimar übernommen und versiegelt hatte, wohlbehalten an den Ort ihrer Bestimmung gelangt, und nach dem Antwortsschreiben des Herzogs von Südermannland — des nachherigen, am 5. Februar 1818 verstorbenen Königs Carl XIII., der von 1780—1811 Großmeister Schwedens war — wird der Wille Ernsts des Bruders pünktlich befolgt werden.

Da die beiden Erbschaftscommissarien alle sich nach des Herzogs Tode vorfindenden Schuldscheine einer zur Ordnung des Nachlasses von den Erben einzusetzenden Commission einhändigen sollten, so mußten sich nothwendig auch meine Verschreibungen darunter befinden; als der Herzog auf diesen naheliegenden Gedanken gerieth, verordnete er sogleich noch den Zusatz: alles auf selbige Bezügliche solle von den Commissarien gesammelt, eingesiegelt und als zehnjähriges Depositum für einen seiner Söhne niedergelegt werden. Zuletzt mußte ich die Schlüssel seines Schreibtisches abziehen, versiegeln und das Packet auf seinen Nachttisch legen. So vorbereitet, brachte er am nächsten Morgen alles mit den beiden Biedermännern

von der Becke und Geißler in Ordnung und überreichte am dritten Tage das vollzogene Codicill einem Ausschusse seiner Landesregierung, den ich im Allerhöchsten Auftrage vom Justizminister dazu verlangt hatte.

Mein häufiges geschäftiges Hin- und Hergehen an jenen beiden Tagen und in einem schrecklichen Wetter hatte natürlich die Aufmerksamkeit gewisser mich bewachender Augen erregt; da jedoch, wie immer, meine Lippen verschlossen blieben, so hatte man sich sehr den Kopf zerbrochen, was bei dem Herzog wohl vorgehen könne? — bis die Überreichung des Codicills alles enthüllte. Nun war es natürlich klar, daß meiner Geschäftigkeit die niedrigsten Nebenabsichten zum Grunde gelegen haben mußten; man traute mir Nichtswürdigkeiten zu, von denen ich weiter unten sprechen werde.

Nachdem dieses den Herzog schwer bedrückende Geschäft glücklich vollendet war, verließ er sein Bett nicht wieder; es trat bei ihm eine völlige Gleichgiltigkeit gegen alles Irdische und eine ruhige Vorbereitung auf den nahen Eingang in die bessere Welt ein. Bis dahin hatte ich noch die einlaufenden Briefe öffnen, durchlesen und ihren Inhalt gedrängt mittheilen müssen; dies unterblieb von Stund' an; die neuen Bücherpackete wurden nicht mehr geöffnet, selbst ein neues mathematisches Instrument, nach dem sich der Herzog gesehnt und das jetzt eintraf, interessirte ihn nicht mehr; er wollte es nicht sehen. An einem der Thore unserer Stadt stand ein wilder Kastanienbaum, der ihm immer lieb gewesen war, weil er im Frühjahr unter allen Bäumen zuerst ausschlug; ich brachte ihm das erste grüne Ästchen davon. Er nahm es und lächelte; das war alles. Er sprach nur wenig; Jammern, Klagen und Stöhnen war nie seine Sache, und selbst jetzt blieb sein starker, mannhafter Geist Herr über die Leiden des Körpers. Er lag still, öfters mit gefalteten Händen und in Gebet vertieft — ein Bild des sterbenden Gerechten, den in diesem feierlichen Augenblicke der Ent-

scheidung keine Qual des Gewissens beunruhigte. Einmal, in einer Mittagsstunde, richtete er sich auf, heftete seine Augen starr auf etwas am Fuße seines Bettes und sank dann, als habe er es erkannt und als sei es eine frohe Erscheinung gewesen, mit unbeschreiblicher Erheiterung seines Gesichtes wieder zurück in die Kissen. — Hier an seinem einsamen Lager, vertieft in das Anschauen des lieben Sterbenden und versunken in die Erinnerung daran, was er auf Erden und was er mir gewesen, faßte ich den Entschluß, ihm in seiner geliebten Schweiz eine einfache Gedächtnißtafel errichten zu lassen, ein Gedanke, den ich auf dem Rigi durch Freund Füßlis Hilfe wirklich ausgeführt habe. Nahe am Rigikulm, wenn man ihn von Arth aus besteigt, wurde die mehrere Fuß hohe und breite, aus schwarzem Marmor kunstreich hergestellte Tafel an einem großen Felsen befestigt; ihre Inschrift lautet:

„Dem frommen Andenken weiland
Ernst II. zu Sachsen-Gotha
Hehr durch Ahnen und Kenntnisse
Grösser durch Edelsinn und Biederkeit
widmet dieses
Im Angesicht der Alpen und des freien Volks
das ER liebte und hoch ehrte
1804
R.“

Eine Abbildung dieser Gedächtnißtafel befindet sich vor dem zweiten Bande des Wielandschen Merkur vom Jahre 1805, das Septemberstück dieses Jahrgangs enthält [S. 3—5] den beschreibenden Aufsatz dazu.[1]

[1] Laut Lutz' „geogr.-statist. Handlexikon d. Schweiz. Eidgenossenschaft“ (neu bearb. von A. v. Sprecher, Aarau 1856) befindet sich die Tafel „in der Nähe des kalten Bades gegenüber der Höhle Bruderbalm.“ Um nähere Angaben über den gegenwärtigen Stand der Dinge ersucht, antwortete der P. Veremund, Capuc. Superior auf Rigi-Klösterli dem Herausg. am 12. April 1876 Folgendes: „Die fragliche Gedächtnißtafel befindet sich noch jetzt an gleicher Stelle. Die Eisenbahn fährt kaum zwei

Sicher war diese Inschrift ganz im Sinne des edlen Fürsten, der zeitlebens ein warmer Verehrer des Schweizer Volkes blieb. In seiner Bibliothek sammelte er mit Vorliebe Schriften über dieses Land; unter seiner Kupferstichsammlung befand sich ein Schatz von Schweizer Kupferstichen, Ansichten, Veduten und Landschaften, in den ausgesuchtesten Abdrücken und von den berühmtesten alten und neuen Meistern. Als ich die Gedächtnißtafel auf dem Rigi errichten wollte, trug Landammann Reding mein Anliegen der Sitte gemäß dem unter den Waffen aufgestellten Volke von Schwyz vor; ihre Zustimmung zu meinem Plane verweigernd, fragten darauf einige: „Warum soll ein fremder Fürst ein Denkmal auf unserem Boden erhalten?" Als aber Reding mit schlichten Worten sagte: „der Fürst, um den es sich handle, sei ein warmer Freund der Schweiz und des Schweizer Volkes gewesen," schwieg jeder Widerspruch, und die Einwilligung erfolgte einstimmig. Später, bei meinem Besuche des Rigi im Jahre 1805, äußerten, des Redingschen Wortes eingedenk, noch manche Alpenbewohner gegen mich bei Gelegenheit dieser Inschriftstafel: „Der Herzog war ein Schweizerfreund!" — Natürlich hütete ich mich, dem Kranken von meinem Vorhaben auch nur den leisesten Wink zu geben.

Vor Herzog Ernsts Bette lagen auf dem Nachttische die zwei Taschenuhren, die er stets zu tragen pflegte; die eine

Schritte entfernt bei ihr vorüber. Die Inschrift ist eingravirt, sollte aber durch Farbe deutlicher leserlich gemacht werden. Es ist ganz leicht, vom Klösterli aus etwa in 15 Minuten, zu dieser Tafel bequem hinauf zu gelangen. Die Bruderbalmhöhle liegt gegenüber, ist eine tiefe Schlucht und zieht sich weit in den Felsen hinein. Solcher Balm-Höhlen befinden sich mehrere auf dem Rigiberge." In Folge dieser gütig ertheilten Auskunft wurde die Inschrift im Juni 1876 durch Farbe aufgefrischt, und gegenwärtig ist die schon in weiter Entfernung sichtbare Gedächtnißtafel auf's neue Ziel- und Wanderpunkt zahlreicher Reisender, welche von Arth oder Vitznau aus den Rigi besteigen, denn — erreichbar von Rigi-Klösterli wie von Rigi-Kaltbad ohne Mühe — bietet der Punkt, wo die Tafel befestigt ist, eine der schönsten Aussichten von dem ganzen Berge.

war eine astronomische, die andere diejenige seines pietätvoll von ihm verehrten Vaters — beide wurden nach seinem Tode verschenkt. Die zuletzt erwähnte Uhr kam später durch Erbschaft an die Frau des Hofbedienten Berg; als nun nach dem Tode des Herzogs Friedrich IV. bei der Theilung von Sachsen-Gotha und Altenburg (1826) in der Verloosung der niederen Hofbeamten unter die drei Gesammtregenten dieser Bediente Berg auf Sachsen-Meiningen gefallen war, aber seine Pension von Monat zu Monat nicht ausgezahlt erhalten konnte, sah er sich schweren Herzens genöthigt, die Uhr des Herzogs Friedrich III., ein altenglisches Werk von trefflicher Güte, zu veräußern; er wählte dazu den Weg der Verloosung. Das Andenken an den Herzog Ernst, der diese väterliche Uhr besonders werth gehalten hatte, verschaffte den Loosen zahlreiche Abnehmer; die Uhr fiel auf ein Loos der verwitteten Herzogin Caroline, und diese schenkte Berg edelmüthig sogleich die geliebte Uhr wieder.

Herzog Ernst hatte das Werk immer selbst aufgezogen; als er sich dazu nicht mehr im Stande fühlte, mußte es sein Kammerdiener für ihn thun Das schnelle Picken dieser Taschenuhr und der einförmige Gang des Perpendikels der großen astronomischen Pendule unterbrachen dann allein die Stille des Zimmers. Am Tage vor des Herzog Tode bemerkte ich mit Schrecken, daß beide Uhren schwiegen, — und wie erschütternd war mir dieses Schweigen, dieser Tod ihres Maschinenlebens! Es war mir wie ein Vorbote von der Nähe auch Seines Todes, der um Mitternacht — auch die Stunde seines Begräbnisses — im Übergange des 20. zum 21. April 1804 erfolgte. Zwei Stunden vorher hatte ich ihn verlassen müssen; seine Augen waren schon geschlossen und er sprach nicht mehr. Seine letzten, schwachen, fast unverständlichen Worte hatte er Nachmittags mir zugeflüstert.

Am zweiten Abend nach seinem Hintritt ging ich mit meiner Frau, nur begleitet von des Herzogs treuem Kammer-

diener Breuning, zur Leiche; feierliche, ernste Ruhe lag auf den unentstellten Zügen des edlen Gesichtes. Sichtbarlich hatte tiefer Gram den Körper verzehrt.

Feierlich und ruhig war auch die Nacht, in der man ihn hinaustrug nach der Insel seines Gartens, wo er ohne Sarg in freier Erde zu den Füßen seiner beiden Kinder in die Gruft gelegt wurde.[1] Was ihn zur Anordnung dieser Art des Begräbnisses bewogen haben mag, kann ich nicht sagen; der Herzog hat darüber nie ein Wort gegen mich geäußert. Da er in der schlichten, einfachen Uniform seines Leibregiments begraben sein wollte, ereignete sich zufällig der Umstand, daß beim Versiegeln seiner Zimmer kein Uniform-Degen zurückgeblieben war, als der meinige; das Kriegs-Collegium trägt Uniform. Ich hatte nämlich einen Degen besessen, der mir zu schwer war, der dem Herzog aber sehr gefiel; einst bot ich ihm einen Tausch gegen seinen leichtern an, und dieser Tausch war damals auf der Stelle vollzogen worden. Durch diese Verkettung von Umständen kam mein ehemaliger Degen an die Seite des Todten.

Ich hatte um die Erlaubniß gebeten, einer der Wenigen sein zu dürfen, denen der Zutritt auf die Insel gestattet wurde; als man nun den Leichnam auf den Boden der Gruft legte, welche am Morgen von seiner Schwiegertochter und seiner kleinen Enkelin mit Blumen bestreut worden war, als der achtzigjährige Obergärtner die erste Schaufel Erde auf den Todten schüttete, den er nach dem Laufe der Natur zu überleben nicht hatte glauben dürfen, als nun nach und nach der ganze Körper unter der leichten Erdhülle verschwand — da fiel mir unwillkürlich das alte Lied ein:

[1] Die Notiz darüber: „Allgemeine Zeitung“ № 143 vom Dienstag 22. Mai 1804 S. 571 fg. ist vielleicht von Reichard. „Der Hochw. Br. v. Salisch, als erster Marschallsstabführer, hatte es so geordnet, daß die irdischen Ueberreste des erlauchten Br. um Hoch-Mitternacht der Erde wieder gegeben wurden.“ (Reichard, Logengeschichte, S. 38 fg.)

„In obscura tumbae cella
Alma micat justo stella.“ —

Dem Herzog Ernst, ihm, dem Gerechten, muß er geglänzt haben, dieser Stern! Meiner Bewegung nicht Herr, ging ich durch die stille Nacht leise weinend nach Hause; als ich die dreißig Jahre meiner Beziehungen zu dem Todten überdachte, that es mir doch von Herzen wohl, mir sagen zu können: daß ich ihm allewege treu und ergeben gedient hatte.

Einige Wochen später stand ich mit meiner Amalie und dem Minister von Thümmel abermals am Grabe des Herzogs, um dort die schöne Cantate zu lesen, welche in der Universitätskirche zu Jena, bei Gelegenheit der Todtenfeier, aufgeführt worden war, und welche Voß zum Verfasser haben soll.[1] Später ließ Prinz Friedrich, dem der Vater seinen Lieblingsgarten vermacht hatte, die Gondel wegnehmen, mittels deren man die Insel erreichte; die Ruhe der Todten da drüben sollte nicht von Neugierigen gestört werden. Nur in strengen Wintern konnte ich von da ab noch die geweihte Stätte an des Herzogs Geburtstage besuchen, wenn die Eisdecke des Kanals fest genug war, den Übergang zu gestatten. Anfangs war eine Balsamweide auf das Grab gepflanzt worden, obwohl der Obergärtner eine Akazie vorgeschlagen hatte; 1819 aber wurde eine solche gepflanzt, als der fromme Sinn der regierenden Herzogin sich der durch Prinz Friedrichs Abwesenheit vernachlässigten Grabesinsel liebevoll annahm.

Unter den vielen Schriften, welche über den gelehrten und hochherzigen Fürsten erschienen, und hinsichtlich deren einige der betreffenden Verfasser die Güte hatten, mich vor dem Drucke über mancherlei zu befragen, zeichne ich vorzüglich den Aufsatz in Nro. 153 der Allgemeinen Zeitung [vom

[1] „Für Herzog Ernsts Tod hat Voß sicherlich keine neue Cantate gedichtet. Was da gesungen ist, war ohne Zweifel das bekannte: „Trost am Grabe“; — „Trockne deines Jammers Thränen“ u. s. w. — das Voß 1783 auf den Tod seines Erstgebornen gedichtet hatte.“ (Freundlich gegebene Auskunft Carl Christian Redlichs in Hamburg.)

Freitag, 1. Juni 1804], nach ihm aber denjenigen in der Beckerschen „National-Zeitung der Deutschen," Stück 24 jenes Jahres, S. 501—528[1] aus; letzterer ward auch besonders gedruckt (Gotha, 1804). Die bedeutendsten Zeitgenossen wurden durch den Tod des edlen Fürsten erschüttert; einer der ersten, welcher seinen Empfindungen mir gegenüber Worte lieh, war Heidegger, der ganz aus freien Stücken schrieb: wie tief auch er den schmerzlichen Verlust empfinde, und wie er nie die glücklichen Augenblicke vergessen werde, die er in des Herzogs Umgange genossen habe. „Ich bewunderte" fuhr der geistreiche Gelehrte fort, „besonders den philosophisch-edelmüthigen Duldungsgeist, mit welchem Herzog Ernst sich in die heutige Zeit zu schicken wußte, in dem Schooße der Musen sich entschädigend. Von seinen wissenschaftlichen Kenntnissen, die so manchen Gelehrten zieren würden, will ich nicht reden, aber innig wünsche ich, daß Sie, bester Freund, dem Verewigten ein Denkmal errichten und sein Biograph werden möchten!" Dies ist nie geschehen, und wird auch — abgesehen von den einzelnen Zügen, welche ich (oft voll Scheu, ob es auch im Sinne des edlen Todten sei) in diese Erinnerungen verwebt habe — nie geschehen, namentlich nicht, seitdem mein Schwager Friedrich Jacobs in seinen vermischten Schriften beim Wiederabdruck seiner Trauerrede vortreffliche „Anmerkungen und Zugaben (Theil I. S. 25—81) zu derselben veröffentlicht hat. Mit der einzigen Ausnahme alles dessen, was über Maurerei und geheime Gesellschaften gesagt ist, beruht das dort Vorgetragene durchweg auf den lautersten Quellen, und, dargeboten in der reinsten Absicht, bildet es ein würdiges Denkmal des unvergeßlichen Fürsten. Wer unter den noch Lebenden könnte dies besser beurtheilen, als ich! Und so fest wurzelt in mir die Überzeugung, jene Arbeit meines Schwagers

[1] Verfasser war Christian Ferdinand Schulze, damals Professor am Gymnasium zu Gotha, gestorben daselbst am 2. December 1850.

sei die beste Biographie des Herzogs Ernst, daß ich die Bogen dieser Rede besonders falzen lassen und die Kapuziner des Spitals auf dem Rigi[1] gebeten habe: dies Büchelchen dem Ringe mit des Herzogs Bildnisse hinzuzufügen, welchen ich 1805 in ihrem Archiv niederlegte. Meine Bitte wurde willig erfüllt, und wer zu meiner Gedächtnißtafel tritt, thue dies mit jener Verehrung und Hochachtung für den fürstlichen Biedermann, welche dieser mehr als Einer durch seine seltenen bürgerlichen Tugenden verdient hat.

Zu den letzteren gehörte auch die Scheu des Herzogs, irgend etwas auf Borg zu nehmen. Er unterdrückte ganz sicher seine Neigung zu irgend einem Gegenstande, wenn er dessen Ankauf nicht gleich baar aus seinen Ersparnissen bestreiten konnte. Als z. B. ein gewisser Drapeau Deutschland im Auftrage des Nationalconvents mit Gemälden aus der niederländischen Schule — Beutestücken aus belgischen und holländischen Klöstern — bereiste, kam er auch nach Gotha, und dem Herzog gefielen namentlich die herrlichen Teniers' und Rubens' ungemein. Drapeau gab vor, er müsse zur Leipziger Messe abreisen; der Herzog müsse sich daher rasch entschließen. Es war ein Sonntag, als mir der letztere sagen ließ: ich möchte um zehn Uhr im Gasthofe „zum Mohren" sein; eine Botschaft, über die ich mich wunderte, da der gottesfürchtige Herr selten die Kirche versäumte. Ich fand den Herzog im großen Saale des Gasthauses; alle Gemälde — im Werthe von mehreren hundert Karolin —

[1] Es ist das noch bestehende Klösterlein oder Hospiz in „Rigi-Klösterli," nahe dem Kaltbade, nach der Seite von Arth, seit 1875 Bahnstation der Arth-Rigi-Bahn. Früher waren einige Kapuziner nur im Sommer dort, um den Sennen Messe zu lesen und zu predigen, aber schon lange verweilen sie oben auch im Winter. „Die biographische Skizze befindet sich noch jetzt im Archiv auf der Rigi, allein der Ring findet sich nicht mehr vor; wie ich gehört habe, sei er von einem früheren Administrator aus der Familie Zai dem Kloster Einsiedeln in's Kunstcabinet verehrt worden." (P. Veremund an den Herausgeber.)

waren aufgestellt. Nun war die erforderliche Ankaufssumme allerdings in Gold vorräthig, denn der Herzog hatte einen kleinen Schatz von 10—12,000 Louisd'or auf damals mögliche Nothfälle zurückgelegt, die nach seinem Tode in alle Winde gestoben sind; er wollte sich aber nicht gern davon trennen. Daher fragte er mich: „ob meine Mutter nicht das nöthige an Silber liegen habe und es ihm wohl für kurze Zeit leihen werde?" Ich schlug dagegen vor, mich an den Obersteuer-Director zu wenden, da die Summe in der Landschaftscasse vorräthig sei. Herzog Ernst willigte um so lieber ein, als er selbst nächstdem aus dieser Casse an Zinsen weit mehr zu erhalten hatte; dennoch mußte ich den Werth des entnommenen Silbers unterdessen in Gold deponiren. Drapeau erschöpfte sich in Betheuerungen: „es sei gar keine sofortige Zahlung nöthig; das Wort des gnädigsten Herrn sei schon Bürge genug." Allein Herzog Ernst blieb fest, sandte mich fort, und nach einer Stunde kam ich mit einem Schubkarren voll Laubthaler zurück. Entsetzt schrie Drapeau: „Was soll ich damit machen! Geben Sie mir Papier; das Silber drückt ja meinen Reisewagen in Stücke!" Ich entgegnete: „Das ist Ihre Sache," zog den Schlüssel ab und übergab ihn dem Wirthe, damit dieser für die Bilder einstehe, bis dieselben abgeholt würden. Acht Tage nachher hatte der Herzog schon sein Gold baar ausgelöst.

Noch habe ich zu berichten, daß der mehrerwähnte Kammerdiener Breuning und noch einer der Kammerleute mir einige sehr merkwürdige Anzeichen vertraut hatten, welche an der Leiche zu Tage getreten waren. In Folge der Mittheilungen dieser sehr zuverlässigen Männer fühlte ich mich bewogen, folgende „Bitte um medicinischen Aufschluß" an die Redaction eines vielgelesenen Blattes zu senden: „Ein kraftvoller, starker, durch männliche Übungen gebildeter, durch Unmäßigkeit und Ausschweifung nie geschwächter Körper im besten Mannesalter fängt plötzlich an zu siechen. Die

Kränklichkeit und Entkräftung nimmt sichtlich zu, sie geht in den letzten Wochen ihren raschen, immer steigenden Gang fort, das Leben verlischt wie die Flamme eines Lichtes; der Kranke stirbt aber trotz des schleichenden Fiebers mit steter voller Besinnung, ohne zu phantasiren. Der Körper wird nicht geöffnet, dem Gebote des Sterbenden gemäß. Nach dem Verscheiden und bis zur Beerdigung, die am fünften Tage erfolgt, behält der Körper die völlige Weiche, Biegsamkeit und Geschmeidigkeit eines Lebenden, selbst auf dem Eislager. Nur der Unterleib wird schwarz. Ein Aufschluß über die wahrscheinliche Entstehung dieser Zeichen von einem aufgeklärten Arzte wird in diesen Blättern erbeten." — Leider wurde meine Einsendung nicht aufgenommen; Ärzte, die ich später vielfach befragte, wußten nie eine vollkommen befriedigende Auskunft zu geben, außer daß die Schwärze ein Beweis schnellster Zersetzung sei.

Dem neuen Fürsten hatte ich noch nicht aufgewartet; ich befolgte diese Pflicht am Tage nach der Beerdigung des verstorbenen Herrn. Herzog August empfing mich sehr gütig. Als ich im Laufe unserer Unterredung äußerte: „ich sei stolz darauf, mich rühmen zu können, daß Sein Herr Vater dreißig Jahre lang mich unverändert, im letzten Augenblicke wie im ersten, seines Vertrauens gewürdigt habe, denn in dieser ununterbrochenen Gnade Seitens eines Mannes, wie der hochselige Herr, scheine mir ein ehrendes Zeugniß für mich selbst zu liegen" — erwiederte er rührend und zart: „Ich bin ja der Sohn dieses Vaters; dienen Sie mir eben so treu!" Gewissenhaft habe ich seine Geschäfte besorgt, so oft er mir dergleichen auftrug; auch danke ich ihm manche Huld, womit er (besonders in den ersten Jahren) mich und mein Haus beehrt hat, — ganz gegen die Erwartung mancher Neider. Aber Herzog August, wie sein

mir gleichfalls wohlgewogener fürstlicher Bruder Friedrich — beide wußten sehr gut, daß ich dem verstorbenen Herzog nicht aus persönlichen Absichten, nicht aus Habsucht, nicht aus Haschen nach Einfluß und Würden, sondern rein um seiner selbst willen, ohne Rücksicht auf seinen Stand, ergeben gewesen war, und daß weder ich noch meine Frau jemals seinen nahen Verkehr mit uns zu Beeinträchtigungen Dritter oder zu Kabalen gemißbraucht hatten. Und der Gnade beider Söhne des unvergeßlichen Ernst durfte ich mich erfreuen, so lange sie lebten; ganz aus eigener Bewegung überraschte mich Herzog August 1818 mit dem Titel eines „Geheimen Kriegsraths," bei welcher Gelegenheit er mir das Dekret, frei von allen Taxen, selbst zuschickte. So that der Sohn, ohne es selbst zu ahnen, was der Vater viele Jahre zuvor mit dem Rathstitel gethan hatte.

Der neue Herzog äußerte unter anderem gegen mich: „wie er meinen Namen im Codicill seines Vaters vermißt habe;" schon vorher hatte der Minister von Thümmel dasselbe zu mir gesagt, und hinzugefügt: „Herzog August werde dies Vergessen gut machen." Da schoß es wie ein Lichtstrahl durch meine Seele: daß es Menschen gab, die mein emsiges Hin- und Hergehen so gedeutet hatten, als sei es dabei auf ein tüchtiges Legat für mich abgesehen gewesen. Ich entgegnete daher dem Herzoge: „wie ich dem Todten noch im Grabe Dank wisse für diese Zartheit, und für das Zeugniß, welches er damit meiner Uneigennützigkeit habe geben wollen." Nach Verlauf einiger Wochen, als das Publicum täglich von großen Geschenken an Gold, Werthgegenständen (worunter auch ein massiver Goldbarren) und Schmucksachen aller Art zu erzählen wußte, welche aus der reichen Verlassenschaft an diesen und jenen Günstling gegeben sein sollten, fiel mir ein, daß ich vielleicht ein Andenken bekommen könnte, welches mir nicht so lieb wäre wie ein anderes, und daß ich vielleicht besser thäte,

mir selbst etwas auszubitten. Meine Wahl schwankte lange zwischen ein paar trefflichen englischen Patentpistolen und einem Stahlsäbel, den der Verstorbene gewöhnlich auf seinen Landpartieen geführt hatte. Ich entschied mich endlich für den letzteren, da ich wußte, daß die Pistolen 30 Guineeen, der Säbel aber deren nur zwei gekostet hatte; ich mochte bei meiner Bitte nicht auf meinen Vortheil bedacht erscheinen. Nachdem ich dem Herzog August deßhalb aufgewartet und ihn darum gebeten hatte, erhielt ich den Säbel im Namen der beiden Brüder; dieses Andenken ist das einzige, was ich aus der Verlassenschaft des Herzogs Ernst bekommen habe.

Der Wittwe — wartete ich nicht auf. Sie hatte sich den Sarg geben lassen, worin die Leiche des Verstorbenen zur Gruft getragen worden; er war ihr nach ihrem Wittwensitze Eisenberg vorangegangen. Auch schrieb sie viel mit den Federn, die ihr Gemahl gebraucht hatte. Der Astronom seinerseits ließ das nächste Heft seiner „monatlichen Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde," die er herausgab, schwarz broschiren und sagte in einem eigenen Aufsatze alles, was sich von den großen mathematischen und astronomischen Kenntnissen und Arbeiten des Todten mit vollem Rechte sagen ließ. Lauter schöne Zeichen der Trauer: „des Kummers Kleid und Zier" nennt Hamlet so etwas. — Ganz kurze Zeit darauf wurde Herr von Zach auf Ansuchen der verwittweten Herzogin zu deren Obersthofmeister ernannt; mit Verwunderung las man zu gleicher Zeit in einer Hamburger Zeitung: „mit dieser Stelle sei die Oberaufsicht über alle wissenschaftlichen und gelehrten Anstalten im Lande verbunden." Davon wußte bei uns niemand etwas, und in der That konnte ein grand-maître de la maison einer verwittweten Herzogin, die übrigens ihren ganzen Hofstaat bis auf eine Kammerfrau und einen Kammerdiener abdankte, „weil ihre Einkünfte so unbeträchtlich seien" (dabei betrug ihr Wittwen-Gehalt weit mehr,

als dasjenige der verwittweten Herzogin Anna Amalie von Weimar — und mit welchem Anstande lebte diese!) auch in Gotha nicht mehr bedeuten, als an jedem anderen Hofe. Ich erhielt daher höheren Ortes einen Wink, jene Einsendung durch eine andere in der nämlichen Zeitung zu berichtigen.

Im Herbste des Trauerjahres 1804 reiste die Wittwe mit ihrem Obersthofmeister, ohne alle weibliche Begleitung außer jener Kammerfrau, nach dem südlichen Frankreich; daß der Herr Obersthofmeister seit dem Todestage des Herzogs Ernst die von ihm bis dahin so hoch gepriesene Sternwarte Seeberg mit keinem Fuße wieder betrat, habe ich schon bemerkt. Gleichzeitig las man in öffentlichen Blättern den Bericht eines angeblichen „Einsturzes" der Sternwarte; in Wahrheit hatte der Sturm einen Stall umgeweht. Die eigentliche Sternwarte stand fest, und konnte nicht anders als so stehen; die Seitengebäude bedurften allerdings eines gründlichen Umbaues, zu welchem Herzog Ernst bereits entschlossen war, da der Baumeister Besser sie gar zu leicht für eine solche Höhe aufgeführt hatte. Unbewohnbar waren sie aber deßhalb nicht; ein Beweis dafür ist der Umstand, daß nach der Entfernung des Herrn von Zach lange Zeit ein durch diesen eigenmächtig herbeigerufener Fremder auf dem Seeberge wohnte, von dessen Anwesenheit man nicht eher etwas erfuhr, als bis er bei seiner Abreise dem Mechanikus Schröder die Schlüssel schickte. Darauf verfügte sich die Erbschaftscommission mit einem Notar auf die Sternwarte, um daselbst die Instrumente zu verzeichnen und die Zimmer zu versiegeln. Jene wurden nachher unter Schröders Aufsicht auf dem Schlosse bewahrt; das Gebäude blieb verschlossen, und oft war ich Zeuge der Entrüstung durchreisender Gelehrten, wenn sie die Sternwarte schon so bald nach ihres Erbauers Tode in diesem verlassenen Zustande antrafen. Herrn von Zachs Verdienst war es nicht, wenn die Seeberger Sternwarte, deren Gründung er doch veranlaßt

und deren Ruhm er dann nach allen Weltgegenden ausgerufen hatte, seit 1804 nicht eine Wohnung der Käuze und Uhus wurde; nahm er ja nicht einmal dann Notiz von seiner einstigen Schöpfung, als er nach der ersten Reise der Herzogin-Wittwe mit dieser für einige Zeit nach Gotha zurückkehrte! Die Besoldung eines Astronomen aber und alles, was davon abhängig war, bezog er noch Jahre lang fort. Endlich ertheilte, edlen Unwillens voll, Herzog August den bestimmten Befehl: „die Sternwarte in den besten Stand zu setzen und wieder mit Instrumenten zu versehen;" Herr von Lindenau, dieser erfahrene Astronom, war ganz dazu geschaffen, ihr den alten Werth wieder zu geben; als er sich später dem Staatsdienste widmete, überließ er sie der Sorgfalt eines anderen, ebenfalls sehr geschickten Mannes. Der vormalige Astronom, nunmehr Obersthofmeister, bereiste unterdessen mit der Herzogin-Wittwe Südfrankreich und Italien; dieser Aufenthalt im Auslande hat den Bau der niedlichen Sternwarte auf dem Wittwensitze Eisenberg, welcher mit großem Aufwande aus den „unbeträchtlichen Einkünften" der armen Herzogin-Wittwe hergestellt wurde, ganz vergeblich gemacht; es müßte denn beabsichtigt gewesen sein, einer neuen Auflage der bekannten Eisenbergschen Spukgeschichte, über welche Jung-Stilling berichtet hat, einen bequemen Rendezvous-Platz zu schaffen.[1] Beiläufig waren die ehedem

[1] Jung: „Theorie der Geisterkunde" (Nürnberg, 1808), S. 317 fg. Dem Herzog Christian von Sachsen-Eisenberg erschienen die Geister zweier Vorfahren: des Herzogs Casimir von Sachsen-Coburg († 16. Juli 1633) und seiner am 12. December 1593 von ihm geschiedenen weiland ersten Gemahlin Anna († 27. Januar 1613); letztere begehrte: Herzog Christian möge den Zwist schlichten, in welchem die beiden einstigen Gatten unversöhnt gestorben seien, und um dessentwillen sie keine Ruhe im Grabe fänden; Herzog Johann Casimir hatte sich nämlich von seiner Gemahlin getrennt, weil er sie in dem Verdachte ehelicher Untreue hatte. Herzog Christian kam dem Verlangen nach, fällte einen Urtheilsspruch und versöhnte die Abgeschiedenen. Ein Jahr darauf (28. April 1707) starb er, wie es die Geister vorausgesagt, und ließ sich in ungelöschtem Kalk

zu Eisenberg im Archive verwahrten Akten über diese Spukgeschichte 1808, als ich sie bei einer kurzen Anwesenheit daselbst zu durchblättern wünschte, an Jemanden verliehen worden und — verschollen.

Unterdessen walteten die beiden mit der Durchsicht, Aussonderung und theilweisen Verbrennung der Papiere und Schriften des verstorbenen Herzogs Ernst beauftragten Männer ihres Amtes, zu dessen Durchführung der neue Herzog sie „auf unbestimmte Zeit“ von jedem anderen Geschäfte völlig befreit hatte, auf das pünktlichste und getreueste. Allein wie unermüdet und fleißig sie auch waren, so vergingen doch sechs volle Wochen, ehe sie zu Ende kamen. „Nie“ (versicherte mir einst Geißler zu dieser Zeit) „gehe er von dieser Arbeit nach Hause, ohne durch das, was er gesehen und gelesen habe, sich noch inniger von tiefer Verehrung und Bewunderung für den verstorbenen fürstlichen Biedermann, aber auch zugleich von wahrem Schmerze darüber durchdrungen zu fühlen, daß er so vieles vernichten müsse, was für ewige Zeiten hätte aufbewahrt bleiben sollen.“

Nun stand in der von mir beaufsichtigten herzoglichen Privatbibliothek seit langer Zeit in einem Winkel ganz vergessen ein versiegeltes Kästchen, auf welchem ein Kartenblatt mit folgenden, vom Herzog Ernst geschriebenen Worten befestigt war: „Dieses Kästgen soll von niemandem, er mag auch seyn, wer er will, nicht geöffnet werden. Gotha den 11. Junius 1769. E.“ — Wenige Tage nach dem Tode seines Vaters kam der neue Herzog in Begleitung meines Freundes C. A. Böttiger auf die Bibliothek; einer seiner ersten Blicke fiel auf das Kästchen. Er nahm es und fragte: „was das sei?“ Ich wies auf die Worte des Karten-

begraben. — Jung-Stilling entnahm die Erzählung den „Monatl. Unterredungen vom Reiche der Geister“ (Leipzig, 1730), X, 319 fg. (Der Bericht wimmelt von handgreiflichen inneren Widersprüchen, welche sich zeigen, sobald man die nothwendig zur Sache gehörenden Data aufsucht, wie der Herausgeber gethan.)

blattes; er aber öffnete das Kästchen und gab es mir mit dem Befehle: den Inhalt desselben zu durchmustern. Obenauf lag ein Papier, das mit den Worten anfing: „Wer dies Kästchen öffnet — ist es ein Fremder, so bitte ich ihn; ist es ein Unterthan, so befehle ich ihm" u. s. w. — Mehr las ich nicht, sondern rasch entschlossen deckte ich das Kästchen zu und sagte: „Verzeihen Ew. Durchlaucht, aber ich merke, es sind Dinge darin, welche allein von den beiden Commissarien geprüft werden dürfen." Verstimmt ging der Herzog aus dem Zimmer; unverzüglich eilte ich mit dem Kästchen zu jenen beiden Männern. Sie waren über seinen Anblick sehr erfreut, da sie es schon überall gesucht hatten. Es war ihnen von dem Verstorbenen ausdrücklich bezeichnet worden, mit der Bestimmung: den Inhalt (Jugend-Briefschaften u. s. w.) sogleich dem Feuer zu übergeben. Als ich in die Bibliothek zurückkam, wartete dort schon ein Bedienter auf mich, mit dem Befehle des Herzogs: „ihm das Kästchen unverzüglich zu schicken;" der Wahrheit gemäß antwortete ich: „die beiden Commissarien hätten es so eben bereits verbrannt." — Und ich muß es dem Herzog August zum Ruhme nachsagen, daß er mir über mein rasches Verfahren nie den geringsten Unwillen gezeigt, sondern meine That so gedeutet hat, wie sie gedeutet werden mußte.

Was nun die Kostbarkeiten, Seltenheiten, Kunstsachen und Vorräthe aller Art betrifft, welche die Zimmer und Schränke des Verstorbenen füllten, so würde ein Verzeichniß derselben mehrere Bogen füllen. Die Erbschaftscommission ist mit ihrer Protokollirung, sowie die Erben mit ihrer Theilung eine lange, lange Zeit beschäftigt gewesen; sicherlich hatte der Fürst viele Dinge, welche er besaß, im Laufe der Zeit vergessen, wie trefflich auch sein Gedächtniß war. Es fanden sich z. B. so viele goldene, silberne, bronzene u. s. w. Münzen und Medaillen vor — jedes Stück an sich merkwürdig (hatte ich doch die Sammlung von Noth-Münzen,

geschlagen bei der Belagerung von Olmütz, sowie eine vollständige Reihe der Schweizer Münzen kommen lassen müssen), — daß das Münzcabinet des Casseler Museums, welches ich kurz vorher gesehen hatte, neben diesem Privatcabinete sich kaum hätte zeigen dürfen. Diejenigen Stücke, welche im großen Münzcabinete fehlten, wurden an dieses abgegeben, der Rest aber — nach dem Gewichte verkauft! Es waren darunter sehr seltene Münzen, die nun zum größten Theile in die Hand eines Juden wanderten.

Die Vorräthe im herzoglichen Nachlasse erstreckten sich bisweilen auch auf Kleinigkeiten; so waren z. B. mehrere Dutzend englischer Bleistifte aller Gattungen vorhanden, die wahrscheinlich noch von der letzten englischen Reise des Fürsten stammten. Ein Jemand, der dem Verstorbenen einst stark geschmeichelt und ihm sehr vieles zu danken hatte, äußerte bei der Entdeckung dieser Vorräthe: „es sei doch schrecklich, daß Herzog Ernst oft, wenn er irgendwo seinen Bleistift habe liegen lassen, ausdrücklich zurückgekommen sei, um denselben zu holen, während er daheim solche Menge davon besessen habe!“ Diese Bemerkung verdroß mich, und ich antwortete: „ob man denn glaube, daß dieser Vorrath noch vorhanden sein würde, wenn der Fürst seine Bleistifte dutzendweise zum Fenster hinausgeworfen hätte — und ob Wirthschaftlichkeit und Ordnungsliebe nie unter die Privat-Tugenden eines Fürsten gehören dürften?“ Worauf denn allerdings jener impertinente Geselle verstummte und beschämt davon schlich.

Der Tod des Herzogs Ernst änderte meine eigene Stellung zunächst in sofern nicht, als verfügt wurde: „ich solle die Schlüssel zur Privatbibliothek des Verstorbenen behalten, bis auch über sie näheres bestimmt würde.“ So besuchte ich denn die alten, mir lieb und theuer gewordenen Räume nach wie vor jeden Tag bis zum Jahre 1814, wo ich von der Verwaltung zurücktrat, geehrt durch ein amtliches

Belobungsschreiben über meine fast 40 Jahre lang geführte Aufsicht. Doch auch dann ließen mir die neuen Bibliothekare noch in liberaler Weise den Schlüssel und gestatteten mir unbeschränkten Zutritt, den ich oft benutzte. Fühlte ich mich in der alten lieben Bibliothek, umgeben von den auserlesenen Werken der vielen großen Todten doch so heimisch, so behaglich, so ungestört in meinen Gedanken, meinen Erinnerungen! Und wenn Abends die Stunde kam, in welcher der einstige Herr dieser Schätze einzutreten pflegte, dann war es mir immer, als müsse die Thür sich öffnen und er müsse kommen. Aber ach! Seine wohlthätige Erscheinung blieb aus. Noch Jahre hindurch schrieb ich an jener Stätte die Mehrzahl meiner Arbeiten in stiller Zurückgezogenheit; auch die Anfänge dieser Handschrift sind dort entstanden.

Sechstes Buch.

Vom Regierungsantritte des Herzogs August bis zu den Freiheitskriegen.

1804—1813.

17.

Die Wunde, welche der Tod des Herzogs Ernst meiner Frau und mir geschlagen hatte, blutete noch frisch, als das Hinscheiden meines Schwagers und alten Freundes Ettinger uns in erneute Trauer stürzte. Nach so viel anhaltendem Grame bedurfte Amaliens Gesundheit, gleich der meinigen, einer Stärkung, denn wir waren vollkommen schwermüthig. Namentlich bei meiner Frau traten beunruhigende Zeichen zu Tage, so daß der Arzt uns abermals nach Karlsbad schickte. Der dortige Aufenthalt war diesmal leider nicht so angenehm für uns, wie sonst; auf der Rückreise über das schöne Alexandersbad, das ich schon längst zu kennen begierig gewesen war, traf uns kaltes, unfreundliches Wetter. Meine Frau, gequält von unzeitiger Besorgniß vor einem Umwerfen des Wagens auf der schlüpfrig gewordenen Landstraße, stieg oft aus, wurde von Regenschauern überrascht und schadete dadurch ihrem geschwächten Körper. In Meiningen sprach sie noch ihre zweite, an einen Hofbeamten daselbst verheirathete Schwester Wilhelmine Klimmenhagen; diese Begegnung war eines der letzten frohen Ereignisse ihres seinem Abschlusse nahen Erdenlebens. Ende Septembers kamen wir nach Hause, wo die Bewillkommnung unserer Freunde und die Erscheinung einiger Ausländer unserer Bekanntschaft (besonders der liebenswürdigen gräflich Platerschen Familie aus Polen) uns eine flüchtige Aufheiterung gewährte. Leider nur eine flüchtige — der 10. October, Amaliens Geburtstag (wir ahnten nicht, daß

es ihr letzter sein würde!) fand sie schon krank. Damals sang ihr Schwager Jacobs:

„Heute steigen zu Dir der Gesundheit Genien nieder,
Wenn mein frommes Gebet, Freundin, die Himmlischen rührt;
Steigen nieder zu Dir und legen mit leiser Berührung
Um Dein krankendes Haupt Kränze von magischer Kraft!“

Aber dieses fromme Gebet rührte die Himmlischen nicht; unmittelbar nach dem festlichen Tage brach die Krankheit aus, die nur mit Amaliens Leben endigen sollte. Bekämpft von der Geschicklichkeit des trefflichen Grimm, der alles aufbot, was seine Kunst und Erfahrung vermochte, die ihm persönlich werth gewordene Kranke zu retten; bekämpft von ihrer starken Natur, die neun schreckliche Monate lang widerstand; bekämpft von unserer liebenden Fürsorge, zu der sich die Pflege der jüngsten und geliebtesten Schwester Amaliens, Dorette, gesellte, ließ das schreckliche Uebel durch vorübergehende Entfernung uns die tröstende Aussicht auf die ersehnte Rettung nur erblicken, um durch doppelt heftige Wiederkehr unsere Angst zu steigern, bis am 21. Juli 1805 der arme, schmerzgepeinigte Körper erlag. Ihr Geist blieb frisch bis zu ihrem letzten Hauche; in allen ihren Gesprächen, Urtheilen und Anordnungen erprobte sich fortdauernd seine Stärke. Eine besonders wohlthätige Zerstreuung gewährten ihr stets die Besuche Grimms, dessen Unterhaltung ihr durch den reichen Schatz seiner Kenntnisse und Erfahrungen immer neue Theilnahme einflößte. Mit großer Fassung ordnete die Sterbende an, wo sie bestattet sein wollte; mehrere Jahre zuvor waren wir nämlich auf einem Spaziergange der Frau eines Todtengräbers begegnet, die in einem Korbe das Holz von zerschlagenen Särgen trug; gleich darauf wurde eben dieser Todtengräber überführt, die Leichen ausgegraben und beraubt zu haben. Dies war meiner Frau immer gegenwärtig geblieben; sterbend wünschte sie daher, auf einem

Dorfkirchhofe begraben zu liegen, in der Ueberzeugung, unter den treuherzigen Landbewohnern könne eine Ruchlosigkeit, wie die erzählte, nicht vorkommen. Ihre letzten Kräfte benutzte die Edle, um mit zitternder Hand an ihren Sohn und ihre Tochter zwei schöne Briefe voll trefflicher Lebensregeln und Ermahnungen zu richten, welche sie ihrer Schwester Dorette einhändigte, damit diese sie den Kindern nach ihrem Tode geben möge. Endlich am genannten Tage um halb zwei Uhr Nachmittags erlosch der letzte Funke ihres Lebens; in derselben Minute blieb die Taschenuhr stehen, welche sie in ihrer Krankheit auf ihrem Tische liegen hatte. Die stockende Uhr bewahrte ich auf, bis mein Sohn sie gebrauchte; mit dem Empfange seines Offizierspatentes, am 22. Juli 1810, hat er zuerst sie wieder aufgezogen.

Der Morgen des Begräbnisses (24. Juli 1805) war heiter und schön; zur ewigen Ruhestätte für die Todte hatte ich ihrem Wunsche gemäß eine Grabstelle auf dem Kirchhofe des Dorfes Siebeleben an der Erfurter Landstraße, dreiviertel Stunden von Gotha entfernt, erkauft. Als der Sarg aufgehoben wurde, dämmerte die Morgenröthe; den Leichenzug begrüßte das Zwitschern der erwachenden Vögel, und indem der dunkle Schooß der Erde den Sarg aufnahm, brachen eben die Strahlen der Sonne hervor. Hierauf bezieht sich das schöne Gedicht: „Cypressenzweig, Amaliens Denkmal geweiht,“ welches Arthur von Nordstern der Todten in echter Freundestreue nachrief; es steht nebst dem bei der Beerdigung vorgetragenen Gesange im 10. Stücke des deutschen Merkurs, vom October 1805, Seite 96—99, wo sich auch eine Anmerkung des guten Böttiger findet, der die Verstorbene mit dem jüngeren Plinius sinnig „non minus amabilis, quam veneranda“ nannte. Keiner aber beklagte Amaliens Verlust inniger, als ihr Schwager Jacobs.[1] Noch

[1] Band VII seiner „Vermischten Schriften“ setzte er ihr S. 41 und 64 noch 1840 ein literarisches Denkmal.

bei Lebzeiten meiner Frau war ihm zur Stärkung seiner Gesundheit eine Rheinreise verordnet worden; gleich nach Amaliens Tode trat er sie an, schrieb mir aber bereits am 31. Juli: wie schmerzlich ihm seine Schwägerin fehle, deren Andenken ihm auf dieser Reise, welche sie zweimal gemacht, und von der sie so oft mit ihm gesprochen habe, ohne Unterlaß gegenwärtig sei. „Wir haben ihr Gedächtniß auf dem Strome gefeiert, und mit seinem reinen Wasser haben sich unsere Thränen gemischt.“

Ein einfacher weißer Stein bezeichnet Amaliens Grab; seine Inschrift ist aus ihrem Lieblingsdichter Schiller genommen:

„Ach, die Gattin ist's, die theure;
Ach, es ist die treue Mutter!“

— Bei der völligen Zerrüttung meines Inneren nach diesem abermaligen Schicksalsschlage verordnete mir der Arzt eine Reise als höchst nöthige Zerstreuung, und ich beschloß: wiederum mein Lieblingsland, die Schweiz, zu besuchen; theils um dem Prinzen Friedrich, der damals in Appenzell eine Molkenkur gebrauchte, aufzuwarten und mich durch seine gnädige Theilnahme an meinem Verluste zu trösten, theils, um meine Gedächtnißtafel auf dem Rigi, welche ich bisher selbst nur aus Zeichnungen meines Freundes, des Malers Füßli, kannte, der die Aufstellung in meinem Auftrage geleitet hatte, in Augenschein zu nehmen. Ueberdies hatte ich den Rigi noch nie bestiegen. Begleitet von meinen Kindern und meiner Nichte Ettinger nahm ich denselben Weg in die Schweiz, den ich 20 Jahre früher als junger Ehemann mit meiner Gattin genommen hatte. Das merkwürdige, welches mir begegnete, faßte ich in einem Briefe „von der Schweizer Grenze, den 19. September 1805,“ zusammen, der einen Platz im Novemberhefte des „Deutschen Merkur“ von 1805 [S. 228 fg.] gefunden hat; mir bleibt daher nur wenig hier zu sagen. Glücklich erreichten wir den Rigi; nicht ohne

tiefe Bewegung und bestürmt von meinen Gedanken trat ich vor die Gedächtnißtafel meines verewigten fürstlichen Freundes, und von Herzen wohl that mir die aufrichtige Theilnahme der Bewohner, besonders der Kapuziner, für das Denkmal. Im Archiv des Hospizes legte ich jenen zu solchem Zwecke mitgenommenen Ring nieder, dessen ich schon gedachte; ihn zierte ein von Pichler meisterlich geschnittener Stein mit dem Kopfe des jugendlichen Herzogs Ernst. — Die Ersteigung des Rigi-Kulm lohnte der Anblick der Alpenkette in einer Mondbeleuchtung, wie man sie so schön und klar selten bekommen dürfte. Ein Wirthshaus stand auf dem Kulm damals noch nicht. Den Rückweg nahmen wir über die ein Jahr darauf [am 2. September 1806] so grauenvoll durch einen mächtigen Bergsturz verschütteten paradiesischen Alpengelände von Goldau und Lowerz nach Schwyz, wo mir in dem muthigen Aloys Reding,[1] den eine Inschrift an Tells Kapelle „den Wiederhersteller der Schweiz“ nannte, ein lieber Freund lebte. Von dort wandten wir uns nach Luzern, um hierauf durch des Prinzen Friedrich Güte mit ihm drei schöne Tage in St. Gallen zu verleben; dann aber veranlaßten uns die kriegerischen Gerüchte, nach Hause zu eilen. Wirklich erreichten wir Frankfurt a. M. kaum wenige Stunden, ehe die Franzosen daselbst einrückten.

„Krieg“ — das war nun die Losung der Zeit während der nächsten Jahre. Schon im Winter 1805—6 füllte die schwankende, zweideutige Haltung Preußens unser Herzogthum und meine Vaterstadt mit Quartierlasten und allem Tumulte eines Hauptquartiers. Da sich in demselben viele angesehene Brüder der großen National-Mutterloge zu den drei Weltkugeln in Berlin befanden — der nämlichen, in welche einst

[1] Am 2. Mai 1798 hatte er an den östlichen Abhängen des Morgartens ein siegreiches Gefecht der Schwyzer gegen eine französische Heeresabtheilung unter Schauenburg geleitet; der letzte Widerstand der Schwyzer gegen die Republik Frankreich.

Friedrich der Große die Aufnahme erhielt — so veranlaßte dieser Umstand einen eifrigen Maurer, Carl Heinrich Julius Grafen von Salisch, seinen längst genährten Vorsatz: die Wiederherstellung der alten, seit dem 29. Mai 1803 aufgelösten Loge, zur Ausführung zu bringen. Die Brüder, welche er zu diesem Behufe versammelte und zu denen auch ich gehörte, schlossen sich sogleich mit Begeisterung an Salisch an, und freudig wurde der Vorschlag aufgenommen, den alten Namen der Loge nicht nur zum Gedächtniß unseres verewigten Herzogs in den neuen „Ernst zum Kompaß" zu verwandeln, sondern auch zum Stiftungstage den 30. Januar, als den Geburtstag des unvergeßlichen Fürsten, zu wählen. Konnte doch Freund Geißler bei Gelegenheit der feierlichen Aufstellung der Büste des Herzogs Ernst mit Fug singen:

„Er war es, der, als sie den Tempel uns bauten,
Die Brüder mit rüstigem Eifer belebt;
Er ist es, der heute noch seine Vertrauten
Im Thale der Prüfung als Schutzgeist umschwebt."

Es war daher eine berechtigte Huldigung, welche wir den Manen des edlen Todten brachten, wenn wir uns unter der Aegide seines Namens versammelten. Der erste Meister vom Stuhl war Graf Salisch; Secretär wurde Schlichtegroll.

Durch die erneute Gründung dieser Loge ward zugleich ein Wunsch des Herzogs Ernst erfüllt, den er etwa ein halbes Jahr vor seinem Tode gegen mich geäußert hatte. Der Segen seines Namens ruht auf den Arbeiten dieser im vollen Sinne des Wortes „Gerechten und Vollkommenen," welche, vom besten maurerischen Geiste belebt, unter dem geschickten, sein wichtiges Amt mit seltenem Eifer und größter Einsicht führenden Grafen Salisch einen Flor erreicht hat, wie ihn ihre ältere Vorgängerin nie aufweisen konnte. Brüder von allen Zungen und aus allen Ländern gehören zu ihrer Zahl, und ihre Versammlungen hält sie in

eigenen, schönen Räumen. Mir aber, einem alten Maurer, den das ehrende Vertrauen der Mitglieder einst mit einem der ersten Aemter bekleidete, und der in der Folge zu den ersten Graden eines anerkannten ächten Maurer-Orients gelangte, sei es erlaubt, über Freimaurerei im Allgemeinen einige Worte als Aufschlüsse aus meinen eigenen Fortschritten und Erfahrungen, sowie aus den weitumfassenden Ansichten anderer, gleichfalls erfahrener Maurer hier einzuschalten.

Es gab Männer von Bedeutung — zu denen ich aber nicht die Krause[1] und Consorten rechne, welche einer Finanz-speculation zu Liebe es mit der Haltung eines gegebenen Wortes nicht genau nehmen und gern mehr verrathen hätten, als sie thaten, hätten sie nur selbst mehr gewußt — ja, es giebt noch jetzt Köpfe von Studium und Einsicht, welche einer durch Scheingründe unterstützten Hypothese zu Gefallen die Entstehung der Freimaurerei bald von den Rosenkreuzern, bald von Francis Bacons Romane „Atlantis nova", bald von einem Handwerksspaß des Baumeisters der St. Paulskirche in London, bald von einer Schlägerei bei der Erbauung des Straßburger Münsters, am liebsten und häufigsten aber von Monks Partei und ihrer Absicht herleiten, den Sohn des enthaupteten englischen Königs Carls I. wieder auf den Thron zu setzen. Diese guten Leute — ganz zu geschweigen von dem Professor Lindner und seinem „Mac-Benac," der aus der Freimaurerei eine Einrichtung nach dem Herzen der Frau von Krüdener machen möchte[2] — überlegen gar nicht, welche Sinnlosigkeit sie durch solche Annahmen einer Menge würdiger und kluger Männer in England, wie in allen anderen

[1] Carl Christian Friedrich, der Philosoph.

[2] Der unverkürzte Titel des Werkes von Friedr. Wilh. Lindner (geb. am 11. Decbr. 1779 zu Weida, gestorben am 3. Novbr. 1864 zu Leipzig) lautet: „Mac-Benac; Er lebet im Sohne; oder das Positive der wahren Maurerei. Zum Gedächtniß der durch Luther wieder erkämpften evangelischen Freiheit." (Leipzig, 1818, 1819; 3. Aufl.)

Ländern und Welttheilen aufbürden. Weßhalb sollte man denn z. B. — nachdem das „verlorene Wort", Carl II., längst gefunden worden und man vor den Augen der ganzen Welt sich freuen dürfte, daß der Zweck der Partei erreicht sei — demungeachtet noch immer die Trauer- und Todessymbole bestehen lassen und fortfahren, etwas in seine Rechte einsetzen zu wollen, was schon vor langen, langen Jahren wieder eingesetzt ist? Daß Monk und die königlich Gesinnten während Cromwells Dictatur sich der vorhandenen Freimaurerei zu einer Hülle ihrer Zusammenkünfte, zu einem Hebel ihrer Absichten bedient haben, ist höchst wahrscheinlich. Von jeher war dies das Schicksal der Maurerei, die selbst, wie ich noch näher darlegen werde, in ihrer Entstehung schon nur symbolische Außenseite, nur Decke war; sollte sie doch noch vor 70 oder 80 Jahren dazu beitragen, den weiland Prätendenten des Stuartschen Hauses, Carl Eduard, zum Behufe seiner Restaurationszwecke zu unterstützen — ein Capitel, in welches die bekannten Carl Eberhard Wächterschen Missionen von 1777[1] gehören. Es ist eine bekannte Thatsache, wie noch zu unseren Zeiten die Logen bald den ehrgeizigen und selbstsüchtigen Planen der Illuminaten, bald den staatsumwälzenden Absichten der Revolutionäre (sog. Jacobiner), dann — ganz entgegengesetzt — den deutsch-patriotischen Vereinen nach Art des Tugendbundes, endlich den italienischen Carbonari und den spanischen Exaltados haben fröhnen müssen. Welchen Trugschluß würde aber nach einigen hundert Jahren ein Geschichtsschreiber verschulden, der, weil er die Maurerei als Hebel bei manchen Zeitereignissen gebraucht sieht, aus diesem Umstande, sowie auf Grund der Zeugnisse eines Barruel und ähnlicher sophistischer Kläffer etwa (nach alten

[1] Die Conferenz Wächters mit dem Prinzen Carl Eduard Stuart fand am 12. September 1777 zu Florenz statt; das von beiden unterzeichnete Protokoll sandte Wächter an seinen Auftraggeber, den Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Inquisitionsprincipien) die Revolutionssucht für das eigentliche Geheimniß der Freimaurer ausgeben wollte?! Das Geheimniß der Freimaurer, oder was man darunter versteht, ist älter als dies alles. Es stammt nicht von Noah, nicht von Salomo, nicht von den Egyptern oder Eleusinern oder von den Essäern unmittelbar ab, aber es ist mit ihnen, vorzüglich mit den letzteren, verwandt; das heißt: in Folge der Annahme, Nachbildung und Ueberlieferung von Ritus, Ceremonien und Sinnbildern läßt sich bei allen solchen geheimen Gesellschaften, die von jeher in die bürgerliche verwebt waren, eine nähere oder fernere Verwandtschaft unter einander herausfinden. So z. B. war Xylon, der Schurz,[1] in den egyptischen Mysterien und bei den Essäern so gut bekannt, wie bei den Freimaurern. Das wahre Vaterland des sogenannten Freimaurer-Geheimnisses ist der Orient; es ist nämlich Hülle oder Fortsetzung einer Sache, die ihren Ursprung im Osten zur Zeit der Kreuzzüge nahm. Diejenigen, welche in den Tagen des Trübsals und der Stürme diese Sache zu bewahren und fortzupflanzen suchten, fanden in England die Zunft-Maurerei als eine Art geheimer Gesellschaft gegründet und nützten nun dieselbe zum Mantel, zur Hülle, zum Stoff, wohinein sie ihre eigenen fortzupflanzenden Zwecke und Plane trugen (welche durch die Zeitumstände streng verborgen bleiben mußten), indem sie gleichzeitig die schon obwaltenden Gebräuche und Satzungen mit allen ihren Geistlichen (oder Gelehrten) bekannten Überlieferungen, sowie mit neu ersonnenen Emblemen und Deutungen verschmolzen. So entstand „der erschlagene Meister,“[2] die

[1] Ein Hauptheil der maurerischen Bekleidung. Derselbe soll den Maurer daran erinnern, daß er ein Arbeiter ist und in der Arbeit seine höchste Ehre zu finden hat. Der Schurz besteht aus weißem Leder und wird durch ein blaues Band befestigt.

[2] Hiram Abif, Baumeister des salomonischen Tempels, der Sage nach erschlagen von drei Gesellen, denen er das Meisterwort, welches sie ihm abzunöthigen dachten, nicht verrathen wollte. Die Erzählung ist

„Reisen,“[1] die Stunde der „Nacht,“[2] die stete Hinweisung auf „Osten,“ die Paßworte[3] und alle jene nur Eingeweihten vertrauten Anspielungen und Symbole als Kleid eines Geheimnisses, das erst Lohn der Prüfung durch manche Stufen wurde; alles vermischt und vermummt mit dem Ritus und den Ceremonien der alten englischen, noch von den „Collegien“ der Römer[4] herstammenden freien Zunft-Maurerei, deren Mitglieder sich damals (wie noch jetzt in England) „die Freien und Angenommenen“ nannten, aber kein höheres Geheimniß kannten und noch annehmen,[5] als jene altenglischen Zunftsatzungen. Das wichtigste darüber enthält, ohne es selbst zu wissen, der „Mac Benac“ in einem

jetzt allgemein als Allegorie angenommen, deren Deutung verschieden ist; in den Lehrarten, welche sich einer reineren Anschauung erfreuen, wird die Hiram-Legende als moralisches Symbol gedeutet, dessen Kern sich zu der Lehre zuspitzt: „daß man bei Erfüllung seiner Pflicht selbst den Tod nicht scheuen solle.“

1 Feierliche Umführung bei der Aufnahme in die Loge. Fried. Ludw. Schröder vermuthete, daß den „Reisen“ die Idee: „alle Weisheit komme von Osten her,“ zum Grunde liege.

2 Hoch-Mitternacht; bei Aufnahme von Brüdern der Schluß der Ceremonien.

3 Paßwort ist der Name, den sich ein in die Loge Eintretender auf Befragen beizulegen hat, so daß er nicht seinen bürgerlichen Namen nennt. Jeder der drei Grade hat sein besonderes Paßwort.

4 „Collegium“ war bei den Römern eine meist zu nicht-religiösen Zwecken zusammentretende Verbindung mehrerer Menschen, welche eine sog. „juristische Person“ ausmachten; collegia opificum = Zünfte der Handwerker, unter denen die dem Staate (im Kriege oder bei'm Gottesdienste) nützlichsten am höchsten standen. Man feierte im Versammlungsorte des Collegii mysteriöse, mit Opfern verbundene Feste; gestorbene Mitglieder wurden auf einem gemeinschaftlichen Begräbnißplatze, auf Kosten der allgemeinen Casse, unter Vortrag des Banners des Collegii, feierlich bestattet.

5 Unter freien und angenommenen Maurern (free and accepted Masons) sind solche zu verstehen, welche in die Verbindung nicht nur eingeweiht waren, sondern auch ihre volle Lehrzeit ausgehalten hatten und dadurch zur Übernahme von Bauarbeiten berechtigt wurden, indem sie frei waren von den eingegangenen Verbindlichkeiten gegen den Lehrmeister.

gestohlenen und nun gedruckten Aktenstück aus Starcks des Vielwissenden[1] Papieren (die er aber vor seinem Tode selbst noch den Flammen übergeben haben soll); dann das von Philipp Melanchthon 1535 zu Köln unterschriebene Protokoll.[2] So wenig also der große Theil der englischen National-Logen eines Irrthums zu zeihen sind, wenn sie die Freimaurerei auf jene altenglische Zunft-Maurerei zurückführen, da diese wirklich älter und damit verwebt ist, so wenig kann ich jedoch nach meinen (und ich darf hinzusetzen, meines seligen Herrn) Ansichten ihnen beipflichten, wenn sie dabei stehen bleiben und nicht zugeben wollen, daß diese alte Gesellschaft von der Politik einer dritten zum Vehikel eines Geheimnisses benutzt worden; da sonst so viele, auch von ihnen beibehaltene Symbole und Anspielungen sinnlos und unverständlich bleiben würden. Wer aber darüber mehr verlangt, als Tradition — aus einer Zeit, wo schriftliche Urkunden überhaupt selten sind, und nur wenige der Väter die Feder, wohl aber alle das Schwert zu führen wußten — der verlangt mit dem Wiesbadener Convent[3] (vom 15. August bis 4. September 1776) — Herzog Ernst hat ihm beigewohnt — mehr, als in der Reihe existirender Dinge möglich ist. Wer hingegen in den Graden, deren Leiter er bestieg, die ihm bekannt gewordenen Hieroglyphen mit jenen Traditionen unbefangen vergleicht, der wird die Erklärung und Anpassung ganz leicht, ungezwungen und natürlich finden. Darum

[1] Joh. Aug. Starck, geb. am 28. October 1741 zu Schwerin, gest. zu Darmstadt am 3. März 1816 als Oberhofprediger und Freiherr.

[2] Die sogen. „Kölner Urkunde," dem Prinzen Friedrich der Niederlande als Nationalgroßmeister der niederländischen Logen 1816 anonym zugeschickt, über Zweifel an ihrer Echtheit jedoch nicht erhaben. Sie will im Wesentlichen eine genaue Darlegung des Zwecks der Freimaurerei geben.

[3] Zusammenberufen von Gottlieb Franz Frhrn. von Gugomos, der angeblich „die bisherigen Tempelherren den wahren Orden und bisher unbekannte geheime Wissenschaften lehren" wollte. Herzog Ernst reiste ab, als es zur Einweihung kommen sollte.

aber will ich ihm noch keineswegs zumuthen, daß er solche Tradition für etwas anderes halten, oder mehr Gewicht darauf legen soll, als sie ihrer Natur nach überhaupt haben kann und zu haben verdient; es wäre denn, daß der Grund- oder Eckstein der Kirche zu Kittlitz, unter welchem Hund[1] das Pergament mit seinem Bekenntniß niederlegte, gehoben würde; oder daß der Geist des höheren Ordens von neuem irgend einen Gewalthaber der Erde — wie einst Gustav III. oder Paul I. oder die Ritter Carls XIII. in Schweden — anfeuerte, den Orden die Hülle der verjährten Proscription abwerfen, in seiner Urgestalt wieder auftreten zu lassen und so viele Hunderttausende durch alle Welttheile zerstreute Glieder in der unsichtbaren Bundeskette an sich zu fesseln; ein weitaussehender Gedanke, den Napoleon selbst nicht aus der Acht ließ! Aber wenn dieses immer ein Traum und die Tradition immer Tradition ohne wahren Nutzen oder Zweck bleiben sollte, so hat sie doch durch ihr graues Alterthum einen Werth; solchen aber kann das dem alten Bunde angeheftete neumodische Gebäude der Knigge, Bode, der Illuminaten und Eklektiker, oder die mit Jesuiten-Witterung geführte Feile eines Zöllner[2] eben nicht haben. Dergleichen Nachbildungen oder Modernisirungen kommen mir vor, wie etwa mein ehemaliger Amicistenorden — und was würde man dazu sagen, wollte jemand es sich zum Verdienste anrechnen, daß er einen alten, ehrwürdigen Münster neu getüncht und recht bunt decorirt habe! Derjenige Logenverein würde sich hochverdient machen, welcher das Alte, sei es

[1] Carl Gotthelf Reichsfreiherr v. Hund und Altengrotkau, geboren 11. September 1722, starb am 8. November 1776 zu Meiningen. Kittlitz war eines seiner Güter.

[2] Joh. Friedr. Zöllner, Dr. der Theologie, Propst, Oberconsistorial- und Oberschulrath zu Berlin, geb. 24. April 1753 zu Neudamm in der Neumark, gest. 12. September 1804 zu Frankfurt a. d. O., Schöpfer eines rectificirten Systems der National-Mutterloge „Zu den drei Weltkugeln“ in Berlin.

unserem Gaumen auch noch so rauh, mit seinen rohen, aber kräftigen Formen (z. B. der Mooshütte der Johannis-Gesellen)[1] wieder herstellen wollte. Ich kenne einen altdeutschen, fast ein paar Jahrhunderte zählenden Lehrlings-Katechismus, dem man das Gepräge seines Alters ebenso unverkennbar in der kräftigen Sprache ansieht, wie dem bekannten Fragmente, das den großen englischen Philosophen Locke zum Maurer schuf,[2] oder nachstehendem alten Eide: „Ich schwöre, den heiligen Bund zu hüten und zu hehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor Allem, was Sonne und Sterne bescheinen und der Regen benetzt, vor Allem, was zwischen Himmel und Erde schwebt." Doch — Heil und Segen der Freimaurerei in jeder Gestalt, unter jedem Bilde und jeder Hieroglyphe, wenn nur ihre Arbeiten, wie jene der edlen Logen zu Hamburg und an so vielen anderen Orten, Menschenkummer lindern, Menschenelend heilen (was z. B. während der Napoleonischen Feldzüge so vielfach und in oft rührendster Weise geschehen ist)[3] und Wankende oder Schwache auf den

[1] Lennings Encyclopädie der Freimaurerei (2. Aufl., Leipzig, 1865), des Herausgebers Quelle für die Anmerkungen über diesen Gegenstand, hat für die „Mooshütte der Johannisgesellen" keine Erklärung.

[2] Das sog. „Verhör Heinrich VI." oder „Freimaurerverhör." Johann Leyland, berühmter englischer Alterthumsforscher, soll — als er im Auftrage König Heinrichs VIII. bei Aufhebung der Klöster wichtige Urkunden und Bücher suchte, um dieselben vor der Vernichtung zu bewahren — auf eine Urkunde von der Hand König Heinrichs VI. gestoßen sein, die Fragen und Antworten über Freimaurerei enthalten habe. Etwa um 1536 habe Leyland von dieser Urkunde Abschrift genommen und solche in der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford niedergelegt. Hier soll sie 1696 Locke gefunden und mit seinen Bemerkungen dem Grafen Pembroke übersandt haben. Gedruckt erschien das „Verhör" zuerst 1753 zu London in einer nicht-maurerischen Zeitschrift. Seine Echtheit wird bestritten; trotz eifrigen Suchens ist weder das Original noch Leylands Abschrift aufzufinden gewesen.

[3] „Selbst unsere Loge liefert dazu einen Beitrag. Einer von unseren noch lebenden Brüdern wurde 1807 von einer Schillschen Streifpartei

Pfaden der Tugend und Rechtschaffenheit erhalten und leiten, und wenn nur, wo ein hilfsbedürftiger Bruder sich zu erkennen giebt, ihm die Hand des Trostes und des Beistandes in treuer Liebe voll Dienstwilligkeit gereicht wird. „Amen! Dem sei also!“ wird jeder echte Maurer beistimmend sagen.

gefangen. Bei'm Transport durch das pommersche Städchen Pyritz wurden die Gefangenen vom Pöbel bedroht. Ein Geistlicher und Bruder, der Propst Gutbier, erkannte unseren Bruder zufällig als solchen, drängte sich zu ihm, ergriff ihn bei der Hand und geleitete ihn sicher vor Mißhandlung durch die Menge.“ (Reichard, Logengeschichte, S. 43 fg. — 1807 wird Druckfehler sein, für 1809.)

18.

Auf das Zureden der erwähnten Lieblingsschwester meiner verstorbenen Gattin, der guten Dorette, welche ihren Bruder im fernen Livland aufzusuchen ging (später, 1814, ist sie die zweite Gattin des trefflichen Friedrich Jacobs geworden), hatte ich im Beginn des Jahres 1806 meinen Sohn nach Weimar in eine Erziehungsanstalt gegeben, wo der Aufenthalt so sichtlich zu seinem Besten gedieh, daß ich es als ein wahres Unglück betrachtete, als schon im Herbste desselben Jahres die Anstalt durch den Tod ihres Unternehmers, des wackeren Professors Schall,[1] ihr Ende erreichte, und ich gezwungen war, meinen Sohn wieder nach Gotha kommen zu lassen. Hier traf er ungefähr drei Wochen vor der Schlacht bei Jena ein, aber wer weiß, ob nicht der Himmel durch diese Fügung, welche ich anfangs so sehr beklagte, am besten für meinen Sohn sorgte, der bei den zahlreichen blutigen und verheerenden Auftritten, die das arme Weimar im October 1806 drei Tage lang heimsuchten, vielleicht den Tod gefunden hätte. Wie unsäglich würde Herzog Ernst gelitten haben, wäre ihm das harte Loos gefallen, Zeitgenosse

[1] Nach dem Weimar. Wochenbl. 1806, № 66 wurden am 15. August „Herr Carl Hildon Shall, fürstl. sächs. Professor, mit der großen halben Schule, alt 42 J. 2 M.“ beerdigt. Dieser ist doch wohl identisch mit dem Prof. Heinrich Schall, der in den Weimar. Hof- und Adreß-Kalendern auf 1804—6 unter den „Exercitienmeistern und außerordentlichen Lehrern“ des Gymnasiums zu Weimar aufgeführt ist.

der Drangsale sein zu müssen, welche über Deutschland bis zu den Jahren der Erhebung, 1813 und 1814, verhängt wurden! Vielleicht hätte er seinen Lieblingswunsch, nach Nordamerika überzusiedeln, ausgeführt; vielleicht hätte er am Kampfe Theil genommen und wäre, wie mehr als einer seiner mannhaften Vorfahren, mit dem Schwerte in der Hand gefallen. Aber welchen Entschluß er auch ergriffen hätte — für das Land und dessen Bewohner würde derselbe schwerlich so glückliche Folgen gehabt haben, wie sie das Benehmen des Herzogs August, der mit Napoleon auf bestem Fuße stand (die Ursache werde ich später erzählen), für Gotha und Altenburg herbeiführte. Denn abgerechnet die unvermeidlichen Quartierlasten, Marsch-Etappen, Verpflegungen und was dahin gehört, zog unser Herzogthum ein Loos, dessen damals nur sehr wenige deutsche Städte und Länder sich rühmen durften: das Loos eines friedlichen, glücklichen Eilandes mitten im Wehen des verheerendsten Sturmes. Ewig unvergeßlich bleibt mir der Abend des 14. October, an welchem ich von der hohen Schloßterrasse aus in der Gegend nach Weimar hin den Horizont vom Feuer der brennenden Weiler und Dörfer geröthet sah; schon um Mitternacht erscholl dann die Botschaft der preußischen Niederlage. Wenige Tage darauf zogen bereits zahlreiche Abtheilungen preußischer Kriegsgefangenen durch unsere Stadt und füllten alle Kirchen und öffentlichen Gebäude, deren Wände sie mit Klagen und bitteren Beschwerden über die Haltung und das Betragen ihrer Generale beschrieben. Denn leider war die Aufführung der meisten derselben ganz unverantwortlich gewesen; nur wenige Ausnahmen von der traurigen Regel lassen sich erwähnen. Einer dieser letzteren aber muß ich gedenken: eben speiste ich mit dem Commandeur der Escorte der zweiten Gefangenen-Colonne, dem französischen General von der Weyde, als um Mitternacht die Nachricht von Hellwigs kühner Befreiung der ersten Colonne der Kriegsgefangenen alles in Alarm setzte.

Diese Befreiung, zusammengehalten mit anderen, ähnlichen Zügen von deutschen Subaltern-Offizieren, waren dem Vaterlandsfreunde Balsam auf seine Wunden, ebenso wie z. B. 1809 die unerwartete Erscheinung des tapferen Schill. Schon 1805 hatte er in der Umgegend unserer Stadt als Lieutenant im Quartier gelegen; seine spielenden, trinkenden und bramarbasirenden Kameraden kümmerten sich aber nicht um ihn, da er wegen seiner stillen wissenschaftlichen Neigungen schlecht zu ihnen paßte. Dies erfuhr ich von Schills Wirthin, einer schlichten, aber hellblickenden Bauersfrau, die von ihm und seinem würdigen Betragen mit dem größten Lobe sprach, als er schon in Stralsund gefallen war. Mir aber war Hellwigs und einiger anderen unerschrockene Haltung bereits 1806 der Beweis, daß unsere deutschen Heere eben so reich waren an begabten und tapferen Männern, wie die französischen; daß diese Männer aber bei uns leider in einem untergeordneten Wirkungskreise blieben, wo ihr Genie ertödtet oder mindestens gefesselt wurde. Statt an die Spitze gerufen zu werden, mußten sie sich aus nicht scharf genug zu mißbilligenden Gründen oft begnügen, unter der Leitung von Chefs zu stehen, welche voll dünkelhafter Einbildung auf Titel, Geburt und Alter nichts kannten, als den Schlendrian von weiland, und einen guten Rath oft nur deßhalb verwarfen, weil es ihren Stolz verletzte, daß nicht sie ihn gegeben hatten. Erst der Napoleonische Krieg mußte kommen, um hierin heilsame Veränderungen zu bewirken.

Der vorhin von mir erwähnte General von der Weyde hatte den denkwürdigen Übergang über den Simplon mitgemacht und freute sich, in mir einen Mann zu finden, der diesen Berg in seiner damaligen schauerlichen Gestalt aus Erfahrung kannte, folglich im Stande war, jene Großthat in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen. In der Folgezeit habe ich die Bekanntschaft noch vieler französischer Generale und Offiziere aller Grade gemacht, und der Wahrheit gemäß

muß ich sagen: daß die humane, liberale Denkungsart der meisten, sowie der Reichthum ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse mir immer verehrungswürdig gewesen ist; namentlich hat der letztere bald mein Erstaunen, bald meine Bewunderung erregt. Den meisten war ich schon durch meinen Guide des voyageurs bekannt, der sich, wie ich gelegentlich schon bemerkte, in den Händen fast aller Offiziere von Bedeutung, sowie bei den Generalstäben befand, und zwar hatten sie den Pariser Nachdruck. Da nun viele Schadenfrohe unter meinen Landsleuten wegen meiner früheren antirevolutionären Schriften mir eine ganz unmenschliche Behandlung seitens der anrückenden Franzosen prophezeit hatten, so war anfangs das Erstaunen groß, als die Führer der fremden Truppen mir sehr artig begegneten. Ähnlich so war Johannes Falk, nachdem er noch wenige Tage vor der Jenaer Schlacht im „Elysium und Tartarus"[1] ein deutsch-patriotisches Schlachtlied vom Ettersberg angestimmt hatte, als Secretär bei einem französischen Intendanten angestellt und bewirkte da manches Gute. „Wie!" sagte ich zu ihm, als ich ihn sprach; „Sie wagen es? Hat denn der Intendant Ihre Hymne nicht gelesen?" — Ein ängstliches: „Ach, schweigen Sie!" war alles, was er sauersüß lächelnd antwortete. Übrigens war es ein Vergnügen, aus seinem redseligen Munde die Erzählung so mancher Ereignisse um und in Weimar aus den verhängnißvollen Octobertagen zu hören. In Gotha erstaunte man, die gewaltigen preußischen Gardegrenadiere von winzigen Voltigeurs escortirt und dabei gelegentlich mißhandelt zu sehen; als Gefangene konnten sie sich — das sah man ein — nicht wohl wehren, aber daß sie im Kampfe mit Bajonett und Kolben den dürftig aussehenden Franzosen gewichen waren — das war den deutschen Patrioten denn doch gar zu demüthigend. „D'où amenez-vous ces géants?" fragte

[1] Ein Journal; Weimar, 1806. Es erschienen nur einige Stücke.

nach Falks Erzählung am Bivouak vor dem Webicht, einem kleinen Gehölze bei Weimar, ein französischer General eine Zwerggestalt von Voltigeur, der fünf jener himmelhohen Kolosse aus dem Gebüsche vor sich hergetrieben brachte. „Mon Général,“ antwortete der Franzose, „ce ne sont pas des géants, ce sont des moutons! — Marchez . . . !“ schrie er die Grenadiere mit einem kräftigen Fluche an. „Voyez vous?“ fuhr er alsdann gegen den General fort und deutete höhnisch mit der Hand auf die voll schnellen Gehorsams sich in Bewegung setzenden Riesen.

Noch erinnere ich mich einer Prophezeiung, welche ich zur Zeit jener Gefangenentransporte einem kaiserlich französischen Generaladjutanten gegenüber aussprach. Das gothaische Militär war damals völlig auf preußischem Fuße uniformirt; auf seine Frage setzte ich dem Franzosen auseinander, wie nach dem siebenjährigen Kriege und dem dadurch von Preußen errungenen Waffenruhme die meisten deutschen Fürsten ihr Militär ganz und gar nach preußischem Schnitte gemodelt hätten. „Et vous verrez,“ fuhr ich fort, „que l'on prendra à présent le costume français.“ Jener bestritt dies, indem er meinte: die französische Militärkleidung sei zu wenig putzend, zu wenig in's Auge fallend. Aber ich kannte den Nachahmungstrieb einer gewissen Klasse der Deutschen, kannte ihre Liebe zur Schale, nicht zum Kern, und — ich habe Recht behalten!

In jene Zeit der Unruhe und Drangsal fiel die Begebenheit, daß mein alter Freund Bertuch einige Tage in Gotha verborgen war. Obgleich nämlich nach dem Einrücken der Franzosen zu Jena noch am Abend des 13. October sich unter tausend Gefahren ein Bote zu dem Geheimrath von Voigt in Weimar durchgeschlichen hatte und die Allarmnachricht überbrachte, so antwortete der Herzog von Braunschweig, dem Voigt sogleich voll Aufregung Bericht erstattete, doch ganz sorglos: „Ein bloßes Streifcorps!“ Es erhellt daraus, wie wenig man am Morgen des 14. October von

dem Bevorstehen der grausamen Blutarbeit dieses Tages zu Weimar ahnte. In der That war denn auch Bertuch, da die von ihm an hervorragender Stelle eingezogenen Erkundigungen durchaus sicher lauteten, ruhig in Geschäften nach Erfurt abgefahren, mußte sich aber in Folge des Andranges von Flüchtenden Abends nach dem benachbarten Dorfe Klein-Fahnern zu dem dortigen Pfarrer, seinem Freunde Joh. Volkmar Sickler (dem berühmten Pomologen) retten. Seine Abenteuer auf dieser Flucht, die von ihm erlittene Plünderung u. s. w. hat er aufgezeichnet, um dies alles dereinst selbst mit der ihm eigenen Darstellungsgabe dem Publikum mitzutheilen; ich übergehe hier also diese Einzelnheiten und bemerke nur, daß Bertuch nicht wenig um ein durch die unterdessen eingetretenen Ereignisse natürlich im höchsten Grade verpehmtes Aktenstück verlegen war, das er bei sich trug: dies war das Original des preußischen Manifestes, welches ihm vom königlichen Cabinet einige Tage zuvor zum Drucke eingehändigt worden war.[1] Wir rathschlagten lange über das Schicksal dieser Urkunde; ich stimmte für das Feuer, dem aber widersetzte sich Bertuch; endlich versteckte es Sickler hinter einer alten Tapete.

Als Zeitgenosse des damaligen unglaublich schnellen Falles einer so allgefürchteten militärischen Macht, wie die preußische, könnte ich manches Scherflein aus dem Munde von Augenzeugen beitragen, wodurch jener jähe Sturz aus den Fehlern und den nicht zu entschuldigenden Launen der Ober-Anführer erklärt und beleuchtet wird. Einige Züge aus dem Munde Johann von Müllers will ich denn auch nicht verschweigen. Einst kam (so erzählte er) in Friedrichs des Großen Gegenwart die Rede darauf: ob Preußen wohl

[1] Friedrich Justin Bertuchs Nekrolog in der Allgemeinen Zeitung (von C. A. Böttiger verfaßt?) sagt Beilage 102 vom Sonnabend 22. Juni 1822 S. 406: „Des bei ihm gedruckten Kriegs-Manifestes eingedenk, hatte Bertuch sich aus Vorsicht entfernt.“

je wieder einen so wichtigen Krieg werde zu führen haben, wie der siebenjährige gewesen? — Der König schwieg lange; endlich verließ er das Zimmer mit den bedeutungsvollen Worten: „On aura la guerre, mais on la fera mal. Bonsoir Messieurs!“ —

Eine zweite Anekdote stammt aus des Intendanten Daru Munde. Napoleon sagte dem General Clarke zu St. Cloud im September 1806 nach langem stummem Auf- und Abgehen, während dessen er, wie von Begeisterung hingerissen, seine Eingebungen zu erwägen schien: „Schreiben Sie!“ — Hierauf dictirte er Clarke den Marsch der verschiedenen Colonnen, wie sie da und dort aufbrechen, da und dort an dem und dem Tage eintreffen sollten u. s. w. Für den 24. October bestimmte er Berlin als Zielpunkt. Da konnte General Clarke sich nicht enthalten, lächelnd zu fragen: „Sire, aber der Widerstand der Feinde?“ — „Kommt nicht in Anschlag!“ erwiederte der Kaiser mit Bestimmtheit; „am 24. October ist die Armee in Berlin; ich mache Sie zum Gouverneur!“ Zu dem anwesenden Daru gewendet, setzte er hinzu: „Und Sie werden Intendant der Stadt!“ Bekanntlich bekleideten beide diesen Posten nachher wirklich in Berlin; ebenso wie auch die ersten Franzosen am 24. October 1806 in Preußens Hauptstadt einrückten.

Die Zeitverhältnisse und die wechselvollen Schicksale des Einzelnen mochten es sein, welche den Bruder unseres Herzogs, den Prinzen Friedrich bestimmten, mitten im Winter des Jahres 1806 aus den ihm stets so wohlthätig gewesenen südlichen Gegenden in unser rauhes Klima zurückzukehren. Natürlich mußte dies nachtheilig auf ihn wirken und in ihm die Sehnsucht nach dem milden Himmelsstriche, den er verlassen hatte, doppelt rege machen. Wirklich verweilte er nur wenige Monate, um anfangs August 1807 wieder nach dem ihm wie eine zweite Heimath lieb gewordenen Rom zurückzukehren, wo er sich im Genusse der Künste, namentlich der von ihm

hochgeschätzten Tonkunst, und im Umgange mit einer kleinen, aber ausgesuchten Gesellschaft sehr glücklich fühlte. Er verweilte dort bis 1810; alsdann kam er mit einem Schatze von Gemälden und Antiken, welche seinen Vater ebenso erfreut haben würden, wie die erworbene Kunstkennerschaft des „geliebten Fritz,“ nach Gotha zurück.

Der erwähnte kurze Aufenthalt des Prinzen von Ausgangs 1806 bis zum Hochsommer 1807 zeichnete sich für mich wie für alle, welche Zutritt fanden in den geselligen und gebildeten Kreis, den der Prinz um sich zu versammeln pflegte, wohlthuend aus. Ein kleines Liebhaber-Theater entstand auf's neue, und der Prinz veranstaltete zum Angebinde für den Geburtstag der guten Herzogin (11. Juli 1807) eine Aufführung der Oper „Il matrimonio segreto.“ Er selbst mit anderen Dilettanten und Dilettantinnen spielte darin, sang recht gut in der Manier und Stimme des berühmten Tenoristen Benelli und verwendete überhaupt unendliche Mühe auf die Darstellung. Die Anwesenheit Himmels, des bekannten Virtuosen und witzigsten aller witzigen Gesellschafter, eines Schooßkindes des Glücks und Ausbundes aller möglichen Talente, welcher selbst die Rolle des Geronimo unübertrefflich gab, und die Einlernung durch solchen Meister trug viel zum Gelingen der Oper bei, welche den größten Beifall erhielt und verdiente, auch mehrmals wiederholt werden mußte. Bei der letzten Wiederholung herrschte eine drückende Julihitze. Ein Gewitter mit schrecklichem Sturm wälzte sich über die hohen Schloßthürme des Friedensteins dahin. Plötzlich stand ich auf meiner einsamen Gallerie vor Schröder, dem alten Aufseher des reichen physikalisch-mathematischen Kabinets unseres verewigten Fürsten, der seinen Posten behalten hatte und — gleich mir — nach wie vor in den Lieblingsräumen seines einstigen Herrn gern seinen Erinnerungen nachhing. Verwundert, mich noch hier und nicht schon im Schauspielhause zu finden, lud er mich ein,

mit ihm in den Saal zu gehen und das Spiel und die Ausflüsse des ätherischen Feuers an dem berühmten Blitzableiter (einem der größten Europas) zu bewundern, mit welchem der verstorbene Fürst als Kenner, aber auch stets zur Angst seiner Getreuen, oft experimentirt hatte.[1] Als wir in den Saal traten, hatte der Ausfluß einen Stillstand gemacht, und ich ging in die anstoßenden offenen Zimmer des Herzogs Ernst, einen Blick der Wehmuth auf die Gegenstände um mich her werfend. Da standen die kostbaren Instrumente des Observatoriums, verlassen vom Astronomen und nur von Schröder gepflegt; das Zimmer, wo der Edle lebte und starb, angefüllt bis an die Decke mit dem wenigen unverschenkt gebliebenen Ausschuß von Mobilien des Todten, zwischen denen die auf einander geschichteten wundervollen Gemälde in ihren prächtigen goldenen Rahmen (des Herzogs letzte Lieblings-Leidenschaft) hervorglänzten, glich vollständig einer Rumpelkammer. Das Getöse neuer elektrischer Explosionen riß uns aus unseren Gedanken; zugleich rief mich aus dem anderen Thurme der Schall der Instrumente und Stimmen. Ich kann nicht ausdrücken, wie mächtig mir dieses „Sonst" und „Jetzt" durch die Seele schnitt! —

Prinz Friedrich ging 1807 über Karlsbad nach Italien; sein Aufenthalt in jenem Badorte ward Anlaß, daß auch ich, aus Rücksicht für mein Befinden, mit meinen Kindern und meiner Nichte die Reise dorthin antrat. Die Gegenwart und Gnade des Prinzen öffnete mir gleich in den ersten Tagen die vornehmsten Kreise; zu angenehmen neuen Bekannten gesellten sich nicht nur einige meiner liebsten älteren,

[1] Die Thürme des Schlosses Friedenstein waren dem Blitzstrahl in hervorragender Weise ausgesetzt; dennoch wagte man die Anlegung eines Gewitterableiters, wie ihn Franklin soeben erfunden, nicht zu unternehmen. Herzog Ernst trotzte dem Vorurtheil, welches sich dagegen sträubte, indem er nicht nur auf die Schloßthürme Blitzableiter setzen, sondern einen derselben auch durch sein Arbeitszimmer legen ließ, wo er durch Ausziehen der Funken den täglichen Grad der Elektricität in der Luft untersuchte.

sondern auch Reisegefährten vom Rhein und aus der Schweiz, die der Zufall hieher führte. Von meinen neuen Bekannten muß ich namentlich den begabten Dichter Cramer, jetzt zu Halberstadt, ausdrücklich nennen; in welches nähere Verhältniß zu mir er neuerdings getreten ist, werde ich am rechten Orte erzählen.[2]

Im October jenes Jahres (1807) folgte mein Schwager Jacobs seinem ehrenvollen Rufe nach München. Seine hohe Bedeutung als Gelehrter ist so allgemein anerkannt, daß ich nur seinen Namen zu nennen brauche, um auf dieselbe hinzuweisen; aber was für ein angenehmer, liebenswürdiger Gesellschafter er ist, wie sein heller Geist, sein treffender Witz und sein gebildeter Umgangston Leben und Unterhaltung verbreitet, — das wissen nur diejenigen, welche so glücklich sind, ihm näher zu stehen. Mancher hat Gotha vor oder mit ihm verlassen, mancher noch wird es nach ihm thun; keinem aber dürfte ein so einstimmiges Bedauern um seinen Verlust, keinem eine so allgefühlte und wahre Freude über seine Wiederkehr zu Theil werden, wie ihm. Herzog August, der ihn beständig um sich hatte und mit dem und für den seine Feder oft beschäftigt war, bot alles auf, um Jacobs zurückzuhalten, allein die einmal geknüpfte Verbindung ließ sich nicht rückgängig machen, bis Aretins kleinliche Nergeleien den Ruhe und Frieden liebenden Mann 1810 einem neuen Rufe unseres Fürsten dankbar folgen und nach seiner Vaterstadt Gotha zurückeilen ließen. Schon zu Herzog

[1] Friedrich Matthias Gottfried Cramer, geb. am 5. November 1779 zu Quedlinburg, gestorben am 14. August 1836 als Steuerinspector zu Halberstadt, setzte selbst (Zeitgenossen, Bd. II. H. 3 S. 27) seine Bekanntschaft mit Reichard um einige Jahre früher an, indem er sie von einem mit dem Prinzen Carl von Carolath einst in Gotha bei demselben gemachten Besuche datirte. Doch wurde das Zusammenleben in Karlsbad, 1807, „die eigentliche Wiege einer engeren Freundschaft. Reichard, dort so ganz einheimisch, von allen für Geistesgenuß Empfänglichen gekannt, gesucht, verehrt, war mit seiner liebenswürdigen Familie der Vereinigungspunkt, um den sich die Befreundeten versammelten."

Ernsts Zeiten hatte Jacobs einst zwei Berufungen — nach Kiel und nach Oldenburg — gleichzeitig erhalten; der Freund und Beschützer echter Gelehrsamkeit beschloß damals bei sich im Stillen, ihn um keinen Preis ziehen zu lassen. Amalie und ich bedauerten den bevorstehenden Verlust des geliebten Schwagers ebenfalls, allein obwohl wir den Herzog Ernst täglich sprachen, so blieben wir doch unserem Grundsatze getreu, diese Stunden niemals für uns oder unsere Familie auszunutzen. Wir hatten also auch nie von Jacobs' Berufungen mit einer Sylbe gesprochen. Augenscheinlich war aber von dritter Seite das Gegentheil vorausgesetzt worden, denn eines Tages entspann sich zwischen dem Herzog Ernst und mir ganz unerwartet folgendes Gespräch:

Er. „Nicht wahr, Sie liegen mir täglich und stündlich in den Ohren, daß Jacobs hier bleiben soll?"

Ich. „Ew. Durchlaucht wissen am besten, daß dies das erste Wort ist, was wir darüber wechseln!"

Er. „Das weiß ich; aber jetzt spreche ich mit Ihnen darüber, weil ich Ihnen hiemit den Auftrag gebe: an Jacobs zu schreiben und ihm zu sagen, daß ich ihm die und die Verbesserungen zusichere, damit er mir nicht den Kummer macht und geht. Sagen Sie dies zugleich in meinem Namen dem Minister von Frankenberg, und fügen Sie hinzu, es sei mein fester Wille, daß alles auf die und die Art eingerichtet werden solle." Die betreffenden Festsetzungen, welche Herzog Ernst mit sich ganz allein völlig in's Reine gebracht hatte, wurden ausgeführt und Jacobs blieb. Nun aber zeigte sich bald ein edler Zug der Dankbarkeit des letzteren; er erhielt nämlich nicht lange nach jenen Verfügungen abermals eine Berufung, und zwar bei Gedickes Tode [2. Mai 1803] nach Berlin. Allein er lehnte dieselbe sogleich ab, ohne gegen irgend jemand mit einer Sylbe davon zu sprechen. Erst lange nachher wurde die Sache von Berlin her bekannt, und als man Jacobs fragte: „weßhalb er denn diesen ehrenvollen

Ruf verheimlicht habe?" antwortete der hochherzige Gelehrte: „Es hätte aussehen können, als wollte ich noch mehr haben, und da hätte ich mich geschämt, denn ich weiß, daß der Herzog alles für mich gethan hat, was er thun konnte."

Dasselbe Jahr 1807 sah auch [am 19. December] das Lebensende eines berühmten Greises, den seine Begabung und sein hoher Geist den weiten und steilen Pfad von niederer Stufe zu großem Ansehen und Reichthum durch eigene Kraft emporklimmen halfen. Dies war der Baron Grimm, von dem ich in diesen Erinnerungen schon öfter gesprochen habe, und dessen Namen ich nicht nennen kann, ohne mich von Verehrung für den Verstand, die Thätigkeit und den Scharfblick dieses seltenen Mannes durchdrungen zu fühlen. Geboren zu Regensburg am 26. September 1723, ging er als Hofmeister der Söhne eines sächsischen Ministers, des Grafen von Schönberg, nach Paris und trat hier bald darauf als Haussecretär in den Dienst des Herzogs von Orleans, des Vaters des berüchtigten Égalité. Hier kam er mit allen Schöngeistern Frankreichs in nähere Berührung, namentlich bewegte er sich in den Kreisen Holbachs, erschien in den bureaux d'esprit bei Madame Geoffrin, bei Frau von Epinay u. s. w. und zählte die Encyklopädisten zu seinem vertrauten Umgange. Dadurch machte er sich die französische Sprache so vollkommen zu eigen, daß wenige Schriftsteller Frankreichs ihm an Glanz und Richtigkeit der Schreibweise gleich kamen. Bald entstanden jene gehaltvollen, anfangs kurze Zeit vom Abbé Raynal redigirten literarischen Monatshefte, welche dann als „Feuilles du Baron de Grimm" an allen Höfen und in den ersten Kreisen Europas handschriftlich circulirten und gradezu verschlungen wurden, weil sie einen Schatz aus allen Fächern der schönen Wissenschaften und Künste enthielten. Eins der ersten Gesetze für die Betheiligten war: daß nichts daraus gedruckt werden durfte, und dies wurde heilig gehalten. Erst in den Zeiten der Revolution, wo Treu' und

Glauben zu den verworfenen Dingen gehörten, kam manches daraus — wie z. B. Diderots „Jacques le Fataliste,“ dann „la Réligieuse“ — unter die Presse; endlich erschien sogar die ganze Sammlung; wissenschaftliche Denkwürdigkeiten ersten Ranges zur Gelehrten-Geschichte des Jahrhunderts Ludwigs XV. und XVI. Zuletzt (und zwar noch vor der Revolution) übergab Baron Grimm seines geschwächten Gesichtes halber die Redaction dem Herrn von Meister,[1] der sie von Zürich aus, jedoch unter stets schwindender Zahl der Abnehmer, fortsetzte.

Grimm stand nicht allein in hoher Achtung bei allen Vornehmen zu Paris, sondern auch auswärts würdigten ihn seine großen Zeitgenossen, wie König Friedrich von Preußen, Katharina von Rußland, Prinz Heinrich von Preußen, die Landgräfin von Darmstadt, Gustav III. von Schweden u. s. w., an deren Höfen er oft verweilte und mit denen er einen vertrauten Briefwechsel unterhielt. Herzog Ernst, der den Baron Grimm wie einen Vater liebte und ehrte, hatte denselben zu seinem bevollmächtigten Minister am französischen Hofe ernannt; Katharina II. gab ihm dort die wichtigsten Aufträge, und in der That war Grimm ihr Gesandter weit mehr, als jener, welcher den Namen eines solchen führte. Sie rief ihn nicht allein zu wiederholten Malen, einmal mit Diderot, nach St. Petersburg, sondern sie fragte ihn auch in den wichtigsten Angelegenheiten um Rath. Es war daher zu Gotha nichts seltenes, russische Couriere ankommen und auf ihre Abfertigung, je nach der Wichtigkeit ihrer Depeschen, Wochen lang warten zu sehen. Einer derselben, ein Offizier der Garde, bewies bei Katharinas Tode eine seltene Anhänglichkeit und Umsicht; auf seinem Rückwege stieß er nämlich hinter Königsberg auf einen Freund, der als Courier aus Petersburg kam mit der Nachricht: „Katharina ist todt!“ Sogleich wendete jener Garde-

[1] Jacques Henri Meister, 6. August 1744—9. November 1826.

offizier um und eilte im größten Geheimniß mit unglaublicher Schnelligkeit nach Gotha zu Grimm zurück, damit dieser, falls es nöthig sei, die Depeschen ändern könne, bevor der neue Regent sie in die Hände bekäme.

Katharina hatte den Baron Grimm zu ihrem bevollmächtigten Minister im niedersächsischen Kreise ernannt; Kaiser Paul bestätigte ihn in dieser Stellung. Die Briefe und Papiere Katharinas nebst anderen wichtigen Schriften sind nach dem Tode Grimms, auf dessen Anordnung und noch bei seinen Lebzeiten versiegelt, von einem russischen Gesandtschaftscavalier übernommen und nach St. Petersburg gebracht worden. Ich habe diese Papiere gesehen; sie füllten eine ziemlich große Kiste. Welche Aufschlüsse, welche wichtigen Urkunden zur Zeitgeschichte müssen darin verborgen gelegen haben! Wer wäre überhaupt mehr geeignet gewesen, unsere Zeitgeschichte zu schreiben, als Grimm, der Vertraute so vieler Machthaber, eingeweiht in die verborgensten Ursachen und Hebel der politischen Dinge, die er stets so richtig würdigte! Wirklich muß sich ein fleißig von ihm redigirtes „Mémoire“ unter seinen Papieren befinden. Hätte ihn das Schicksal als leitenden Minister an die Spitze eines großen europäischen Staates gestellt, wie viel Unglück wäre verhütet, wie viele Fehlgriffe vermieden worden! Denn was er vorhersagte, ist jedesmal eingetroffen; nie werde ich vergessen, was er mir gegenüber einst im Frühjahr 1794 aussprach. Damals stand der österreichische Obercommandeur gegen Frankreich, Prinz Coburg, vor Landrecy, und jedermann frohlockte über die Fortschritte der deutschen Waffen. Grimm aber sagte ernst: „Ich kann mich nicht freuen.“ „Warum nicht?“ fragte ich ihn erstaunt. „Sie werden sehen,“ antwortete er „es wird schlimmer gehen, als jemals.“ „Wie wäre das möglich?“ „Noch immer sind dieselben Menschen an der Spitze, mit denselben schiefen Ansichten der Dinge. Das alte Staatenwesen ist morsch, und sie arbeiten daran, es vollends zu

zerbrechen. Die Erfahrung von heute ist bei diesen Leuten immer für morgen verloren.“ — Ich schüttelte den Kopf und dachte bei mir: „So arg wird es nicht werden; der wackere Greis guckt jetzt durch die Brille der üblen Laune.“ Aber wie sehr hat ihn der Ausgang gerechtfertigt!

Glücklich war Grimm noch vor dem Ausbruche der Schreckenszeit, die er ebenfalls in staatsmännischer Einsicht hatte kommen sehen, aus Frankreich ausgewandert; gewiß wäre er sonst, wie zahlreiche seiner Bekannten und Freunde, unter dem Messer der Guillotine gefallen. So traf der Sturm nur seine Mobilien und Leibrenten. „Die Nation hat mich bestohlen,“ war sein launiger Ausdruck. Oft klagte er bitterlich, daß das Schicksal ihn bestimmt habe, so manches Unglück der Zeit, so manchen gewaltsamen Tod seiner Lieben und Vertrauten zu überleben. Am tiefsten schmerzte ihn die Hinrichtung der Prinzessin Elisabeth, Schwester König Ludwigs XVI., wegen der Güte ihres Herzens und ihres unbescholtenen Wandels. Gegen das Ende seiner Jahre, nach dem Tode seiner Freundin, der großen Katharina, traf ihn noch das harte Loos, ein Auge zu verlieren; fortan mußte er daher auch seiner liebsten Beschäftigung, dem Schreiben entsagen — eine schmerzliche Entbehrung! Nun begann er, alle seine Briefe und anderen Schriften zu dictiren; auf seinen Posten zu Hamburg leistete er Verzicht. Aber Kaiser Paul sowohl, als Alexander ließen ihm die volle Besoldung, und die russische Kaiserfamilie fuhr fort, ihn mit der größten Auszeichnung zu behandeln. Er privatisirte zu Gotha und bewohnte daselbst ein fürstliches Haus, welches Herzog Ernst ihm einräumte; begleitet wurde Grimm von der ihm befreundeten Familie Bueil. Die Gräfin, für welche einst das in der Erziehungskunde Epoche machende Buch „Conversations d'Emilie“ geschrieben worden, war eine geborene Comtesse de Belsünce, Enkelin der Frau von Epinay und Schwester jenes Offiziers, welcher als Geliebter der Charlotte

Corday zu Caen auf Marats Anstiften ermordet wurde; eine Unthat, die bekanntlich die Erdolchung Marats durch Charlotte Corday [13. Juli 1793] zur Folge hatte. Die Familie Bueil war in der Schreckenszeit ebenfalls ausgewandert; seine Güter hatte der Graf größtentheils verloren. Unter Kaiser Napoleons Regierung wurde er jedoch von der Emigrantenliste gestrichen, und die Familie kehrte nach dem Tode Grimms, den sie beerbte, nach Frankreich zurück. Bueils waren herzensgute Menschen und augenscheinlich auch in Paris höchst beliebt gewesen; im Gegensatze zu damaliger aristokratischer Mode müssen sie sogar ihre Dienerschaft vorzüglich behandelt haben, denn unter mehreren Beweisen der Zuneigung seiner früheren Untergebenen erhielt der Graf in Gotha auch einen sehr rührenden von seinem Kutscher. Dieser schrieb nämlich: „bei der Versteigerung der Sachen des Herrn Grafen habe er die guten Kutschgeschirre gekauft, welche, wie alles andere, um ein Spottgeld verschleudert worden seien; er bewahre dieselben treulich für den Herrn Grafen auf!“

Die beiden liebenswürdigen Bueilschen Töchter waren bei der Emigration als kleine Kinder nach Deutschland gekommen und in Folge des langen Aufenthaltes mehr Deutsche, als Französinnen. Da der Baron Grimm mich von jeher seiner Achtung und seines Vertrauens würdigte, so entstand auch bald zwischen der Gräfin Bueil und meiner Frau, sowie zwischen den Töchtern und meiner Tochter die freundschaftlichste Verbindung, und viele unserer schönsten Lebenstage verdanken wir der traulichen, herzlichen Aufnahme im Grimmschen Hause. Nichts war lehrreicher, als wenn zuweilen der geistvolle Greis der horchenden Versammlung um sich her Mittheilungen aus dem Schatze seiner Lebenserfahrungen, aus seinen Gesprächen mit Friedrich dem Großen, mit Katharina oder dem Prinzen Heinrich von Preußen machte. Einen Brief, welchen Suworow an Grimm in französischer Sprache geschrieben, und worin er ihn „le Sage du Nord“ genannt

hatte, sah ich selbst, und freute mich auch bei dieser Gelegenheit wieder der sauberen Handschrift des berühmten Feldherrn. Grimm war ebenfalls durchdrungen von Bewunderung für Suworow, über welchen er aus dem Munde der Kaiserin Katharina folgende Anekdote hatte: Potemkin, neidisch wie immer, hatte Suworow der Kaiserin als nicht richtig im Kopfe geschildert, und diese beschloß, den letzteren selbst zu prüfen. Sie ließ ihn kommen, und bei der Unterredung, welche über eine Stunde dauerte, legte sie ihm eine Menge schwieriger Fragen, verwickelter Plane u. s. w. vor; Suworow aber antwortete jedesmal so schlagend und bündig, daß die Kaiserin ihm endlich entzückt die Hand reichte, und indem sie ihm sogleich ein höheres Commando anvertraute, erstaunt hinzusetzte: wie es doch möglich gewesen sei, daß man ihr von dem Zustande seines Kopfes einen so völlig verkehrten Begriff habe machen können? „Croyez-vous, Madame,“ antwortete Suworow, „que je prends la peine d'être sage pour tout le monde?“ — Potemkin war auf Befehl der Kaiserin hinter einem Schirme gegenwärtig und von allem der unsichtbare Ohrenzeuge. „Fürst,“ sagte die Kaiserin nachher zu ihm; „der Mann ist klüger als Sie und ich!“ — Folgender Zug, den auch Grimm erzählte, verdient gleichfalls aufbewahrt zu werden. Als vor der Schlacht an der Trebbia [17. Juni 1799] Moreau auf der einen, Macdonald auf der anderen Seite anrückten und sich zu vereinigen suchten, brach Suworow bei der ersten Nachricht von dieser Bewegung auf und langte zur Verwunderung von Freund und Feind mit seinen Russen Dank einem äußerst forcirten Marsche von einem Tage im Hauptquartiere an. Er fand die kaiserliche Generalität um einen mit schwarzem Wachstuch bekleideten Tisch zum Kriegsrathe versammelt; auf dem Tische war mit Kreide ein langer Strich gezeichnet, welcher den Po vorstellte; links stand: „Moreau“ und rechts: „Macdonald“ geschrieben. Der öster-

reichische General Melas erklärte dem eintretenden Suworow, daß man wegen des Anrückens der beiden feindlichen Heere soeben den Entschluß gefaßt habe, sich hinter den Po zu concentriren und die jetzige Stellung zu verlassen. Auf diese Art wäre jenen Heeren ihre Vereinigung erleichtert, ein großes Stück von Italien geräumt, und was später bei Marengo geschah, schon ein Jahr früher bewirkt worden. Suworow, beide Arme auf den Tisch gestützt, hörte schweigend zu; dann zog er den kaiserlichen Befehl aus der Tasche, nach welchem, in streitigen Fällen, seine Meinung jedesmal entscheiden sollte. Er fragte: „ob dieser Befehl den Versammelten bekannt sei und von ihnen geachtet werden würde?“ Auf die Bejahung fuhr Suworow fort: „Übermorgen liefere ich Bataille, und“ (indem er mit dem Ärmel Moreaus Namen auf dem Tische auslöschte) „wische den Moreau weg; darauf“ (er that ein gleiches mit dem anderen Ärmel) „den Macdonald.“ Man weiß, daß er Wort hielt und beide feindlichen Heere, eines nach dem anderen, auf's Haupt schlug.

Grimm verdankte die Verlängerung oder vielmehr Fristung seines Lebens (er wurde 84 Jahre alt) vorzüglich der unglaublich wachsamen Pflege einer Demoiselle Marchais, die edelmüthig genug dachte, den Einfluß, welchen sie durch ihre Aufopferung seit so langer Zeit auf Grimm und dessen Dankbarkeit erlangt hatte, nicht zu benutzen, um einen Theil seines ansehnlichen Vermögens sich anzueignen; sie ließ sich vielmehr an einem mäßigen Legate genügen. Der Tod des Herzogs Ernst, sowie derjenige meiner Frau, welche er hochachtete, waren für Grimm schmerzlich erregende Ereignisse; merkwürdig war, daß er behauptete, früher gelegentlich gegen den Herzog geäußert zu haben: wie er wünsche, dereinst ohne Sarg, in freier Erde begraben zu werden. Dieses, fügte er hinzu, habe wahrscheinlich den Herzog zuerst auf den Gedanken gebracht, solche Art der Bestattung für sich selbst anzuordnen. Daß meine Frau auf dem Gottesacker

eines Dorfes beerdigt zu sein verlangt hatte, gefiel ihm so wohl, daß ich auf sein Ersuchen ihm dort gleichfalls sein Grab ausmitteln mußte. Und so befindet sich denn Grimms Ruhestätte zu den Füßen der ihrigen; die Aufschrift des einfachen Grabsteins[1] wurde verfaßt von der ältesten Bueilschen Tochter, deren Verheirathung mit einem Herrn von Bechtolsheim (dem nun schon todten Sohne der geistreichen Julie von Bechtolsheim, Wielands Psyche) Grimm noch erlebt hatte.[2] Der Name des seltenen Mannes gehört der Geschichte, aber auch im Herzen seiner Freunde lebt das Andenken des liebenswürdigen Greises, wie denn noch im Jahre 1815 bei'm Durchmarsche des Barclay de Tollyschen Heeres ein General Pisareff eigens hinausritt zu der Ruhestätte Grimms, von dem er mich nachher voll inniger Verehrung lange unterhielt.

[1] Er ist abgebildet: „Paris und Wien," Jahrg. II, Bd. 4, Stück VII (Rudolstadt 1812) Tafel XVIII und liefert abermals einen der zahlreichen Beweise, wie wenig selbst Grabsteinen zu glauben ist, wenn sie Data anführen. Grimms Geburtsjahr ist nämlich auf der Platte um zehn Jahre zu spät (1733, statt 1723) angesetzt; vergl. Reichards „Berichtigung" in „Paris und Wien," Stück VIII, S. 322. — Die Aufschrift des Grabsteins lautet: „Hier ruht ein Weiser, ein liebender Freund. Im späten Winter des Lebens starb er zu früh uns und der Welt."

[2] Freiherr Carl Emil von Bechtolsheim, geb. 1779, vermählte sich mit Katharine Helene Alexandrine Du Roux, Comtesse de Bueil (geb. 1787) 1807. Er starb 1811 als K. preuß. Rittmeister.

19.

Die Arbeiten der Conscription, welche nach dem Beispiele der anderen Rheinbundsstaaten auch in unseren beiden Herzogthümern eingeführt wurde, und die nun unmittelbar und oft erfolgenden Rekrutenaushebungen nahmen mir nebst anderen militärischen Amtsgeschäften Sommer und Herbst des Jahres 1808 hinweg. In diese Zeit fiel die Verheirathung meiner Tochter, welche am 3. August 1808 ihren Ehebund einging. Ich habe erzählt, daß sie eine vertraute Jugendgespielin der jungen Gräfinnen Bueil wurde; als nun die älteste derselben den Herrn von Bechtolsheim heirathete, kam als Herzensfreund des Bräutigams der Baron von Goechhausen mit diesem nach Gotha. Geboren am 17. November 1778, war er nach vollendeter Schulbildung in das preußische Heer eingetreten und hatte den Feldzug von 1806 als Adjutant des Regiments Renouard mitgemacht, aber nach der Gefangenschaft in Magdeburg seinen Abschied genommen; meine Tochter sprach ihn oft im Bueilschen Hause, und er, ein liebenswürdiger Mann von sanftem Charakter, dabei Dichter lieblicher Lieder und begabter, an wissenschaftlichen Kenntnissen reicher Schriftsteller, machte auf sie den lebhaftesten Eindruck. Durch das Erbe seiner am 7. September 1807 verstorbenen Tante Louise, welche als Hofdame der Herzogin Amalie von Weimar diese nach Italien begleitet hatte, war ihm ein eigenes Auskommen ziemlich gesichert; ich gab daher zu dieser Verbindung mit Freuden meinen Segen. Hierauf hätte ich

meinen Sohn gern bei mir behalten, um nicht auf die Gesellschaft meiner Vögel und Katzen beschränkt zu sein, allein eine glückliche, durch unvergeßliche Freunde beförderte Gelegenheit, ihn eben jetzt seiner Neigung gemäß, in „ein ausgezeichnetes Corps" (so nannte es Wellington!) einzureihen, schlug jede Rücksicht auf mich selber nieder, und Ernst trat bei dem damals in Thüringen garnisonirenden sächsischen Husarenregimente in Kriegsdienste. Mein nunmehriges Alleinstehen mochte guten Seelen leid thun; es öffnete sich mir mancher trauliche Familienkreis, in welchem ich angenehme Stunden zubrachte. Heitere Augenblicke gewährten mir auch die zahlreichen Besuche Fremder, welche mir die Ehre erwiesen, mich auf ihren Reisen durch Gotha zu begrüßen. Selten nur kamen Gelehrte oder mit der Literatur Vertraute aller Nationen und beiderlei Geschlechts (ich will nur die berühmte Frau von Staël nennen) durch Gotha, ohne mir das Vergnügen ihrer Bekanntschaft zu gönnen. Ebenso war mir mein ausgebreiteter Briefwechsel eine immer neue Quelle des Vergnügens; ich verkehrte schriftlich mit Fürsten und Herren und mit vielen zeitgenössischen Literaten von Bedeutung, wie Archenholz, Büsching, Professor Creuzer, Eichstädt, Gentz, Holbein, Leisewitz, Linguet, Loder, Mallet du Pan, Matthisson, Mauvillon, Meusel, Johann von Müller, Nicolai, Reichardt, Schlözer, Jung-Stilling, Tiedge, Vulpius, mit Anonymen und Nicht-Anonymen; ja, auch die hochberühmten Namen eines Herder,[1] Leßing und

[1] Von ihm der folgende Brief:

„Erlauben Sie, hochgeschätztester Herr, daß ich von der Ehre, die Sie mir neulich durch Ihren Besuch erzeigten, sogleich einen Gebrauch mache und Sie mit einer Bitte beschwere.

Auf Ihrer öffentlichen Bibliothek sind die Miscell. Lips. nova, deren letzten Theile uns hier fehlen. Dürfte ich um den neunten Band derselben bitten? Ich will ihn baldmöglichst und aufs dankbarste zurück befördern.

Ich schäme mich beinah noch Eine Bitte hinzuzuthun; indeß sei es, da ich einmal im Bitten. Die mille et un jours, die de la Croix übersetzt hat, wären mir zu irgend einem Zweck durchzulaufen sehr nütz-

19.

Die Arbeiten der Conscription, welche nach dem Beispiele der anderen Rheinbundsstaaten auch in unseren beiden Herzogthümern eingeführt wurde, und die nun unmittelbar und oft erfolgenden Rekrutenaushebungen nahmen mir nebst anderen militärischen Amtsgeschäften Sommer und Herbst des Jahres 1808 hinweg. In diese Zeit fiel die Verheirathung meiner Tochter, welche am 3. August 1808 ihren Ehebund einging. Ich habe erzählt, daß sie eine vertraute Jugendgespielin der jungen Gräfinnen Bueil wurde; als nun die älteste derselben den Herrn von Bechtolsheim heirathete, kam als Herzensfreund des Bräutigams der Baron von Goechhausen mit diesem nach Gotha. Geboren am 17. November 1778, war er nach vollendeter Schulbildung in das preußische Heer eingetreten und hatte den Feldzug von 1806 als Adjutant des Regiments Renouard mitgemacht, aber nach der Gefangenschaft in Magdeburg seinen Abschied genommen; meine Tochter sprach ihn oft im Bueilschen Hause, und er, ein liebenswürdiger Mann von sanftem Charakter, dabei Dichter lieblicher Lieder und begabter, an wissenschaftlichen Kenntnissen reicher Schriftsteller, machte auf sie den lebhaftesten Eindruck. Durch das Erbe seiner am 7. September 1807 verstorbenen Tante Louise, welche als Hofdame der Herzogin Amalie von Weimar diese nach Italien begleitet hatte, war ihm ein eigenes Auskommen ziemlich gesichert; ich gab daher zu dieser Verbindung mit Freuden meinen Segen. Hierauf hätte ich

meinen Sohn gern bei mir behalten, um nicht auf die Gesellschaft meiner Vögel und Katzen beschränkt zu sein, allein eine glückliche, durch unvergeßliche Freunde beförderte Gelegenheit, ihn eben jetzt seiner Neigung gemäß, in „ein ausgezeichnetes Corps" (so nannte es Wellington!) einzureihen, schlug jede Rücksicht auf mich selber nieder, und Ernst trat bei dem damals in Thüringen garnisonirenden sächsischen Husarenregimente in Kriegsdienste. Mein nunmehriges Alleinstehen mochte guten Seelen leid thun; es öffnete sich mir mancher trauliche Familienkreis, in welchem ich angenehme Stunden zubrachte. Heitere Augenblicke gewährten mir auch die zahlreichen Besuche Fremder, welche mir die Ehre erwiesen, mich auf ihren Reisen durch Gotha zu begrüßen. Selten nur kamen Gelehrte oder mit der Literatur Vertraute aller Nationen und beiderlei Geschlechts (ich will nur die berühmte Frau von Staël nennen) durch Gotha, ohne mir das Vergnügen ihrer Bekanntschaft zu gönnen. Ebenso war mir mein ausgebreiteter Briefwechsel eine immer neue Quelle des Vergnügens; ich verkehrte schriftlich mit Fürsten und Herren und mit vielen zeitgenössischen Literaten von Bedeutung, wie Archenholz, Büsching, Professor Creuzer, Eichstädt, Gentz, Holbein, Leisewitz, Linguet, Loder, Mallet du Pan, Matthisson, Mauvillon, Meusel, Johann von Müller, Nicolai, Reichardt, Schlözer, Jung-Stilling, Tiedge, Vulpius, mit Anonymen und Nicht-Anonymen; ja, auch die hochberühmten Namen eines Herder,[1] Leßing und

[1] Von ihm der folgende Brief:

„Erlauben Sie, hochgeschätztester Herr, daß ich von der Ehre, die Sie mir neulich durch Ihren Besuch erzeigten, sogleich einen Gebrauch mache und Sie mit einer Bitte beschwere.

Auf Ihrer öffentlichen Bibliothek sind die Miscell. Lips. nova, deren letzten Theile uns hier fehlen. Dürfte ich um den neunten Band derselben bitten? Ich will ihn baldmöglichst und aufs dankbarste zurück befördern.

Ich schäme mich beinah noch Eine Bitte hinzuzuthun; indeß sei es, da ich einmal im Bitten. Die mille et un jours, die de la Croix übersetzt hat, wären mir zu irgend einem Zweck durchzulaufen sehr nütz-

Goethe fehlen unter der Zahl meiner Correspondenten nicht. Was Leßing betrifft, so macht es mir noch heute eine wahre Freude, ihm bei Gelegenheit seines herrlichen „Nathan“ einen kleinen Dienst haben leisten zu können; ich erhielt damals von ihm die nachstehenden Zeilen:

„Wohlgebohrner Herr,
Hochgeehrtester Herr,

Ew. Wohlgeb. unaufgefoderte Bereitwilligkeit, Subscribenten auf meinen Nathan zu sammeln, erkenne mit dem ergebensten Danke, und wünsche Gelegenheit zu haben, Denenselben meine Dienstbeflissenheit hinwieder zu bezeugen.

Das Stück wird instehende Leipziger Messe gewiß fertig, und die 20 besprochenen Exemplare sollen von da aus an Ew. Wohlgeb. gewiß auf das fördersamste übermacht werden.

Der Preis ist 18 ggr. Von dem Betrage der 15 Rthlr. belieben Dieselben, für Porto u. andere verursachte kleine Kosten, 16 pro Cento abzuziehen, und mir den Rest, nach erhaltenen Exemplaren gelegentlich zu übermachen.

Der ich mit vollkommener Hochachtung verharre
Ew. Wohlgeb.
ganz ergebenster Diener

Wolfenbüttel, den 29. März 79.
An den Hrn. Bibliothekar Reichard in Gotha.

Leßing.“

Auch Goethe würdigte mich mancher Freundlichkeit. Er verweilte, namentlich noch zu Zeiten des Herzogs Ernst, oft und gern in Gotha und war der Herrschaft, sonderlich dem Prinzen August, stets ein werther Gast; letzterer sandte mir einst, als ich nach Weimar zu reisen hatte, noch rasch ein

lich. Wäre Ihnen das Buch bei der Hand: wollten Sie nicht die Güte haben und es jenem beilegen?

Befehlen Sie wieder, wo ich Ihnen zu Dienst seyn kann; ich will es herzlich gerne. Entschuldigen Sie die zudringliche Freiheit dieses Briefes und nehmen meine Hochachtung und Ergebenheit an. Vale.

Weimar, den 20. Nov. 1785. Herder.“

Brieſchen mit der Bitte: „den Doctor Fauſt zu grüßen.“ 1807 war ich mit Goethe zuſammen in Karlsbad; meine Freunde drangen damals in mich, ein Gemälde dieſes Ortes und ſeiner Umgebungen als zweckmäßigen Führer für die Kurgäſte auszuarbeiten; wirklich beſchäftigte ich mich mit den Vorſtudien dazu, und Goethes kleines, Mitte Auguſt 1807 in Karlsbad gedruckt ausgegebenes Schriftchen über die Mineralien des berühmten Bades[1] kam mir gut zu Statten. Meine Arbeit gerieth jedoch ſpäter, aus äußeren Gründen, in's Stocken. Brieflich wandte ſich Goethe, der auch meiner Amalie ſtets die rückſichtsvollſte Aufmerkſamkeit bewies, oft an mich, wenn er Bücher entleihen wollte, die ſich in Weimar oder Jena nicht vorfanden, und immer ſchloß er mit einer verbindlichen Wendung. Deß zum Beweiſe ſtehe hier eines ſeiner Schreiben an mich, womit er ein entliehenes Werk zurückſandte:

„Wohlgeborner,
Inſonders hochgeehrteſter Herr Kriegsrath,

Mit vielem Danke ſende ich die mitgetheilten Keppleriſchen Briefe zurück. Ich habe aus dieſem trefflichen Werk viel Nutzen und Vergnügen geſchöpft. Befände ſich Saverien's Historie des Mathématiques unter Ihrem Verſchluß, ſo möchte ich wohl auf einige Zeit darum bitten.

Wir können uns Glück wünſchen, daß die ſchweren Gewitterwolken diesmal noch ſo ziemlich gnädig über uns hingegangen ſind. Frau Generalin von Berg, welche einige Monate in Karlsbad zugebracht, erzählt von den dortigen Zuſtänden wenig erfreuliches. Sie war eine Zeit lang ganz allein; bey ihrer Abreiſe waren etwa fünf Badegäſte angekommen. Frau von der Reck war unter ihnen. Dieſe Dame läßt ſich doch ihr altes Recht nicht nehmen. Ich wünſche

[1] Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad, angezeigt und erläutert von Goethe. Karlsbad, gedruckt mit Johanna Franieckiſchen Schriften. 1807. 32 S. in 8⁰.

Ihnen und den werthen Ihrigen immerfort aufs beste empfohlen zu seyn.

Ew. Wohlgeb.
gehorsamster Diener
J W. v. Goethe.[1]

Weimar, den 20. July 1809.

[1] Der im Originale noch vorhandene Brief ist dictirt, nur das sogen. „Compliment" und die Unterschrift eigenhändig. Goethes Schreiben an Reichard, vom 5. April 1809, in welchem er um zwei Werke, auf Keppler bezüglich, bittet, welches mithin als erläuternder Vorläufer zu obigen Zeilen vom 20. Juli 1809 gelten muß, steht abgedruckt: „Goethes Briefe an Eichstädt, herausgegeben von W. Frhrn. v. Biedermann, Berlin 1872," Seite 309 fg. — Hier folgen noch in buchstabengetreuer Wiedergabe zwei (zwei andere sind als Autographen verschenkt worden und nicht mehr erreichbar) Briefe Goethes an Reichard, aus des letzteren Nachlaß, beide eigenhändig:

1.

„Ew. Wohlgeb.

nehme ich mir die Freyheit mit einigen Aufträgen beschwerlich zu seyn.

Durchl. der Herzog haben vor einigen Jahren den ersten Band der französischen Phisiognomik von mir erhalten, ich erinnere mich aber nicht, daß der zweyte durch meine Hände gegangen sey. Nun überliefert man mir den dritten, welchen ich hiermit übersende, auch liegt ein Exemplar für H. Oberstallmeister mit bey.

Wollten Sie die Güte haben, beyde abzugeben und Sich zu erkundigen ob etwa der zweyte Band schon angelangt, wo nicht so werde ich mich darnach erkundigen.

Ferner wollte ich Sie ersuchen Sich zu erkundigen ob etwa damals noch jemand ein Exemplar des ersten Bandes von mir erhalten? Es ist so lange und dieß kleine Geschäft ist mir ganz aus dem Sinn u. Gedächtniß gekommen. Ebenso ist es mit dem Preise um den ich mich erst wieder erkundigen muß.

Es liegt noch ein besonder Packet an Durchl. den Herzog, ein kleineres an des Prinzen August Durchl. bey.

Viele Empfehlungen an Ihre liebe Gattin, sie wird sich doch mit dem Kleinen recht wohl befinden?

Ich bitte um Vergebung dieser Beschwerde und unterzeichne mich

Ew. Wohlgeboren
ergebensten Dr
Goethe."

W. d. 10 Nov.
88.

Dergleichen persönliche oder schriftliche Beweise von Achtung und Zuneigung sind belohnend für jede sauere Stunde, die man am Pult oder bei der Studirlampe mit heißem Bemühen zugebracht hat. Ich bin ein sehr fruchtbarer Schriftsteller gewesen; eben deßwegen gehört aber auch ein großer Theil meiner Arbeiten unter das Unvollkommene und Mangelhafte; ein anderer Theil dagegen hat sich einer sehr ehrenvollen Aufnahme zu erfreuen gehabt; namentlich sind, wie ich glaube, meine Reisebücher und die darin niedergelegten Winke dem Publikum von Nutzen gewesen.[1] Die Herren Gastwirthe aller Länder wurden immer wie durch einen Zauberschlag verwandelt, wenn sich in dem unscheinbar auftretenden Reisenden durch irgend einen Zufall der Verfasser des „Passagier" enthüllte; so wollte 1811 in Luzern der Wirth vom „goldenen Adler" nach der Entdeckung meiner literarischen Würde mich schnurstracks aus dem dritten Stock in den ersten (der vorher angeblich „völlig besetzt" gewesen) und in sein schönstes Zimmer betten; da ich dies ausschlug, nöthigte er wenigstens meinen Bedienten, eine bessere Kammer anzunehmen!

Zu den verehrten Besuchenden, welche mir in der ersten Zeit meiner Vereinsamung natürlich doppelt willkommen waren, gehörte auch der mir zu meiner Freude und Be-

2.

„Ew. Wohlgeb.

übersende das Exemplar des dritten Bandes der fr. Phisiognomick, für des Prinzen August Durchlaucht.

Herr Leg. Rath Bertuch wird den zweiten Band übersenden, auch die Zahlung sowohl des zweyten als dritten annehmen.

Verzeihen Ew. Wohlgeboren diese abermalige Bemühung und behalten mich mit den werthen Ihrigen in geneigtem Andencken.

Weimar d. 24. Nov. 88. J. W. v. Goethe."

[1] Reichard nennt in einem seiner Briefe an C. A. Böttiger die Reisehandbücher seine „Schooßkinder." Am 18. November bedankte sich Nagler für die ihm gespendeten Andenken an den Grafen Gotter, und schloß den Brief mit der Wendung: „Ew. Hochwohlgeb., aller Reisenden Halbgott, werden den Generalpostmeistern nicht abhold sein und auch mir gewogen bleiben."

lehrung abermals eine unvergeßliche Stunde schenkende Thucydides unserer Zeit, der inzwischen verewigte, aber für die Nachwelt unsterbliche Johannes von Müller. Unter vielen merkwürdigen Erzählungen aus seinem Munde ist mir diejenige von dem Gutachten der Kaiserin Maria Theresia bei der ersten Theilung Polens im Gedächtniß geblieben, welches man noch zu Wien bewahrt. Die ebenso kluge, wie ehrliche Frau war anfänglich eine Widersacherin jener Theilung; endlich aber mußte sie dem Andringen der übrigen Mächte nachgeben. Unter die ihr vorgelegte Urkunde, welche Johannes Müller selbst gesehen zu haben versicherte, schrieb sie jedoch: „Placet, weil so viele große Männer dafür sind; aber wenn ich einst lange nicht mehr bin, wird man zu spät erfahren, welche Folgen ein solcher aus Übermuth und Übermacht der Stärke geschehener Bruch heiliger Verträge und die Verletzung von Recht und Billigkeit nach sich ziehen wird.“ Ein anderer kleiner, aber bezeichnender Zug zur Zeitgeschichte ist der folgende: Müller sah zur Franzosenzeit mit Humboldt im Thiergarten bei Berlin Soldaten exerciren, wobei der Corporal wacker herumfuchtelte. Weil der Regimenter damals so viele ab- und zumarschirten, so wußten sie nicht gleich, ob es Deutsche oder Franzosen seien, und Humboldt fragte einen zufällig daherkommenden Soldaten darum. Dieser, ein Franzose, antwortete mit verächtlicher Geberde: „Ce sont des Allemands. Vous voyez bien, qu'on les bat!“ Was für ein demüthigender Doppelsinn!

Noch ein Besuch aus dem Winter 1809 auf 1810 war anregend und interessant für mich: derjenige der berühmten mimischen Künstlerin Henriette Hendel-Schütz, welche bei uns einige Vorstellungen gab, über die ich im Morgenblatte[1] berichtet habe. Schon oben gedachte ich ihres

[1] № 36 vom Sonnabend 10. Febr. 1810 S. 144: „Gotha, 22. Januar.“ Danach gab Henriette Hendel-Schütz (in deren Stammbuch sich

edlen Unwillens, als sie auf Vater Ekhofs Grabhügel nicht einmal einen Stein fand, und der kindlichen Freude, mit welcher sie, ebenso wie Iffland, nach allen Plätzen wallfahrtete, die ihr aus früheren Tagen (ihre Eltern, beide der Bühne angehörig, wurden in Gotha 1775 angestellt, als Henriette drei Jahre zählte) lieb und werth waren. Namentlich ergötzte es sie, als in der Theatergarderobe noch das Kleidchen aufgefunden wurde, welches sie bei ihrem ersten Auftreten als sechsjähriges Kind in Gotters „Medea" getragen hatte.

So erheiterte mich manches frohe und willkommene Wiedersehen; aber auch unerwartete, unersetzliche Trennung sollte mir das Schicksal bereiten. Im Januar 1811, wenige Tage vor der Taufe ihres zweiten, am 24. December 1810 geborenen Urenkels Bruno — der erste, dem meine treuen Kinder meinen Namen: Richard gegeben, war am 22. August 1809 geboren worden — wurde meine gute Mütter von einer Brustkrankheit befallen, der sie unerwartet und schnell am 21. Januar 1811 unterlag. Mit den Worten: „Ich will schlafen" und mit dem Schlafe des Gerechten schlummerte die Achtundsiebenzigjährige[1] in meinen Armen in das stille Land hinüber. Zwar setzte ihr Tod mich in den Stand, mich von meinen drückenden Schuldverpflichtungen zu erlösen, allein was war das für ein Trost! Sechszig Jahre waren wir zusammen alt geworden; meine Studienzeit und meine Reisen abgerechnet, war ich nie von ihrer Seite gekommen. Solche Lücke, das fühlte ich wohl, läßt sich in meinem Alter nicht wieder ausfüllen. Konnte mich etwas wohlthuend be-

A. M. v. Thümmel am 17. Januar 1810 einschrieb; sämmtl. W.; Leipzig G. J. Göschen 1856, VIII, S. 15 fg.) „ihre mimischen Darstellungen und ein Declamatorium nur vor dem Zirkel des Hofs und in den Zimmern des Herzogs und der Herzogin, wo sie jeden Abend Zutritt hatte." Das oben bezeichnete Kleidchen „war eine Reliquie, die ihr der Herzog sowie mehrere Rollen mit Ekhofs und Ifflands Namensschrift bezeichnet, auf ihre Bitte gern überließ."

1 Sie war geboren am 25. Mai 1733.

rühren, so war es der einstimmig ausgesprochene Ruf von Rechtlichkeit, Biedersinn und Unbescholtenheit, welcher sie zur Gruft begleitete, denn die Entschlafene war eine ehrwürdige Matrone von altem Sinn und echt deutschem Geiste gewesen, wie sie leider Gottes nun immer seltener werden.

Um mich zu zerstreuen und zu trösten, ergriff ich mein gewöhnliches Auskunftsmittel: ich entschloß mich zu einer Reise. Als Ziel erkor ich mir meine zweite Heimath, die Schweiz; mächtig zog es mich zum Chamouny-Thale, welches ich 1786 mit meiner Amalie zum letztenmale gesehen hatte, und zum großen St. Bernhard. In zehn Nummern des Morgenblattes von 1811 und 1812 [Nr. 271 vom Dienstag 12. November 1811 bis Nr. 141 vom Freitag 12. Juni 1812] sind unter dem Titel: „Bruchstücke aus der Schreibtafel eines Reisenden“ Aufsätze über diese meine vierte Schweizer Reise abgedruckt; eine umständliche Beschreibung der St. Bernhardsreise, ausgestattet mit zwei schönen Kupfern, enthält das Februarstück des „Journals des Luxus und der Moden“ vom Jahre 1812 [S. 69—97]. Endlich steht ein Aufsatz von mir über eine uralte Inschriftstafel zu Aventicum in den „Allgemeinen Geographischen Ephemeriden“ von 1812 [XXXVII., S. 232—234] und ist insofern merkwürdig, als unter damaligen Censurverhältnissen die unverkürzte Wiedergabe dieser Inschrift nicht gestattet wurde.

Einiges in jenen Aufsätzen Übergangene stehe hier, so mein Besuch am Grabe des für die Geschichte der Freimaurerei so wichtig gewesenen Carolus Eques ab Ense — des Reichsfreiherrn Carl Gotthelf von Hund. Oft schon hatte mich mein Weg durch Mellrichstadt geführt, allein ich hatte nie gewußt, daß jener merkwürdige Mann hier vor dem Altare der Hauptkirche und in seiner vollständigen Tracht als Heermeister der norddeutschen Maurerprovinz bestattet liege. Zufällig erfuhr ich dies kurz vor meiner Reise, und da Hund gewiß einer der wenigen Wissenden und Erleuchteten im

Orden der Freimaurer war (viel Lesenswerthes über ihn enthält das zweite Heft des ersten Bandes der Zeitschrift für Freimaurer, als Handschrift gedruckt, Altenburg 1823), so suchte ich seine Grabstätte auf. Allein weil sie ohne das geringste Denkmal oder Merkzeichen ist, so hätte ich sie nimmermehr gefunden (denn der Küster schien den Namen Hunds zum erstenmale nennen zu hören), wäre nicht eben ein junger, gefälliger Geistlicher, vielleicht selbst ein Wissender, in die Kirche getreten. „An der Stätte, wo Sie stehen, ist das Grab!“ belehrte er mich. Ich stand auf bloßen rautenförmigen Platten, auf denen nicht einmal Hunds Name zu lesen war. In einem Anfall von Schwärmerei konnte ich, als ich mich wieder allein sah, mich nicht enthalten, mit meinem goldenen Ringe den Stein zu berühren, gleich als könnte der Wiederhall meines geweihten Grußes dem Todten sagen, was in Schweden für den Orden durch König Carl XIII. geschehen sei.

In Ulm machte ich die interessante Bekanntschaft des seitdem [am 21. Juli 1814] verstorbenen Siegwart-Verfassers Johann Martin Miller, mit dem ich wohl eine Stunde lang sehr anregend plauderte. Drei Jahre früher hatte er mich in Gotha aufgesucht, aber nicht gefunden; ich war in meinem Garten und man hat mich leider nicht geholt. Miller machte den angenehmsten Eindruck; wir begegneten uns in manchen Ansichten über die Literatur und die Welt, namentlich freute es mich, als er sagte: in den Zeiten der Umtriebe habe er oft von der Kanzel herunter gegen die Revolution gesprochen und die Ulmer — welche derselben vielfach zugethan gewesen — eines besseren zu belehren gesucht. Er war zum zweitenmale verheirathet und aus dieser Ehe Vater von zwei jungen Kindern, während er selbst schon seine Sechszig[1] zählte. Wir schieden als gute Freunde.

[1] Er ist geboren zu Ulm am 2. December 1750.

Glücklich erreichte ich die Schweiz. Der Zufall schickte mir in Zürich einen Mann als Führer in die Umgegend zu, der drei Jahre vorher den Dichter Zacharias Werner auf einer großen Fußreise durch die Alpen, dann über den Simplon bis hinab nach Genua und wieder zurück nach Zürich begleitet hatte. Es war sehr drollig, diesen ehrlichen alten Schweizer — Johannes Güger genannt — von Werner (den er anscheinend für etwas verwirrt im Kopfe hielt) Anekdoten erzählen zu hören; wie er ihn auf dem Rigi vermißt und dann dichtend angetroffen habe;[1] wie Werner am Morgarten vor Begeisterung einen großen Kothhaufen nicht gewahr geworden und mit seinen neuen Kleidern der Länge nach hineingefallen sei, so daß er sich nur eiligst am Egeri-See habe wieder abwaschen müssen. Auch hatte der beständig zerstreute Dichter einen tragikomischen Auftritt gehabt mit den Zollwächtern an der italienischen Grenze, die sich nicht hatten ausreden lassen wollen: ein altes Buch, das Werner bei sich getragen, sei ein Packet versteckter Spitzen. Als ich Johannes den Vorschlag machte, über den Züricher See nach der kleinen Insel Ufnau zu fahren und dort Huttens Grab aufzusuchen, erfuhr ich von ihm: er sei bereits mit Zacharias Werner an Ort und Stelle gewesen, ohne jedoch das Grab noch zu finden. — Nur der Name des kühnen, denkwürdigen Mannes lebt fort und schwebt siegreich über allen Verwüstungen der Zeit.

Der Vergänglichkeit alles Irdischen schwermüthig nach-

[1] Das vom 25. Juni bis 3. November 1808 reichende Tagebuch Zachar. Werners (abgedruckt bei Schütz: „Zach. Werners Biographie", Grimma, 1841, Bd. I, S. 97 fg.) notirt am 28. Juli 1808: „Antritt der Fußreise durch die Schweiz mit Staudinger und Göger." Am 4. August heißt es: „Herumwandern ganz allein auf dem Rigikulm. Anfang eines Lustspiels, der mir dabei eingefallen." Endlich am 26. September: „Dankseufzer gegen Gott für glückliche Ueberstehung der Fußreise und Erlösung von der achtwöchentlichen Gesellschaft des alten Schlingels Johann."

denkend, fuhr ich weiter, den Weg über Küßnacht nach Luzern. Nichts störte mich in meinen Träumereien, denn ganz allein war ich bis zur Schweizer Grenze in meiner Reisekutsche gewesen, ganz allein war ich noch jetzt; zwar hatte ich in Berliner und anderen Blättern wiederholt eine Anzeige einrücken lassen, um einen Reisegefährten zu finden; es war mir jedoch nicht geglückt. Erst in Luzern sollte mir ein guter Stern plötzlich eine werthvolle Bekanntschaft zuführen. Ich saß im „goldenen Adler" an der Wirthstafel, als einige Fremde in mir den Verfasser des „Guide des Voyageurs" witterten und sehr gütig und nachsichtig über dieses Buch urtheilten. Unter ihnen befand sich auch der Finanzrath — durch die Erneuerung seines alten Adels später[1] Freiherr von — Schaezler aus Augsburg, der jetzt mit seiner Familie nach Genf reisen wollte, um dort in einer Erziehungsanstalt zwei seiner Söhne aufzusuchen. Da Genf auch mein Ziel war, so schloßen wir uns an einander und wurden für den ganzen Rest der Reise unzertrennlich. Erst auf dem Rückwege nach der Heimath, in Schaffhausen, schieden wir wieder, und Schaezler vertraute mir seine Tochter und seinen Sohn Wilhelm an, um beider Erziehung, statt in Genf, in meiner wegen ihrer ausgezeichneten Anstalten dieser Art mit Recht berühmten Vaterstadt zu vollenden, denn weder Schaezler noch seine Gattin waren, als sie jenes Genfer Erziehungsinstitut in der Nähe sahen, von demselben erbaut, da es ganz handgreiflich nur auf schamlose Ausbeutung der Eltern abgesehen war. Die Wittwe des Dichters Gotter und der Professor Galletti übernahmen nachher die Leitung von Tochter und Sohn und waren ganz dazu geeignet, die Erwartungen der würdigen Eltern zu erfüllen. Seit jener Zeit habe ich und mein Haus in der Schaezlerschen Familie treue, theilnehmende Freunde gefunden; unsere Herzen schlossen einen

[1] Diplom vom 25. November 1821. Kneschke, a. a. O., VIII, 80.

festen Bund, und wenn das durch seinen Irrstern berühmte Jahr 1811 einen guten Kometen-Wein gab, so gab es mir ein weit edleres Gewächs: einen wackeren Freund in einem seltenen Ehrenmanne.

Von Luzern aus nahmen wir über Bern und das historisch berühmte Murten den Weg auf Avenches, wie jetzt das alte Aventicum heißt; ein Ort, der zur Römerzeit mehr als achtmal so groß gewesen sein muß, als gegenwärtig. Der Barbier, dem ich hier mein Kinn anvertraute, erzählte mir von fünf oder sechs neuen Mosaikfußböden, die ganz vor kurzem entdeckt worden waren; die Bauern aber hatten sie nicht beachtet, ja, geflissentlich zerstört, da sie der Beackerung ihrer Felder im Wege standen. In einer Scheune sah ich denn auch wirklich einen solchen kostbaren Fußboden in Länge von wenigstens sechszig Fuß; aber er war schon halb zerschlagen. Die Zeichnung war edel und im großen Styl, besonders ein Vogel von hoher Schönheit, die Farben noch so frisch, als seien sie vom neuesten Datum. Die Gegend, wo einst das weltbeherrschende Volk der Römer Paläste errichtet hatte, deren Marmortrümmer noch jetzt unser Staunen wecken, fand ich (o Prosa der Gegenwart!) bepflanzt mit — Tabaksstauden.

Schaezlers Geschäfte in Genf waren bald besorgt, und weiter ging es nun; das nächste Ziel war der Montblanc. Zu Chamouny sollte ich die Freude haben, nach einem Vierteljahrhundert die Bekanntschaft jenes Pierre Balma zu erneuern, dem einst meine Frau 1786 bei unserer ersten Chamouny-Reise zum Zeichen der Dankbarkeit ihr zierliches Feuerzeug geschenkt hatte. Längst war es mein Entschluß gewesen, zum Führer keinen anderen zu wählen, als ihn, wenn er noch lebe; kaum hatte ich daher im Wirthshause Fuß gefaßt, so ließ ich ihn rufen. Er erinnerte sich meiner nicht mehr, und bei der Länge der Zeit war das wohl natürlich; als ich aber des Feuerzeugs erwähnte, schrie er

laut auf, stürzte aus dem Zimmer und kehrte bald mit demselben zurück. Es war ihm ein eben so theures Andenken, wie mir — und welche Empfindungen, welche Gedanken durchströmten mich, als ich es wiedersah! — Pierre Balma war jetzt der Nestor der Fremdenführer, hatte das Geschäft aber eigentlich aufgegeben und es seinen beiden Söhnen überlassen, deren einer später bei du Hamels Montblanc-Besteigung den Tod fand. Allein der alte Mann ließ es sich nicht nehmen, mein Begleiter zu sein, und erbot sich auf wirklich rührende Weise, mir jede nur erdenkliche Gefälligkeit zu erzeigen. Ich schied von ihm, den ich wiederzusehen nach menschlicher Berechnung nicht hoffen durfte, bewegten Herzens. Wir kehrten nach Genf zurück, um von dort aus längs der savoyischen Seite des Sees den St. Bernhard zu erreichen und dann über Montreux und Vevey nach Deutschland zurückzukehren.

Es war eine höchst genußreiche Fahrt; anfangs immer im Angesichte des herrlichen Sees, drüben die lachenden Schweizer Ufer mit ihren amphitheatralisch aufsteigenden gesegneten Städten, Flecken nnd Dörfern; dann hinein in das Rhônethal, über St. Maurice, Martinach und Bourg St. Pierre — dem höchsten bewohnten Punkte der alten Welt, dem Hospiz auf dem großen St. Bernhard entgegen!

Wir wurden dort sehr herzlich und gastfrei aufgenommen; gleich beim Empfange umwedelten uns freundlich die berühmten Doggen. Der Aufenthalt in dieser einsamen Höhe ist mit nichts zu vergleichen; überall hehre, erhabene Eindrücke! Groß und einfach gedacht ist auch die Inschrift, welche Napoleon auf das dem General Desaix zu Ehren in der Kirche errichtete Denkmal hat schreiben lassen: „A Desaix, mort à la bataille de Marengo.“ Noch zeigte man mir zwei Inschriften mit goldenen Buchstaben auf schönen schwarzen Marmortafeln; die größere gestiftet von der Republik Wallis als Ausdruck ihres Dankes gegen Napoleon für ihre Erhaltung

als freier Staat; die zweite, herrührend von den ehrwürdigen Mönchen des Klosters, ist zum Gedächtniß des Überganges der Napoleonischen Armee errichtet. Das Kloster besitzt einen Schatz von Münzen; die seltensten darunter sind einige celtische vom Übergange des Brennus, so wie einige spanische und punische vom Übergange Hannibals. Alles dies ist gefunden an Ort und Stelle; dazu kommt ein großer Reichthum an bronzenen Antiken und Inschriften. Die Anlegung und Erhaltung dieser merkwürdigen Sammlung verdankt man dem gelehrten Prior Murith zu Martinach; ich lernte diesen trefflichen Mann kennen und schied von ihm mit wahrer Verehrung. Er zeigte mir zwei wohlerhaltene punische Münzen mit Didos Kopf auf der einen und dem karthaginensischen Rosse auf der andern Seite; mit allen Sachverständigen huldigte auch er der Ansicht, daß Hannibal hier über die Alpen ging. Die ungeheueren Thierknochen und Zähne, die man hier ausgrub und von denen Murith selbst einige aufbewahrte, sind vielleicht Überreste umgekommener Elephanten. In der Sammlung des Klosters sah ich ferner eine Münze mit einer Inschrift, welche anzeigte, daß die Araber bei ihrer Invasion Südfrankreichs bis hieher gedrungen sind; Prior Murith war einst selbst zugegen, als man zu Martinach ein arabisches Grab öffnete. Zwei Glasflaschen mit Wasser fanden sich darin eingeschlossen; das Wasser war nicht verzehrt, aber der Prior, der es gekostet hatte, sagte: es sei gänzlich ohne Geschmack gewesen. Die Flaschen waren so mürbe, daß sie alsbald zerfielen.

Von der berühmten alten Hunderace der St. Bernhardsdoggen lebten nur noch zwei ältere und drei junge sehr schöne und kräftige Thiere; nach der Aussage der Mönche hat man aber von ihrer Geschicklichkeit viel zu viel gefabelt. Ihr größter Nutzen ist der, daß sie im Schnee den Weg (oder Pfad) zu finden wissen, so daß der ihnen Folgende nicht einsinkt.

Auf dem Rückwege sahen wir in Liddes die ersten Cretins,

widerwärtige, aufgedunsene Geschöpfe, deren Anblick nur ein Gemisch von Ekel und Grausen einflößen konnte; bei Bex gönnten wir uns den merkwürdigen Anblick der Salinen, dann fuhren wir über Aigle nach Villeneuve — und hier erreichten wir wieder den Genfer See, an dessen wärmer belegenem Schweizer Ufer die Nuß- und Weinernte eben in vollem Gange war, tausend Hände beschäftigend.

In Villeneuve, wo man den einzig schönen Genfer See in seiner vollen Ausdehnung überschaut, erwachte meine ganze Sehnsucht nach dem Meere, dem er hier so ähnlich sieht; mein weitgereister Freund Schaezler, auf den unabsehbar sich hinstreckenden See deutend, sagte: „Eben diesen Marine-Anblick haben Sie vom Fort bei Marseille!" — Lange ließen wir den Wagen halten und genoßen den erhabenen Anblick. Dann aber galt es, sich loszureißen; — noch einen letzten, thränenumflorten Blick warf ich auf die altersgrauen Mauern des Schlosses Chillon, und langsam fuhr der Wagen an dem Dörfchen Veytaux vorüber nach Montreux. —

Dieser Ort trägt an dem ganzen, rings so gesegneten und lachenden Gestade des Genfer Sees durch die Vorzüglichkeit seiner Trauben, sowie durch seine paradiesische Lage unstreitig den Preis davon. Mir war er noch durch einen besonderen Umstand anziehend, denn nach Jahren sah ich hier zum erstenmale meinen wackeren Freund Philipp Bridel wieder, dem unterdessen in der Pfarrstelle von Montreux ein glückliches Loos gefallen war. Ein ununterbrochener Briefwechsel hatte uns bei der Gleichartigkeit unserer Gesinnungen bald zu Freunden gemacht; sehr wahr schrieb mir Bridel einmal die schönen Worte: wie es zwar bedauerlich sei, daß ein so weiter Zwischenraum uns trenne — „mais il n'y a point de distance pour le coeur!" Herrliche Stunden waren es, die ich an der Seite dieses als lieblicher Dichter, wie als Geschichtsforscher gleich ausgezeichneten Mannes

verlebte. Ein redlicher Altschweizer von echtem Schrot und Korn, hatte er den Heldentod der Schweizergardisten am 10. August 1792 tief gefühlt und den Muth gehabt, am 26. August zu Basel in der französischen Kirche über den Text 2. Samuelis XV., V. 19—21 zu predigen, wo es heißt: „Und der König sprach zu Ithai, dem Gethiter: Kehre um, denn du bist fremd; Ithai aber antwortete und sprach: So wahr der Herr lebet, und mein Herr König lebet, an welchem Orte mein Herr, der König, sein wird, es gerathe zum Tode oder zum Leben, da wird dein Knecht auch sein.“ Als Bridel aber seine gehaltvolle Kanzelrede (Bruchstücke daraus habe ich übersetzt im Revolutions-Almanach auf 1794, S. 73 fg. veröffentlicht) in seinen Étrennes Helvétiennes abdrucken ließ, zeigte sich die Abhängigkeit der Gesinnung bei den damaligen Schweizer Gewalthabern in einer höchst elenden Weise; sie wirkten nämlich einen Befehl der obrigkeitlichen Censur aus, demzufolge die Verherrlichung der bis in den Tod getreuen Schweizergardisten nicht für passend erachtet wurde: die Blätter der Bridelschen Predigt mußten ausgeschnitten und durch Cartons ersetzt werden.[1]

Bridels anregende Erzählungsgabe, seine liebenswürdig heitere Laune erfrischte meinen Geist, indeß mein Auge aus den Zimmern seiner hochgelegenen Pfarrwohnung bald bis zur fernen Juraketten in der Richtung nach Genf, bald an den jenseitigen Ufern des Sees bis zu den Schneekuppen der Savoyer Alpen, über die Felsen von Meillerie hin bis zu den Walliser Alpen mit den Zacken der Dent de Morcles und der wunderherrlichen Dent du Midi schweifte; dann

[1] Bekanntlich dient gegenwärtig (seit 1821) das großartig schöne Löwendenkmal bei Luzern, ausgeführt nach einem Entwurfe Thorwaldsens, zur Verherrlichung der am 10. August 1792 bei der Vertheidigung der Tuilerien gefallenen Schweizer. Reichard hat dasselbe beschrieben: „Zusätze und Nachträge“ (bis 1826) zur „malerischen Reise durch die Schweiz“ (Gotha, 1827) Seite 430 fg.

wiederum auf dem klassischen, durch Rousseaus „neue Heloise" weltberühmt gewordenen Boden von Clarens unter mir, oder endlich auf den fernen Zinnen des Schlosses Chillon sinnend verweilte. Diese über jede Beschreibung erhabene, unvergleichliche Aussicht hat Gabriel Lory in einem seiner Kupferblätter trefflich wiedergegeben. Ach, warum durfte ich der Aufforderung meines gastfreien Bridel zum längeren Aufenthalte nicht nachkommen! Dreimal glücklich der Mann, beatus ille, den die Fesseln heimischer Verhältnisse nicht umklirren. Leider gehörte ich nicht zu diesen selten Gefundenen, und so mußte ich nur zu bald dem treuen Bridel betrübten Herzens Lebewohl sagen. Seufzend schied ich auch von dem lieblichen Vevey, wo ich mich so gern auf Monate angesiedelt hätte, um dort unter den Ulmengewölben des ehrwürdigen Münsters zu träumen, oder bei dem Sonnenauf- und Niedergange auf den Höhen des herrlichen Parks von Hauteville an dem Anblick des Genfer Sees und seiner Umgebungen mich zu erquicken.

Bis hieher war Freund Schaezler ganz allein mein Begleiter gewesen; seine orginelle, geistreiche Unterhaltung konnte alle Genüsse der Reise nur erhöhen. In Vevey fanden wir die in Genf zurückgelassene Schaezlersche Familie wieder, und nun wandten wir uns sammt und sonders nordwärts, bis in Schaffhausen die Trennungsstunde schlug. Ich wählte für mich den Rückweg durch den Schwarzwald nach Freiburg, weil diese Gegend mir noch ganz unbekannt war. Das Malerische dieser wilden Landschaft entschädigte mich hinlänglich für das Angreifende der in vierzehn Stunden erzwungenen Fahrt; namentlich übertraf der Höllenpaß meine Erwartung, so viel ich von demselben auch gelesen hatte.

Zum drittenmale beherbergte mich Freiburgs gastlicher „Mohr," den erst eben der unstäte, bedauernswürdige Gustav IV. von Schweden verlassen hatte; mein diesmaliger Aufenthalt wurde mir besonders werthvoll durch die schöne Stunde, welche

mir der seitdem nun auch schon [am 4. Januar 1814] entschlummerte Johann Georg Jacobi vor seinem Bette zuzubringen erlaubte. Kurze Zeit vorher hatte er seinen einzigen, hoffnungsvollen Sohn Fritz verloren, und lange schwankte ich, ob ich durch einen Besuch ihn in seinem gerechten Schmerze stören sollte, allein es drängte mich zu sehr, ihm persönlich für die vielfachen Genüsse zu danken, welche mir seine gemüthvollen Lieder von jeher gewährt hatten. Traulichkeit und Herzlichkeit erwärmte unser Gespräch; bald war der Herzog Ernst ein Gegenstand desselben, und meine Worte belebten sich durch jene Begeisterung, welche mich immer ergreift, wenn ich mich meinen Gefühlen für den edlen Todten in Gegenwart einer Seele überlassen darf, bei der ich Verständniß für dieselben finde. Als wir schieden, sah ich zu meiner Freude in den Augen des biederen Greises, wie auf dem Antlitze seiner Gattin, die — eine edle, hohe Gestalt, — wie eine lebende Madonna zu den Füßen seines Bettes saß, Rührung und innige Theilnahme glänzen. So waren in jeder Beziehung erheiternde Rückerinnerungen der schöne Nachklang dieser mir wahrhaft wohlthätigen Reise; unvermerkt kehrte mein lange vermißter heiterer Sinn wieder; sorgenfreie Muße und ein regeres Gefühl frischer Lebenskraft verjüngten mich „alten Knaben.“

20.

Unterdessen hatte sich der politische Himmel verfinstert, und der schreckliche russisch=französische Krieg — den der Baron Grimm mit seinem hellen Blicke einst richtig vorhergesehen — brach aus. Dies Ereigniß würde mir an sich schon keineswegs haben gleichgiltig bleiben können; nun aber kam noch dazu, daß es mich als Vater unmittelbar anging, denn es handelte sich um den ersten Waffengang meines Sohnes, und so wenig ich einen Soldaten hinter dem Ofen in ihm zu erblicken wünschte, als er den Kriegerstand erwählte, so fand ich es doch hart, daß er seine Laufbahn grade mit dem an Strapazen ganz besonderer Art reichen Feldzuge gegen Rußland eröffnen mußte. Die Sorge um ihn trübte mir viele Stunden, und sollte ich nicht besorgt sein um einen Sohn, der trotz seiner siebenzehn Jahre einen wahren Mannessinn an den Tag legte? Es schnitt mir durch die Seele, aber es erhob mich zugleich, als er mir kurz vor dem Beginne ernsthafter Auftritte seinen treuen Reitknecht empfahl, falls das Schicksal über ihn gebieten sollte, und mich bat: ich möge seine kleinen Schulden berichtigen, wenn er solche vielleicht hinterließe. Dem Vaterherzen wohlthuend war es auch, als einer seiner Quartierwirthe nach seinem Abrücken bei Übersendung eines Packetes einen besonderen Brief zum Lobe des jungen Soldaten beilegte und darin berichtete, wie mein Sohn sein schönes Zimmer im Herrenhause aus eigenem

Antriebe mit einem entlegenen, schlechten vertauscht habe, damit die Wirthin, welche grade Kindbett hielt, durch die nächtlichen Patrouillen und Meldungen nicht beunruhigt werde.

Übrigens konnte von einem auch nur halbwegs regelmäßigen Briefwechsel zwischen meinem Sohne und mir bei den mangelhaften Postverbindungen der damaligen Zeit nicht die Rede sein, und ich würde oft Wochen lang keine Nachricht von Ernst erhalten haben ohne das unermüdlich thätige Eingreifen eines langjährigen werthen Freundes, den ich schon gewonnen hatte, als er noch in Weimar lebte, der aber jetzt, in Dresden, viel eher in Verbindung mit dem sächsischen Truppencorps bleiben konnte, als ich im entlegenen Gotha. Dieser Mann war der in Gefälligkeiten unerschöpfliche C. A. Böttiger, auf den ich anwenden möchte, was der sinnige Redacteur des „Morgenblattes" zum Motto der Nummer [219] gewählt hatte, worin ich im September 1812 mit einem Aufsatze für meinen immer väterlich gegen mich gesinnt gewesenen Baron Grimm bei Gelegenheit seiner Correspondance littéraire gegen manchen Tadler und Splitterrichter in die Schranken trat;[1] nämlich den Vers aus Alxinger:

„Es wird gewiß nie Dem an einem Freunde fehlen,
Der fähig ist, ein Freund zu sein."

Mein Sohn gehörte zu der Minderzahl, welche den harten russischen Feldzug verhältnißmäßig wenig büßen mußte; nur erfrorene Füße trug er davon.[2] Nach zwei Jahren sah

[1] Das nämliche geschah von Reichard in: „Paris und Wien," 2. Jahrg. 4 Bd. S. 197 fg. und 322.

[2] Ernst Reichard „wohnte nicht nur der Schlacht von Podobna [12. August 1812] bei, sowie den Gefechten bei Biala, Wolkowyisk, Liw [Gouv. Lublin; am 11. Januar 1813] und Kalisz [15. Februar 1813], sondern löste auch mit ebenso viel Umsicht und Unternehmungsgeist als Glück theils wichtige, aber gefährliche Versendungen, theils schwierige Aufgaben in der Arrièregarde, zu denen ihn das besondere Vertrauen des Generals Frhrn. v. Gablenz ersehen hatte, als: jenseits Siedlec, bei Liw, bei Lenczyca und bei Kalisz. Erst am 6. Juni 1813 erreichten von

ich ihn tiefbewegt am 19. Juni 1813 zum erstenmale wieder, als mich Dienstgeschäfte nach Altenburg führten — überraschend wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf es mich, als ich hörte: „mein Sohn sei da!“ Einen Augenblick bangte mir vor dem Wiedersehen, denn ich wußte nicht, ob Ernst seine Absicht, die er mir unlängst auseinandergesetzt, ausgeführt und seinen Abschied genommen hatte, denn schon damals brütete ein dumpfes Mißvergnügen in der ganzen sächsischen Armee, erzeugt durch ihre und des Vaterlandes gepreßte Lage — Sachsen hielt zu Napoleon! Man weiß, wie jenes patriotisch-ehrenhafte Gefühl der Truppen später bei Leipzig thätig ausbrach. — Mein Sohn beruhigte mich indessen; er war im Dienste geblieben. Zwei ausländische Orden, die Ehrenlegion und das Wladimirkreuz, zierten seine Brust. Sein unerwartetes Erscheinen in Altenburg verdankte ich Lützows tapferen Schwarzen; da ihnen in jener Gegend einige kecke Streifzüge geglückt waren, so hatte Napoleon wenige Tage nach Abschließung des Waffenstillstandes [4. Juni 1813] eine Brigade reitender Garde unter dem Divisionsgeneral Baron Castex gegen sie ausgesandt, dem einige sächsische Offiziere, darunter mein Sohn, als Ordonnanz-Offizier beigegeben waren.[1] Voll jener feinen Artigkeit, worin die Franzosen, wenn sie wollen, Meister sind, hatte General Castex kaum von meinem Eintreffen in Altenburg gehört, als er meinen Sohn, obgleich dieser der jüngste Offizier war, anwies: in Altenburg zu bleiben, und ihm von dort aus die Rapporte nachzusenden; eine Höflichkeit, welche mich wahrhaft rührte. Vier Tage konnten wir uns des Wiedersehens erfreuen, und rasch wurde diese Zeit benutzt,

Krakau aus die Husaren wiederum den vaterländischen Boden.“ (v. Fabrice in E. Reichards Nekrolog. Vergl. am Schlusse des Werks.)

[1] Außer Lieutenant Reichard noch die Rittmeister v. Lindeman und v. Nauendorf vom 4. sächs. Husaren-Regiment; sowie von den Ulanen Lieutenant v. Kriegern, denen sich noch Lieutenant v. Ende vom Husaren-Regiment anschloß.

den jungen Krieger von dem trefflichen Meister Döll, dem Sohne, malen zu lassen. Das Bild wurde so ähnlich, daß Ernsts treuer Hund, als es in Gotha eintraf, freudig bellend daran emporsprang.

Über die politischen und militärischen Ereignisse jener Zeit bis zur Völkerschlacht bei Leipzig haben wir unzählige, vielleicht zu viele Schriften; dennoch fand ich bisher in keiner die nachstehenden, denkwürdigen Züge. — Als Moreau am 27. August 1813 auf der Höhe bei Recknitz durch eine Kanonenkugel beide Beine verloren hatte, erhub ein russischer General in Gegenwart des Kaisers Franz laute Klagen über die Größe des nahen Verlustes jenes Feldherrn und des Unglücks für die Armee. „Jawohl ist es halter ein Unglück," antwortete Kaiser Franz ruhig; „aber schaun's, Herr General — der Deutsche halte sich an den Deutschen!" Und vor der Schlacht bei Leipzig, bei welcher bekanntlich der den Mantel auf beiden Schultern tragende Bernadotte am liebsten nicht theilgenommen hätte, schrieb der englische Bevollmächtigte General Stewart an ihn die kategorischen Worte: „Si vous n'êtes pas aux portes de Leipzig, vous serez responsable à la nation anglaise." Das wirkte.

Beide Angaben habe ich aus dem Munde eines Ohren- beziehungsweise Augenzeugen, und gewiß ist die Aufbewahrung derselben willkommen. Auch nachstehend gebe ich noch Einzelnheiten, deren Mittheilung ich nicht für überflüssig halte, denn es sind lediglich Thatsachen, gesammelt von einem Zeitgenossen, unter dessen Augen sie sich zutrugen, oder die ihm verbürgt wurden von glaubwürdigen Augen- und Ohrenzeugen. Für den künftigen Geschichtsforscher sind dergleichen kleine Züge oft im höchsten Grade aufklärend und wichtig; bei denkwürdigen Ereignissen sollte kein Zeitgenosse, der nur irgend die Fähigkeit dazu hat, versäumen, das Geschehene und Erlebte sorgfältig in seine Hauschronik einzutragen.

Von dem dunkeln Hintergrunde jener trüben Tage hebt

sich zuerst der Brand von Moskau ab als weithin leuchtende, beispiellose That. Der Gedanke dazu soll von Barclay de Tolly ausgegangen sein; jedermann würdigte dies selbst in der Heroenzeit des weltbeherrschenden Rom nicht wiederzufindende Ereigniß sogleich in seiner ganzen Größe. Wie mährchenhaft die erste Kunde desselben klang — sie wirkte erhebend und begeisternd. Zum erstenmale seit der vergeblichen Belagerung von St. Jean d'Acre [im Jahre 1799] war Napoleons Stern im Sinken, und nie wieder hat er im alten Glanze gefunkelt. Welche Folgen der Heereszug nach Rußland gehabt haben würde ohne den Brand von Moskau — läßt sich gar nicht berechnen, denn diese Stadt war das eigentliche Herz Rußlands, der Sitz der mißvergnügten Großen, von denen Napoleon vielleicht mittels einer pomphaften, an Invectiven reichen Proclamation einen auf den Thron der Czaren erhoben hätte. Der Versuchung zu einer solchen Erhöhung wäre zuletzt doch wohl mancher unterlegen, wie rühmlich man es übrigens auch — im tiefbeschämenden Gegensatze zu uns Deutschen — von der russischen Nation anerkennen muß, daß während der französischen Invasion nirgends ein Verräther sich zeigte, der mit den Feinden zum Schaden des eigenen Vaterlandes sich verschwor. Napoleon hatte schon 1807 im Tilsiter Kriege erfahren, daß er Russen gegen Russen nicht verwenden konnte, wie schmachvoller Weise Deutsche gegen Deutsche; ein Rittmeister von den russischen Dragonern bewahrte zu jener Zeit einen Vorposten, an dessen geräuschloser Umgehung Napoleon viel gelegen war. Er ließ daher dem Rittmeister schriftlich große Anerbietungen von Geldsummen und Beförderung machen, wenn er sich zu einem Verrathe herbeilassen wollte. Der Rittmeister war sehr arm; aber er schrieb mit Bleistift in derben Ausdrücken eine abschlägige Antwort unter das Anerbieten und sandte es zurück; hiervon war Napoleon so überrascht, daß er das Papier verwahrte und es dem Kaiser Alexander zu Tilsit als etwas

lobenswerthes zeigte. Alexander, der hier von dem ganzen Vorgange das erste Wort erfuhr, ließ den Rittmeister rufen und fragte ihn: „warum er die Sache nicht gemeldet habe?" Der ehrenhafte Krieger antwortete: „da er in der ersten Hitze den Beweis aus den Händen gegeben, so habe er gefürchtet, man möchte ihn für einen Lügner oder Prahler halten, weßhalb er denn lieber geschwiegen habe." Alexander machte ihn zum Obersten und schenkte ihm 3000 Bauern. — Ich habe dies aus dem Munde eines russischen commandirenden Generals.

Moskau hatte Napoleons Schaaren einen Stütz- und Ruhepunkt, Stärkung und Obdach gewähren sollen; eine Berechnung, welche der Brand natürlich zu Schanden machte. Mehrere Abtheilungen des gegen Rußland entsendeten Heeres, so verschwenderisch ausgerüstet, wie dies bei anderen Zügen der französischen Armee seit der Revolution nie der Fall gewesen war, hatten wir durch Gotha kommen sehen; die Generale, Commissäre und höheren Offiziere aller Truppengattungen vermehrten ihren Troß an Pferden und Gepäck noch beständig durch neuen Ankauf, bezüglich dessen kein Preis ihnen zu hoch schien. Sie vergeudeten das gemünzte Gold; es gab Armee-Intendanten, welche den Postillons einen oder mehrere Napoleond'or als Trinkgeld gaben! Mancherlei seltsames Geräth, als Mühlen, Feuerspritzen, zerlegte Häuser u. s. w. wurden dem Heere nachgeführt, und als sei von Gründung neuer römischer Läger und Castelle die Rede, so folgte demselben ein Schwarm aller möglichen Handwerker, selbst Kaminfeger. Sie nannten sich „ouvriers," waren aber eigentlich nur der Kehricht der Handwerksgenossen Frankreichs, Italiens und Deutschlands. Man sagt, Napoleon, abergläubig gleich allen Corsen, habe, wie zuvor schon öfter, so auch vor dem russischen Feldzuge eine gewisse Madame Le Normand, die zu Paris als femme savante in dem Rufe stand, in die Zukunft sehen zu können, über den

Erfolg befragt; sie aber habe ihm geantwortet: „der Zug nach Moskau werde eine nie versiegende Quelle von Unglück für ihn werden.“ Hierüber heftig entrüstet, habe Napoleon die Prophetin beschuldigt, sie gebe nur die Stimme seiner Minister und Marschälle wieder, die es darauf angelegt hätten, ihn von diesem Feldzuge zurückzuhalten, und habe die Le Normand mit Gefängniß bedroht. Wie klug hätte Napoleon gehandelt, sein Ohr nicht vor den Warnungsstimmen seiner Getreuen zu verschließen! Wenn man seit dem Brande von Moskau an dem gewaltigen Weltbezwinger häufig eine Schiefheit des Urtheils bei unbiegsamstem und halsstarrigstem Eigenwillen bemerkte, so konnte man sich in der That geneigt fühlen, mit den Umgebungen des Kaisers zu glauben, sein Kopf habe von der starken Kälte in Rußland gelitten. Seine sonst so kühne und entschlossene Thatkraft war gebrochen, und nicht einmal das Glück eines rühmlichen Schlachtentodes war ihm vom Schicksale bestimmt; auf einer Insel im fernen Ocean sollte er ein einsames Grab finden!

Es war gegen die Mitte des December 1812, als wir zuerst Napoleon auf seiner Flucht aus Rußlands Eiswüsten durch Gotha eilen sahen;[1] dann, vom Beginn des Januar

[1] Am 14. December 1812 schreibt C. A. Böttiger an Reichard: „Auch Sie werden in Gotha durch die schnelle Durchreise des Kaisers sehr überrascht worden sein. Gestern in der Nacht kam gegen 12 Uhr der Courier an den Gesandten, der ihm die in zwei Stunden darauf erfolgende Ankunft des Kaisers meldete. Der König selbst erfuhr es aber nicht eher, als bis der Kaiser schon da war. Der Kaiser trat im Gesandtschaftshause ab, wo er's im Saale sehr kalt fand und zu dem Gesandten scherzend sagte: „Je vous ai cru homme du midi, mais je vous trouve homme du nord,“ badete, soupirte, legte sich nieder, empfing im Bette unseren König, der sich in einer gemeinen Portechaise hatte hintragen lassen, sprach mit ihm über zwei Stunden ganz allein, und flog dann weiter. Er hat gesagt, daß sie die Kälte schon zu 22 Grad gehabt und viele Pferde verloren hätten, die aber alle von Frankreich aus ergänzt werden würden, ist sehr heiter und herablassend gewesen und seine Umgebungen haben von schneller Rückkehr gesprochen. 'Ungeheure Anstrengungen zum zweiten Feldzuge sollen von Paris aus organisirt werden, und darum dieser Blitzesflug

1813 etwa an, erschienen den ganzen Monat hindurch in ungefähr 12,000 Offizieren und Unteroffizieren (kaum einige Hundert Gemeine waren darunter) die Trümmer jenes prächtigen Heeres, das kurze Zeit zuvor mit so stolzen Hoffnungen ausgezogen war. Und in welchem Zustande! Mit welchem Ingrimm! Mit welchen Flüchen und Verwünschungen über die unersättliche Kriegssucht ihres Gebieters! Waren schon die Schmähungen der Franzosen gegen diesen gewaltig, so war die Wuth der deutschen Truppenreste gegen ihre französischen Kampfgenossen, die Erbitterung über den Jammer, den diese über sie heraufbeschworen hatten, noch weit größer und brach oft in Thätlichkeiten aus. Marschälle und Offiziere eilten daher, nur erst den Rhein hinter sich zu haben. Den Marschall Ney sah ich in einer altväterischen dreispännigen Kutsche, worin zu fahren sein Koch sich früher geschämt haben würde, unter meinem Fenster vorbeirollen. — Ein französischer Offizier schenkte seinen schönen Degen einem Straßenbuben, der ihm sein Quartier gezeigt hatte, „weil er das Schwert nie wieder für Napoleon ziehen wolle.“ Waffen waren überhaupt, Degen ausgenommen, nirgends zu erblicken; dagegen gab es Tornister und Säcke, die wohl gespickt waren mit Gold und Goldeswerth. Ein Offizier von der Garde und ein Mameluk, die bei einem meiner Bekannten einquartiert waren, zeigten diesem schwere goldene Teller, eine goldene Krone von einem Heiligenbilde sowie mehrere Diamanten und ähnliche Kostbarkeiten, indem sie behaupteten: diesen Fund bei der Plünderung eines durch Verrath entdeckten Gewölbes im Kreml gemacht zu haben. Andere boten die gold- und silberverbrämten Gala-Kleider moskowitischer Großen, aufgefunden in deren Palästen, zum Verkauf. Ein deutscher Officier zeigte mir einen mit Juwelen besetzten

von der Armee 10 Meilen hinter Wilna bis nach Paris. Die hier in Dresden wohnenden Polen sind durch die plötzliche Erscheinung des großen Kaisers auf's neue belebt und zur Freude wiedergeboren worden.“

Reliquienschrein im Werthe von mindestens 20,000 Thalern; er hatte denselben von einem Soldaten, der die bunten Steinchen nicht zu schätzen wußte, für einige Goldstücke eingetauscht. Wie viele solcher Reichthümer hat nicht die Berezina verschlungen! — Das beste und treueste Gemälde von den schrecklichen Auftritten bei'm Übergange dieses Flusses entrollt eine kleine russische Schrift, welche in Deutschland gar nicht oder nur wenig bekannt geworden ist; leider kann ich ihren Titel nicht angeben, denn ich sah sie nur flüchtig bei einem wackeren deutschen Hauptmann, der 1814 von der asiatischen Grenze aus der Gefangenschaft in die Heimath zurückkehrte, und den das traurige Loos getroffen hatte, an der Berezinabrücke Vollstrecker eines unmittelbaren Befehls Napoleons zu werden. Dieser Befehl, der, rein militärisch genommen, vielleicht richtig sein mochte, in jeder anderen Rücksicht aber von einer unmenschlichen Härte zeugte, lautete ausdrücklich: „Niemand, wer es auch sei, über jene Brücke zu lassen, der krank, verwundet, ermattet, kurz: nicht mehr kampffähig sei." Mein Gewährsmann, als der das deutsche Detachement commandirende Offizier, sowie der französische Commandeur der betreffenden französischen Heeresabtheilung — beide hatten sich mit ihrem Ehrenworte verpflichten müssen, diesen entsetzlichen Befehl ohne Ansehen der Person, taub gegen jede Stimme des Mitleids und Erbarmens, pünktlich zu vollstrecken. „Bald" fuhr der Erzähler fort, „hatte sich um uns ein weitausgedehnter Halbkreis von Todten, Erfrorenen, Verschmachteten oder halb Lebenden gebildet, der nach und nach zu einem Wall anwuchs, so groß, daß er uns vor den russischen Kugeln schützte, welche wohl in dieses Menschen- und Leichengewirr, nicht aber auf die Brücke schlugen. Mein französischer Gefährte verschwand, als der Abend dämmerte — ich folgte seinem Beispiel und ließ über die Brücke kriechen oder sich schleppen, wer da wollte und konnte. Als der Tag graute, war das eisige Wasser des Flusses, so weit man sehen

konnte, voll eingefrorener Leichname und hervorstarrender Gliedmaßen. Mein Herz war zerrissen, und ich habe seitdem keinen frohen Augenblick mehr gehabt, denn beständig steht dieses namenlose Elend wie ein grauenvolles Gespenst vor meiner Seele."

Noch aber war für uns Deutsche durch die Katastrophe in Rußland nichts gewonnen, denn noch galt Napoleon als gefürchteter Schiedsrichter von Europa; noch stand sein kühnes Gebäude einer Weltherrschaft, wie selbst Ludwig XIV. sie in diesem Umfange nie geträumt hatte, aufrecht. Einige Opfer, einige augenblickliche Nachgiebigkeiten seinerseits, und der Sturm war beschworen. Allein das Schicksal, dessen eisernen Willen nichts brechen kann, hatte es anders verhängt. Eigensinnig, trotzig und verblendet begann Napoleon seinen letzten Feldzug, den an der Saale und Elbe; jenen von Waterloo kann man nur noch ein schwaches Aufblitzen nennen.

Im Anfange des Revolutionskrieges fanden die deutschen Jacobiner die Siege der Neu-Franken begründet durch die damals alleinseligmachenden Worte „Freiheit und Gleichheit." Sie seien es, welche Jene zu todesmuthiger Begeisterung entflammten. Meine Behauptung im Revolutions-Almanach: daß die Franzosen in den Kriegen der Ludwige mit dem Feldgeschrei „Vive le Roi" genau eben so tapfer gekämpft hätten, zog mir auf der ganzen Linie der Ohnehosen lautes Spottgelächter zu; aber wie sehr rechtfertigten mich später die Franzosen selbst, indem sie — als das „Ça ira" und die Marseillaise längst aus ihren Schaaren verklungen und verwiesen war — mit „Vive l'Empéreur" siegreicher die europäische Welt durchzogen, als je zuvor! Gleicherweise erlebte ich auch noch die Freude, eine andere, wiederholt aufgestellte Behauptung meines Revolutions-Almanachs sich bewahrheiten zu sehen, daß nämlich die Deutschen sich so gut begeistern ließen, wie jedes andere Volk, sobald nur ihre Machthaber und Anführer die rechte Saite anklingen zu lassen

verstünden. War doch bereits vor dem heldenmüthigen Beispiele der Preußen Wien und Österreich in ähnlicher Weise aufgetreten; nicht zu vergessen den kühnen Heereszug des tapferen Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig. Wiens Freiwillige kämpften und bluteten vor Mantua, zu Ebelsberg und bei Aspern wie Helden; lange bevor Theodor Körners Leyer auf sein blutiges Schwert sank, war schon ein anderer, als Dichter ihm freilich weit nachstehender Sänger, F. K. Leopold von Seckendorf, unter Ebelsbergs rauchenden Trümmern als tapferer Streiter gefallen [6. Mai 1809]. Doch mächtig und allgemein begeisternd entzündete erst Preußens wundervolles Sinnbild erwachten Rittergeistes: das eiserne Kreuz, den protestantischen Norden und riß bald das ganze Vaterland mit sich fort. Preußens Freiwillige waren es, die durch ihr Beispiel alle Stämme für den heiligen Krieg, diesen neuen Kreuzzug, entflammten. Die Vermischung der freiwilligen Kämpfer aus so vielen gebildeten und angesehenen Familien mit dem stehenden Heere milderte die Rohheit und Anmaßung, welche dem letzteren nach langem Friedensdienste gern anklebt, und entfernte glücklich jenen barschen, absprechenden Ton, der in den Jahren 1805 und 1806 die anderen Stände so ungemein erbittert hatte. Später wollten einige an das alte Fuchtelsystem gewöhnte Soldaten von den Freiwilligen und der Landwehr geringschätzig urtheilen, aber zum Glück konnten sie den ehernen Mund der Geschichte nicht verstummen machen, und die Behauptung eines Diericke und seines Gleichen möchten vor dieser ewigen und unbestechlichen Richterin schwerlich bestehen. Als Zeichen der Zeit verdient zweierlei bemerkt zu werden: einmal, daß die Begeisterung auch das dichterische Vermögen erhöhte, so daß Deutschland noch nie einen ähnlichen Reichthum an herzerhebenden Gesängen und Liedern aus allen Gegenden seiner Einzelstaaten aufweisen konnte, wie zur Zeit der Freiheitskriege — und dann, daß — wie in den Zeiten der alten

Ritter-Glorie — die deutschen Frauen und Mädchen die Männer und Jünglinge zum Kampfe anfeuerten, den Minnedank nur Vaterlandsvertheidigern bestimmend. Über alles Lob erhaben ist aber die Haltung der Völker überhaupt, die für ihre höchsten Güter bluteten und starben; ohne die todverachtende Tapferkeit z. B. der preußischen Garden vor Montmartre, den wackeren Prinzen Wilhelm von Preußen an der Spitze, gab es sobald keine erste Einnahme von Paris. Dies erkannte man denn freilich sogleich allgemein; deß zum Beweise führe ich an, daß, als im November 1813, mehrere preußische Offiziere die Loge zu Gotha als Brüder besuchten, mein alter Freund Ewald sie mit nachstehendem schwungvollen Gedichte begrüßen und damit lediglich der allgemeinen Stimmung Worte leihen konnte:

„Willkommen, Brüder von der Spree,
Willkommen von der Oder Strande,
Aus Euer'm sonst beglückten Lande
Am Haff und an der Bernstein-See!
Schwer lag auf Euch das Kreuz von Eisen;
Jetzt schmückt's die tapf're Brust der Preußen.

Erkämpft habt Ihr die Freiheit Euch,
Die Freiheit, selbst Euch zu regieren
Durch den, den edle Sitten zieren,
Der König ist und Mensch zugleich.
Ihm steht Gerechtigkeit zur Seite,
Und Tapferkeit im Völkerstreite.

Sein Reich zertrümmerte der Krieg;
Es sank! — Sein Muth nur sank nicht nieder;
Jetzt sammelt er die Trümmer wieder
Und fügt sie, nach gerechtem Sieg.
Sein Volk hat sich nach harten Proben
Nun glänzender emporgehoben."

Und so sehr der ruhige Beobachter auch geneigt sein mußte, neben Preußens Helden die tapferen Söhne der mit-

streitenden Nationen in gleichem Maße zu bewundern — das allgemeine Volksbewußtsein trug keinem Truppenkörper eine ähnliche Theilnahme entgegen, wie grade den Preußen. Von ihren Thaten las man am begierigsten, den Bewegungen ihrer Heeresabtheilungen folgte man am gespanntesten, ihre Führer waren die geliebtesten. Das letztere war nicht nur der Fall im deutschen Vaterlande; 1814 kamen zwei Engländer nach Paris, um den ehrwürdigen Heldengreis Blücher von Angesicht zu sehen. Bei ihrer Ankunft erfuhren sie: er sei bei einem Restaurateur; alsbald gingen sie hin und baten Blücher um die Erlaubniß, mit ihm an Einem Tische speisen zu dürfen. Es geschah, und nach der Mahlzeit setzten die Engländer sich wieder in ihre wartende Postkutsche, um sogleich zurückzufahren. In Paris hatte weiter nichts sie angezogen, als Blücher allein. Wie erhebend war es für mich, daß ich diesem allgefeierten Greise schon weit früher Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen: im Revolutions-Almanach von 1800 [S. 36 fg.], wo ein ausführlicher Beitrag über ihn steht, der besonders werthvoll ist durch Auszüge aus seinem interessanten, 1793 und 1794 geführten Tagebuche!

Inzwischen hatte der in Rußland so beispiellos gescheiterte Napoleon dennoch mit einer Thätigkeit und Raschheit, welche man im höchsten Grade wunderbar nennen mußte; binnen wenig Monaten ein fast eben so zahlreiches Heer, wie das erfrorene und zerstobene, wieder auf die Beine gebracht. Auch dieses wogte durch meine Vaterstadt; Napoleon selbst, der von Erfurt aus den neuen Feldzug zu eröffnen gedachte, kam am 25. April 1813 durch Gotha, in dessen engem Bezirke sich damals fünf Marschälle, eine verhältnißmäßige Anzahl von Generalen und Stabsoffizieren, nebst nicht weniger als 15,000 Mann Soldaten gehäuft hatten; bemerkt zu werden verdient, daß trotz dieser Menge von Truppen nicht Eine nennenswerthe Ausschreitung vorkam, und daß jeder Bürger von Gotha seinen Geschäften ungehindert und ohne

Störung mitten unter den Soldaten nachgehen konnte. Des Kaisers scharfer Blick hatte aber bei'm Durchfahren den Übelstand sogleich bemerkt: „La ville est surchargée“ sagte er zum Marschall Bessières, und als dieser dagegen stritt, setzte Napoleon nachdrücklich hinzu: „Je l'ai vu!“ Nun erfolgte unmittelbar der Befehl, daß vier Regimenter noch am nämlichen Abend aufbrechen sollten, was auch auf der Stelle geschah.

Bei dieser Durchfahrt Napoleons ist es gewesen, wo die muthige Gattin eines unserer verdientesten Mitbürger, des schon seit dem 30. November 1811 ohne Urtheilsspruch, ohne Verhör, streng bewacht, in Kerkerhaft zu Magdeburg schmachtenden Rudolf Zacharias Becker, bei dem Wechsel der Pferde des kaiserlichen Wagens am Chausséehause nächst der Stadt durch ihr persönliches Erscheinen und die Überreichung einer Bittschrift (wozu sie Graf Salisch aufgemuntert hatte) in zwei Augenblicken die Befreiung ihres Mannes erlangte, welche alle ihre und ihrer wackeren Söhne Eingaben, Reisen, rastlose Versuche und Schritte aller Art seit siebenzehn Monaten nicht hatten bewirken können. Überhaupt soll, wie man sagt, Napoleon auf dieser Fahrt vorzüglich leutselig gestimmt gewesen sein. — Becker hat in einer eigenen Schrift: „Leiden und Freuden in siebenzehnmonatlicher Gefangenschaft,“ Gotha, 1814, seine abenteuerliche, durch keinerlei genügende Ursache begründete Gefangennahme (ein paar Schwadronen Kürassiere hoben ihn auf — lediglich aus einer abenteuerlichen Grille des Generals Davoust!) als „Beitrag zur Charakteristik des Despotismus“ selbst beschrieben; ich brauche also auf diese Begebenheit nicht näher einzugehen. Nur einige Einzelnheiten, welche ich in dieser Schrift vermißt oder doch nur sehr flüchtig erwähnt gefunden habe, will ich nachtragen, wie ich sie aus Beckers Munde selbst hörte.

Als der Gefangene sich nach seiner plötzlichen Verhaftung einigermaßen gesammelt hatte, erkannte er auf einer

der ersten Stationen seiner Leidensfahrt in einem auf dem Bocke der ihn befördernden Kutsche sitzenden Gensd'armen mit Erstaunen den angeblichen Reisenden einer Weinhandlung, welcher wenige Tage vorher in Beckers Hause gewesen war, unter dem Vorwande: „ihn für die Kundschaft seines Hauses werben zu wollen." In Wahrheit hatte er nur die Innenräume der Beckerschen Wohnung auszuspioniren beabsichtigt, wie er dem Verhafteten jetzt offen selbst gestand. Im schönen Gegensatze hierzu steht die sinnige Handlung von Beckers Schließer zu Magdeburg, der einst zu ganz ungewöhnlicher Stunde seinen bärtigen Kopf durch das Schiebefenster der Kerkerthür steckte und dem Gefangenen drei Rosen nur mit den Worten reichte: „Heute ist Johannistag." Für Becker, in dessen Kopfe die strenge Gefangenhaltung die Tage- und Monatsfolge gänzlich verwischt hatte, war dieser maurerische Gruß zugleich ein willkommener Kalender.

Warm, doch leider vergeblich, hatte sich für Becker der französische Gesandte an den herzoglich sächsischen Höfen, Baron von St. Aignan, verwendet, der überhaupt wegen seiner Herzensgüte und Anspruchslosigkeit allgemein beliebt war. Als ihm z. B. der Intendant de Vismes zu Erfurt eine Liste Gothaischer „Verdächtiger" zuschickte, auf welcher man mit Verwunderung Namen las (den meinigen nicht), die man hier ganz zuletzt gesucht hätte, machte St. Aignan keinen Gebrauch davon. In den letzten Apriltagen des Jahres 1813, kurz vor der Schlacht bei Lützen, wollte ihn eine preußische Streifpartie nächtlicher Weile aufheben, erwischte aber nur seinen kranken Secretär, sowie seine Pferde und Effekten. Der Gesandte selbst entkam in Nachtkleidern, indem er in Pantoffeln, seine wichtigsten Briefschaften unter dem Arme, durch die Hinterthür des Hausgartens entfloh, querfeldein lief und Dank dem grade herrschenden Mondlicht die Chaussée nach Eisenach erreichte, wohin er sich rettete. Da ich durch wissenschaftliche Veranlassungen mit ihm näher be-

kannt geworden war und er mich stets durch Höflichkeit ausgezeichnet hatte, so besuchte ich den mir werth gewordenen Mann noch am Nachmittage vor dem Überfall, um ihn auf seine gefährliche Lage aufmerksam zu machen; er affektirte jedoch eine solche Sicherheit, daß ich gar nicht wagte, mit den Äußerungen meiner Besorgniß herauszurücken.

Einige Zeit, bevor der Anschlag auf St. Aignan mißglückte, gerieth ein anderer, ähnlicher, aber bedeutenderer weit besser. Ein preußischer Rittmeister, Graf Pinto, nahm mit fünf Husaren ein ganzes Bataillon der Rheinbundstruppen von Gotha, Weimar und Hildburghausen gefangen. Es war der erste Ausbruch jener immer stärker sich äußernden vaterländischen Stimmung der deutschen Krieger: nicht mehr mit den Franzosen gegen ihre eigenen Landsleute fechten zu wollen. Das ganze Ereigniß begab sich ungefähr vier Stunden von unserer Stadt in einem Walddorfe, und war so auffallend, daß das gothaische Ministerium glaubte, die Thatsache, schonend eingekleidet, im halboffiziellen „Journal de Francfort“ erzählen zu sollen, um Napoleon, der noch in Frankreich war, aber eben in Deutschland erwartet wurde, darauf vorzubereiten. Dieses „Journal de Francfort“ verdient, ehe ich weiter schreite, eine flüchtige Kennzeichnung: es behauptete nämlich während der französischen Kriege stets die gewiß merkwürdige und schwierige Eigenschaft: gleichsam als halboffizielles Blatt aller kriegführenden Parteien zu gelten. In der That wurde es als solches von ihnen allen geschützt. Durch dies weitverbreitete „Journal de Francfort“ wurde Napoleon in Ägypten von der Niederlage der Heere des Directoriums unterrichtet, beschloß, ihnen in Person zu Hilfe zu eilen und langte zu Paris an, als die Directoren ihn noch zu Alexandria wähnten. Schon dieser einzige Zug würde hinreichend sein, jene Zeitung auszuzeichnen.

Die erwähnte, aus Gotha eingegangene Mittheilung nun wollte der Redacteur des „Journal de Francfort“ 1813

nicht aufnehmen ohne die Genehmigung Hédouvilles, des französischen Gesandten; dieser fand ebenfalls Bedenken, seine Erlaubniß ohne Zustimmung einer dritten Behörde zu ertheilen und schickte die Notiz an Daru nach Mainz. Dort wurde sie bei der Ankunft des Kaisers diesem vorgelegt, der sie unter den Ausbrüchen des heftigsten Zornes las und den Abdruck strenge untersagte. Noch von Erfurt aus drang er auf scharfe Untersuchung und unnachsichtliche Bestrafung der Officiere; diese aber befanden sich bei dem preußischen Heere, in dessen Reihen sich das Bataillon unter dem Namen des thüringischen in mehreren Gefechten rühmlich hervorthat.

Den Heldenmuth der preußischen Freiwilligen, gegen welche seine Gardes d'honneur gar unvortheilhaft, an gutem Willen wie an Disciplin, abstachen, lernte Napoleon selbst zuerst am 2. Mai 1813 bei Lützen kennen. Mir hat es immer zu denken gegeben, als ich auf dem Lustschlosse Ichtershausen bei Gotha ein wenig bekanntes, großes Ölgemälde fand, die Schlacht bei Lützen vom 6. November 1632 vorstellend, in welcher Gustav Adolf durch des Herzogs von Lauenburg Verrätherei getödtet wurde, welche letztere Thatsache zwar von betheiligter Seite immer geläugnet ist, aber in der Überzeugung eines jeden feststeht, der — wie ich — es weiß, daß der geschnittene und auffallend verzierte Stein, welchen Gustav Adolf von allen Kleinodien der Krone einzig und allein mitgenommen hatte und an einer goldenen Kette beständig trug, sich jetzt zu Rom im Besitze der Familie eines italienischen Großen befindet, wohin er aus Lauenburgs Hinterlassenschaft durch Heirath gekommen ist.

Von jenem Ölgemälde der ersten Lützener Schlacht nun wollte ich sagen: wie es mich immer beschäftigt hat, auf demselben die Ähnlichkeit der Truppenaufstellungen von 1632 und 1813 schlagend dargethan zu sehen, denn jeder Kenner, der König Gustavs Schlachtordnung und Vierecke mit derjenigen Napoleons und mit den Quarrées seiner Cohorten

vergleicht, wird durch die große Übereinstimmung in Erstaunen gesetzt werden.

Soviel von der wichtigen Schlacht bei Lützen, oder (wie man sie ebenfalls genannt hat) Groß-Görschen, welche zwar unentschieden blieb, aber dennoch die Unseren mit Muth und Vertrauen beseelte. Die Ereignisse hier zu erzählen, welche den Zeitraum zwischen dieser Schlacht und der entscheidenden Niederlage Napoleons bei Leipzig ausfüllten, ist nicht meine Aufgabe; wohl aber muß ich schildern, wie das geschlagene französische Heer sich fliehend durch meine Vaterstadt wälzte, und was diesem Rückzuge folgte. In der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 25 vom Montag den 7. März 1814 habe ich (unter dem Datum: Gotha, 1. Februar) eine kurze Darstellung jener Ereignisse der letzten Octobertage des Jahres 1813 abdrucken lassen; sie kam aus der Feder des Grafen von Salisch und ist vollkommen zuverlässig und wahr. Meine eigenen Erlebnisse und Abenteuer gebe ich nachstehend.

Düster und unglücksschwer hatte sich dichter Nebel über die Gegend gelagert; dunkle Sagen von einer für Napoleon verlorenen Schlacht gingen um. Endlich zweifelte an einer solchen niemand mehr, man hoffte aber allgemein, was man wünschte, nämlich: der Rückzug würde sich entweder durch die Saalthäler oder nach dem Harze und nach Magdeburg wenden. Ein Pulk Kosaken schwärmte um Gotha und machte gefangen, was sich von Franzosen in der Nähe blicken ließ; es streifte sogar eine Kosakenlanze Abends an mir hin, als ich durch das Gebüsch der sogenannten „Anlage“ mich mit einem Portefeuille flüchtete, welches ich auf der Schloßbibliothek bergen wollte, wobei ich den Kosaken nicht gewahrte, der unter einer Linde hielt. Es war am 23. October Nachmittags, als ich in mein Gartenhaus trat, aus dem die Möbeln nach der Stadt geschafft werden sollten; mein Bedienter empfing mich mit der Klage, daß ein Kosak ihm unterwegs meinen Säbel aus der Hand gerissen und mit sich

fortgenommen habe; ich schalt, daß er es sich gefallen lassen. Plötzlich hörte ich ganz in der Nähe französische Commandoworte, französische Trommeln, endlich Pelotonfeuer. Erstaunt nahm ich wahr, daß viele Franzosen von Erfurt her im Anzuge seien; ich eilte daher, in meine Stadtwohnung zu kommen, wo meine Gegenwart jetzt in jeder Hinsicht höchst nöthig war. Als ich in die Allee trat, schossen sich schon französische Chasseurs dicht vor mir mit den verfolgenden Kosaken herum. Den kürzesten Weg nach Hause wählend, eilte ich die Rampe der einen Schloßterrasse hinauf; hier wurde ein Garde d'honneur mich in meinem blauen Überrock und Uniformhut gewahr, und in heller Angst schoß er seinen Karabiner auf mich ab, dessen Kugel aber seitwärts in die Erde pfiff. Ohne Unfall erreichte ich mein Haus; wenige Minuten, und der Marktplatz vor demselben wurde besetzt von etwa dreißig Reitern, welche in die leeren Gassen hinein Schüsse abgaben; ein Trupp Infanterie zog voran. Auf diese ersten Ankömmlinge folgten rasch in den buntesten, abenteuerlichsten Mischungen alle Arten von Reiterei; leere Pferde, Fußsoldaten jeder Gattung, aber größtentheils ohne Waffen, und zahllose Troßwagen von jeglichen Gestalten. Unaufhaltsam drängten sie dem Ausgange und der Eisenacher Straße zu, und so groß war ihre Hast, daß sich diese fluthende, wildzusammengeballte Menschen- und Thiermasse mehrmals stopfte und dann gewaltsam durchbrach. Viele waren verwundet; viele sanken vor Hunger und Ermüdung um. Auf diese Weise ging es unter Geschrei, Schießen, Drängen und Treiben mehrere Stunden lang, während deren sich gewiß eine Anzahl von 80—100,000 Menschen durch Gotha wälzte. Dieser Lärm, das Getrappel der Pferde, das Rasseln der Wagen, das Jammern, Fluchen und Toben so vieler Stimmen durcheinander, dazu das Brüllen des mitgetriebenen Viehs, kurz, dies ganze Getöse verwirrte den Kopf und betäubte völlig das Gehör. Die Nacht verdoppelte den Tumult

und erhöhte unsere ängstliche Spannung; jetzt fingen einzelne an, sich mit Gewalt einzuquartieren. Schon Abends hatte ich einigen Gardes d'honneur und dem Sohne eines französischen Generals, der seit Leipzig umherirrte und vor Hunger und Müdigkeit nicht weiter konnte, eine Schlafstelle in meinem Hause eingeräumt, allein um Mitternacht wurde die Thür gesprengt, und — so muß es den Trojanern zu Muthe gewesen sein, als aus dem Bauche des hölzernen Pferdes Ein Grieche nach dem anderen herausstieg! — fünfundsechszig polnische Lanciers hielten, ihre Pferde an der Hand, Einzug; nicht lange, so vermehrte sich durch die Offiziere und Bedienten ihre Zahl auf zweiundsiebenzig. Nie hätte ich geglaubt, daß so viele Pferde und Menschen in meinem Hause herbergen könnten; das schlimmste aber war unstreitig, daß auch alle zu essen und zu trinken verlangten, ohne Umstände meine Scheuern ausfouragirten, daneben manches auf die Seite brachten (sogar die Mäntel der Gardes d'honneur und des Generalssohnes!) und überhaupt um so frecher auftraten, als sie einen der Adjutanten, Madalinsky, mir gradezu hatten in's Gesicht sagen hören: „meine Scheuern sollten in Feuer aufgehen, wenn der Hunger der Leute nicht alsbald gestillt würde." Erst die Dazwischenkunft des Marschalls Kellermann, Grafen von Valmy, zu dessen Stabe diese Unverschämten gehörten, und der seinerseits dagegen die Artigkeit und Höflichkeit selbst war (er verlangte für sich nichts weiter als eine Schlafstelle), brachte alles zur Ruhe und Ordnung. Gegen zwei Uhr Morgens waren durch die unermüdliche Thätigkeit meiner wackeren Tochter und unter dem Beistande zweier anderen, freundlichen und gar nicht barschen Adjutanten (deren einer, Mentelle, von französischen Emigranten in Polen geboren, in meinem Hause zurückblieb und dann mit russischen Pässen nach Polen zurückkehrte) die Hungrigen und Durstigen nothdürftig befriedigt, und die Nacht ging ruhiger hin, als sich bei dem ersten Anschein

hoffen ließ. Nur war der ganze Eß- und Trinkvorrath, den die Besorgniß meiner Tochter klüglich für diese trüben Tage aufgespart hatte, jetzt in Einer Nacht vergeudet, und doch mußten alle Erfordernisse für die noch übrigen Tage aufgetrieben werden, während deren die Einquartierungen zwar mit mehr Ordnung, aber in keineswegs verminderter Anzahl namentlich vornehmer Offiziere vom Stabe und der Adjutantur des Kaisers in meiner Behausung sich drängten. Alle diese Offiziere sehnten sich von Herzen nach dem Frieden, und prophezeiten unverhohlen: „diese Gegenden würden in langer Zeit schwerlich französische Truppen wieder sehen" — was pünktlich eingetroffen ist. Einer, dem ich die Streit'sche Karte von Eisenach und Gotha zeigte, ließ sich dieselbe geben und trug sie zum Kaiser, ich habe sie nicht wieder bekommen.

Am 24. October ritt Murat, der König von Neapel, flüchtig durch Gotha, mit lachendem Munde erzählend: „Nous sommes battus; complètement battus!" Schon damals konnte man ahnen, daß er nicht gesonnen sei, länger mit Napoleons Adlern zu ziehen. Er war ein stattlicher, flinker Reiter, seiner Gewohnheit gemäß reich und bunt ausstaffirt, einen wehenden Reiherbusch auf dem Hute. Napoleon selbst kam am 24. October Abends an; zu seiner Wohnung wählte er den großen, freigelegenen Gasthof „zum Mohren" in der Vorstadt. Seine Garden lagerten in starker Menge rings umher. Es war ein gräßlich schöner Anblick, die unzähligen, rund um die Stadt lodernden Biwachtfeuer zu sehen, welche durch die Nebelwolken flammten und schauerlich-malerische Farbentöne verbreiteten. Der Fürst von Neufchâtel hatte Befehl gegeben, daß keine Truppen mehr durch die Stadt ziehen sollten; nur ungefähr 12,000 Mann schöner, wohlgeordneter Gardereiter machten hiervon noch eine Ausnahme. Gerüstet, schlagfertig und in der größten Ordnung waren überhaupt alle nun anlangenden Truppen; unaufhörlich zogen die Regimenter hinter der Stadt hin, von Erfurt nach Eisenach.

Gensd'armes d'élite patrouillirten in den Gassen und an den Eingängen von Gotha, ohne Ansehen der Person alles hinaustreibend, was keinen Erlaubnißzettel zum Eingange hatte. In der Stadt selbst herrschte in Folge hiervon die größte Ruhe; desto übler aber wurde in den Vorstädten, Gärten, Gartenhäusern, und auf den Dörfern längs der Heerstraße gehaust. Mein Garten theilte das Schicksal aller übrigen: Vieh, Lebensmittel, Kleidungsstücke u. s. w. wurden ohne Schonung geplündert, Möbeln und Holzwerk zu Biwachtfeuern verbraucht. Dennoch kamen alle diese Verwüstungen im Vergleich zu denjenigen in der Lausitz und bei Dresden und Leipzig gar nicht in Betracht, wie wenigstens Augenzeugen, zu denen auch mein Sohn gehörte, versicherten. Allerdings blieben bei uns die Skelette der Häuser stehen. Aber die Grüfte der Todten auf den Kirchhöfen wurden erbrochen und beraubt; da nun mancher seine Habseligkeiten in den Särgen für geschützt gehalten hatte, so gingen sie dort nur desto sicherer verloren. Ein Einwohner, der in einem Grabe seine besten Kleider und einen Beutel mit tausend Thalern Silbergeld verborgen hatte, fand erstere entführt, allein der letztere hatte sich in das Moderloch einer Ecke versenkt und war gerettet. Bei dieser Gelegenheit war es, wo das Grab der Frau von Buchwald zu Siebeleben erbrochen und ihr zur Mumie vertrockneter Leichnam von demselben Volke herausgezerrt und in den Gassenkoth geschleudert wurde, deren Literatur und feine Sitten die weiland Hofdame aus alter Schule im Leben so sehr bevorzugt und gepriesen hatte. Die Ruhestätte meiner Amalie blieb bis auf die Einfassung, welche abgebrochen ward, unentweiht. Empörend war, daß in den Lazarethen sogar die französischen Kranken und Sterbenden von ihren eigenen Landsleuten aus den Betten gerissen und dieser, wie ihrer Wäsche beraubt wurden. Da seit der Schlacht bei Lützen die Züge von Verwundeten, Kranken und Siechenden — wahre wandernde

Pest-Karawanen — bei uns nicht aufhörten, so wurde dadurch Ansteckung und Sterblichkeit verbreitet; letztere griff, als die vielen Kranken von dem Erfurter (preußischen) Blokadecorps dazukamen, immer weiter um sich.

Doch nicht nur an Todte, Sterbende und Kranke hielten sich die fliehenden Franzosen. Herr von Lindenau erhielt hoch oben auf seiner Sternwarte einen Besuch von Kriegsvölkern, die ihm nichts weiter ließen, als seinen nächtlichen Schafpelz, den er gerade auf dem Leibe hatte. Der Pfarrer eines nahen Dorfes rettete seine beste Habe durch einen sinnreichen Einfall: er vergrub sie im Garten und zündete auf eben dieser Stelle ein Feuer an, das er wieder auslöschte. Alle Truppen, welche kamen, wählten nun zu ihrem Biwachtfeuer denselben Platz, ohne zu argwöhnen, was darunter verborgen lag. In Schwaben warf ein Bauer seine Bienenkörbe in die Stube und verbarg sich in der anstoßenden Kammer, deren Thür er verschloß. Was nun in die Stube trat, wurde von den wüthend umhertobenden Bienen so nachdrücklich empfangen, daß niemand zum Verweilen Lust hatte.

Auch schöne, edle Züge ereigneten sich. Der Vorsteher des Waisenhauses zu Friedrichswerth hatte seine Waisenkinder im Saale aufgestellt und eine Tafel mit der Inschrift anangebracht: „Maison des Orphelins.“ Eine Schaar Beutegieriger zog sich bei diesem Anblick ehrerbietig zurück; das Haus blieb unangeastet. Gleiches Glück wurde dem Local unserer Freimaurerloge, welches dicht bei einer Biwacht lag, nicht zu Theil; es wurde von einer Schaar Eindringlinge erbrochen, und schon hatten dieselben mehrere Gegenstände (darunter den metallenen Tempelherrenhammer[1] des Herzogs

[1] Er hatte die Gestalt einer kleinen Streitaxt, war nach des Herzogs Tode der Vernichtung entgangen, welcher der gesammte übrige maurerische Nachlaß anheimfiel, in Reichards Hand gekommen und von diesem dem Logenarchiv übergeben worden. Durch die starke Vergoldung getäuscht, stahlen französische Marodeurs die Reliquie. (Reichard, Logengeschichte, S. 18.)

Ernst) entwendet, als zwei französische Offiziere, Brüder, den Raub gewahr wurden und die Plündernden mit Fuchtelhieben hinausjagten.

In Gotha erst erfuhr der Kaiser Napoleon den erklärten Abfall Bayerns, so sehr waren die Verbindungen gestört und jeder Courierverkehr gehemmt. Ein Exemplar der Allgemeinen Zeitung, worin das bayerische Manifest stand, mußte in der Stadt aufgetrieben werden und wurde, in's Französische übersetzt, von Caulaincourt vorgelegt. Der Herzog von Bassano ließ einen Ober-Forstmeister und den Geheimen Assistenzrath von Hoff als den Verfasser des Werkes über „die physische Beschaffenheit von Thüringen" zu sich rufen und ging mit ihnen die Karte eben dieses Werkes durch, wobei er, nebst noch einigen anderen anwesenden Marschällen, sorgfältige Erkundigungen nach allen Päßen wie Richtsteigen und nach deren Beschaffenheit einzog. Der Kaiser war unterdessen in einem anstoßenden Zimmer; die Antworten und Erläuterungen jener Beiden wurden ihm sogleich gemeldet. Am Morgen des 25. October verbreitete sich das beängstigende Gerücht: der Kaiser habe beschlossen, in Gotha Position zu nehmen und werde die große Terrasse des Schlosses Friedenstein, welche Stadt und Gegend beherrscht, zur Aufstellung einer Batterie benutzen. (Schon früher war die Schloßterrasse vom französischen Geniecorps aufgenommen worden.) Man wußte, daß in der Nähe beträchtliche Abtheilungen der Verbündeten im Halbkreise standen; die Bangigkeit vermehrte sich, als von neuem Kosaken erschienen und mit den französischen Truppen sich dicht bei der Stadt herumschossen. Einer dieser unglaublich flinken Reiter war so dreist, sich dem Gasthofe des Kaisers bis auf wenige hundert Schritte zu nähern. Klopfenden Herzens beobachtete ich aus den hohen Dachfenstern meines Hauses das Viereck dieses Kosakenhaufens, welches ungefähr eine Stunde vor der Stadt in einem Grunde hielt und seine Plänkler nach allen Seiten ausschickte. Deutlich

konnte ich mit meinem Fernrohre durch die trostlose Nebelhülle einige Reiter auf Schimmeln unterscheiden. Wie würde mir erst das Herz geklopft haben, hätte ich ahnen können, daß einer dieser Schimmel-Reiter mein seit dem Tage von Leipzig gegen Napoleon kämpfender Sohn sei! — Um Mittag zog sich jedoch dieser Kosakenhaufen zurück, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er es mit der ganzen Nachhut des Kaisers zu thun habe. Das Schießen schwieg und man athmete etwas freier; ein höchst angenehmer Ton war es mir, als ich um Mitternacht die Pferde des kaiserlichen Adjutanten aus meinem Stalle ziehen und wohl zweihundert Kanonen und Geschützkarren unter meinen Fenstern mit dumpfem Getöse durch das nächtliche Dunkel der Straßen dahinrollen hörte; erfreuliche Zeichen des Aufbruchs! Gleich nach Mitternacht setzte sich der Kaiser, bekleidet mit seinem grauen Überrocke, zu Pferde und ritt dicht vor seinem Wagen her, der mit Fackeln umgeben war. Seine Garden zu Pferde und zu Fuße zogen theils vorweg, theils folgten sie in dichtgeschlossenen Reihen. Der Kaiser verweilte am folgenden Tage (26. October) in Eisenach noch bis fünf Uhr Nachmittags, obwohl ganz nahe vor den Thoren der Stadt Gefechte mit dem Yorkschen Corps vorfielen. Gegen die Mittagsstunde des 26. waren die meisten geordneten französischen Truppen schon weit von Gotha abgerückt; alles, was nun kam — Nachzügler, Troß u. s. w. — wurde durch bewaffnete Bürger von dem Eingange der Stadt abgewehrt und entfernt. Nie werde ich die kaltblütige Ruhe vergessen, mit der bei dieser Gelegenheit ein großer, schöner, bepackter und bewaffneter Mulatte von den kaiserlichen Garde-Chasseurs kalt und stolz durch sechs oder sieben Bürger sich zur Stadt hinaustreiben ließ. „Ihr seid Eurer nur noch nicht genug!“ rief er ihnen spöttisch zu. Viele sanken vor Müdigkeit und Erschöpfung um; Felder und Straßen lagen voll todter Menschen und Thiere. Gewiß sind auch viele heimlich aus

Rache oder gar aus Raubsucht durch die Hände der Landesbewohner gefallen; wenigstens war es eine auffallende Erscheinung, daß in den Leihhäusern trotz der herrschenden Bedrängniß nicht nur weniger versetzt, sondern sogar von gemeinen Leuten noch manches ausgelöst wurde.

Mit dem Abzuge der Franzosen glaubten nun viele alles abgethan und erwarteten, es werde ein behaglicher Friedenszustand wie in den glücklichen neunziger Jahren eintreten, wo unsere Gegenden den Krieg nur aus Zeitungen kannten. Aber wie wurde ein solcher Traum nicht nur jetzt, sondern auch in den nächsten Friedensjahren zerstört durch die fortgesetzten Märsche, Lieferungen, Quartierlasten und erzwungene Ertheilung von Unterkunft für Generale und Offiziere, welche nur die Weiberjäger spielten, oder durch eine Menge anderer Bedrückungen, die man alle vorher nicht gekannt hatte! Empörend war zum Theil die Unverschämtheit der Forderungen und das ganze Betragen mancher unserer „Befreier," von denen aber die preußischen Truppen durch strenge Mannszucht sowie durch höfliches und anständiges Benehmen stets eine ehrenvolle Ausnahme machten. Unbeschreiblich dagegen hausten die Russen. Während der Jahre 1806—12 war man durch die große Ordnung, welche bei allen Truppenmärschen der Franzosen stets geherrscht hatte, — deren Generale und Soldaten willig den Anordnungen und Befehlen des deutschen Platzcommandanten, unseres Schloßhauptmanns von Wangenheim, gehorchten, — so verwöhnt worden, daß der grelle Gegensatz zu den Russen 1813 um so empfindlicher auffallen mußte. Gleich in den ersten Wochen, Ausgangs des genannten Jahres, trat statt der bisher überall herrschenden Sicherheit des Eigenthums so sehr das Gegentheil ein, daß niemand sich ohne Bedeckung in der Nähe auf das Land wagte, ja, daß sogar in den Vorstädten auf offener Gasse Uhren, Börsen und Kleidungsstücke mit Gewalt genommen wurden. Das Land

verlor gegen zweitausend Pferde, die man aus den Ställen, vom Pfluge, auf der Landstraße raubte. Sogar einem russischen Courier wurden vor Gotha die Pferde ausgespannt, und er mußte seinen Weg mit Ochsen fortsetzen! Vergebens wurden die härtesten Züchtigungen an den Ertappten vollzogen; der Bestrafte ging gewöhnlich nicht von dannen, um sich zu bessern, sondern um seinen Frevel zu wiederholen. Erst spät gelang es den Bemühungen der Obercommandanten, diesem Unwesen zu steuern. Zu demselben mag wohl der Umstand beigetragen haben, daß einerseits diese russischen Soldaten unmittelbar aus dem Gefechte oder von der Verfolgung des Feindes kamen und unsere Gegenden mit feindlichen verwechselten, daß aber andererseits von oben herab die Straffheit und der strenge Ernst eines Suworow meistens fehlte. Welchem Führer anderer Truppen, als russischer, wäre es nur im Traum eingefallen, die ihm vorgeschriebene Marschroute willkürlich abzuändern, oder seine Rasttage zu verlängern? Und wirklich waren die Gemeinen lange noch die ärgsten nicht; Salzmanns Anstalt zu Schnepfenthal z. B. wurde von anfangs sehr raublustig auftretenden Gemeinen in Folge eines vorgezeigten russischen Schutzbriefes — noch von Katharina der Großen! — nicht nur vor jeder Beeinträchtigung, sondern selbst vor einer Biwacht achtungsvoll behütet. Am Grabe des Herzogs Ernst sah man eines Tages einen Baschkiren im Gebete knieen; ein anderer Baschkir hielt bei einer mir befreundeten Familie unaufgefordert Wache vor einem Kasten mit Silbergeräth. So gab es neben abschreckenden Zügen manche versöhnende, wie denn auch als das Winzingerodesche Corps von mehr denn 40,000 Mann, darunter 10,000 Kosaken, Kalmücken und Baschkiren, im Jahre 1814 durch unsere Gegenden zurückkehrte, nicht eine einzige bedeutende Ausschreitung verübt wurde; man hörte keine Klage. Im Jahre 1815 dagegen trat wieder viele Willkür und Unordnung ein; so ließen sich vierzehn Offiziere drei Wochen lang

in der Stadt sehr vornehm einquartieren, unter dem Vorwande: einen Transport von 16,000 Schuhen erwarten zu müssen. Nach wiederholten Beschwerden aber zeigte es sich, daß diese Schuhe zu Warschau und nicht zu Gotha empfangen werden sollten. Eine Ordre rief sie endlich ab.

Mein Sohn war durch einen Sturz mit dem Pferde, den er im Juli 1813 gethan hatte, gezwungen gewesen, mehrere Wochen unthätig in Dresden zu liegen, wohin man ihn gebracht hatte. Hier hielt er die kriegerischen Vorfälle im August jenes Jahres aus; während der Schlacht am 26., gelegentlich deren Dresden beschossen wurde, zersprang eine Haubitzgranate nur wenige Schritte von seinem Fenster und tödtete einige westphälische Soldaten vor seinen Augen. Doch bald konnte der junge Krieger wieder zu seinem Regimente eilen; mit diesem näherte er sich Leipzig und dem großen Tage der Völkerschlacht, an welchem er bewies, daß die erhaltene französische Auszeichnung nicht auf seine deutschen Gesinnungen gewirkt hatte; am 18. October befand auch mein Ernst sich unter den Sachsen, welche zum deutschen Heere und zur deutschen Sache entschlossen übertraten.

Die französischen Bülletins ermangelten damals nicht, diesen Übertritt des keineswegs zahlreichen Corps (es waren ihrer noch nicht 5000 Mann) und seiner in demselben Übertreibungs- und Unwahrheitssinne multiplicirten Artillerie sogleich als entscheidende Ursache des Verlustes der Schlacht bei Leipzig auszurufen; es ist aber zur Genüge aus glaubwürdigen Berichten und Zeugnissen bekannt, daß diese Behauptungen ungegründet sind. Vielmehr war die Schlacht für Napoleon bereits verloren, und ganz entschieden verloren, als jenes Ereigniß eintrat. Eine zuverlässige, bis in die Einzelnheiten genaue Nachricht von diesem Übertritt des sächsischen Corps steht an einem Orte, wo ein künftiger Geschichtsforscher sie vielleicht nicht aufsuchen möchte: in der Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung Nr. 3 des Jahrgangs 1814,

S. 21, bei Gelegenheit der Recension von „Leipzigs Schreckens-Scenen.“ Dort geschieht auch des Majors von Fabrice Erwähnung, eines trefflichen Mannes, dessen edle Seele sich schon in seiner Gestalt ausprägte. Später lernte ich in ihm nicht nur den Escadronchef, sondern den wahrhaft väterlich gesinnten Gönner meines Sohnes, sowie einen gebildeten und tapferen Krieger kennen.

Die erste Nachricht von jenem Übertritte der 5000 Sachsen zur deutschen Sache brachte mir ein alter französischer Bekannter, Herr von Fontenu, der sich früher in Gotha zur Erlernung der deutschen Sprache aufgehalten und als gesitteter junger Mann in meinem Hause freundschaftlich verkehrt hatte, bis ihn 1806 die Conscription nach Frankreich rief, wo er vom Gemeinen bis zum General-Adjutanten emporgestiegen war. Er kam bei der Flucht der Franzosen nach der Leipziger Schlacht wenige Tage vor Napoleons Eintreffen zu mir, um einige Werthstücke (Karten u. s. w.) seines Generals Dommanget abzuholen, die er mir vor der Schlacht bei Lützen zum Aufbewahren gegeben. Er versicherte, mein Sohn müsse ganz nahe sein, da seine eigene Cavalleriebrigade mit dessen Regimente Scharmützel gehabt habe und von demselben verfolgt werde. In der That befand sich Ernst bei dem Kosaken-Pulk, der uns bei Napoleons Anwesenheit erschreckte; nach dem 18. October der Division des General York zugetheilt, hatte er sich nämlich mit einem Landsmann und Freunde zu jenem Pulke gesellt; beide jungen Krieger wollten ihre Verwandten in Gotha überraschen. Sie ahnten nicht, daß die ganze feindliche Nachhut, und damit das einzig zahlreiche und schlagfertige Corps noch in der Stadt stehe; so hielten sie denn auf ihrem Pferde eine halbe Stunde vor ihrer Heimathsstadt auf einer Höhe des Kronberges; mein Sohn sah die wohlbekannten Giebel des väterlichen Hauses und den Rauch seiner Schornsteine, doch der Zutritt war ihm für den Augenblick versagt. Am Nachmittage des 26. October,

als Napoleon Gotha verlassen hatte, fiel noch ein Scharmützel zwischen seiner Nachhut und dem Yorkschen Corps in der Gegend von Sattelstedt vor; mein Sohn, der daran Theil genommen hatte, konnte nun die Sehnsucht seines Herzens befriedigen, denn Gotha war vom Feinde befreit. So kam er denn noch Abends spät mit kurzem Urlaub angesprengt, um nach mehrjähriger Abwesenheit zum erstenmale seinen väterlichen Herd wiederzusehen. Nur wenige Stunden konnte er bleiben; es waren theure Augenblicke. Bald darauf erlaubten ihm jedoch die näheren Standquartiere seines Corps längeren und öfteren Aufenthalt. Am 5. Januar 1814 endlich trat er seinen Marsch zum dritten Armeecorps nach den Niederlanden an; dort hatte er das Glück, mit seiner Schwadron zum Detachement des tapfern russischen Obersten Baron Geismar zu stoßen und alle die kühnen Unternehmungen im Inneren Frankreichs mit zu bestehen, durch welche dieses Detachement sich auf seinen Zügen so rühmlich auszeichnete. Mit gleichem Glück gelang es ihm, mehrere schwierige Aufträge zur Zufriedenheit seiner Oberen auszuführen; namentlich brachte er eine bedeutende, in klingender Münze erhobene Contribution bei nur schwacher Bedeckung glücklich von Doullens nach dem Hauptquartier Tournay. So gelangte er anfangs April 1814 bis St. Germain bei Paris, alsdann mit dem Frieden in diese Stadt — und nun geschah es, daß er als feindlicher Offizier sein Pferd an einen der Eingänge jenes Palais Royal stellte, in welchem seine Eltern fast dreißig Jahre zuvor umhergegangen waren. — Ein alter Dichter sagt: „die Nacht sei wohlthätig, welche auf der Zukunft lagert.“ Wohl mag sie es für das Böse sein; aber zuweilen einen ahnenden Vorausblick auf das Gute werfen zu dürfen, welches die Zukunft für uns birgt, wäre doch in hohem Grade erfreulich und tröstend! —

So waren denn zwei berühmte Aussprüche Mirabeaus wirklich in Erfüllung gegangen: „Le Français trouvera par-

tout son couvert mis,“ und jenes bekanntere: „La révolution fera le tour du monde.“ Von Asiens Grenzen kehrte sie dahin zurück, wo einst ihre Wiege gestanden hatte: nach Paris. Wie doch die Extreme sich berühren! Wer hätte Camille Desmoulins, als er mit Pistolen bewaffnet 1789 im Palais Royal die blau, roth und weiße Kokarde der Orleans aufsteckte und die Revolution begann, in's Ohr raunen mögen: „Im Jahre 1814 werden Pariser mit Pistolen bewaffnet auf der Place Louis XV. die weiße Kokarde der Bourbonen wieder aufstecken und ihre Revolution schließen!“ Aber so war es. Der Herzog von Benevent, als Abbé Périgord mit Mirabeau und Lauzun ein eifriger Beförderer der Revolution, war nun von jenem Kleeblatt der einzige Ueberlebende, um dieselbe wieder einzureißen. Es hieß, die Einverständnisse mit ihm seien von den Verbündeten durch die Herzogin von Kurland angeknüpft worden.

Unerwartet hatte Napoleon geendet, aber nicht gleich den Helden Roms und Griechenlands, deren Fall noch die Staaten erschütterte. Wie man ihn im Glücke allzu voreilig und verschwenderisch „den Großen“ genannt hatte, so beeilte man sich nun, wo der Löwe im Verenden lag, ihn „den Kleinen“ zu schimpfen. Das ist der Brauch bei Leuten gewissen Schlages; — wohlverstanden: hinterher. Meiner Ansicht nach kann nie der Zeitgenosse, sondern nur die Nachwelt über wahre Größe entscheiden; ihr allein ist es vorbehalten, mit scharfem Blick zu beurtheilen, ob das, was sie sieht, eine Pyramide, oder ein winziger Kegel war. Diejenigen, welche in Napoleon jetzt plötzlich weder den Helden, noch das Genie erkennen wollten und alles, alles klein, viel zu klein an ihm fanden (selbst seine ungeheuern Bauten, seine Alpenstraßen u. s. w.; Unternehmungen, welche den menschlichen Geist ehren!) — diese hätte ich wohl fragen mögen, was für ein Beiwort sie für Solche aufbewahren, welche die gehorsamen Diener der Allmacht seines Willens

gewesen sind? Mag er groß oder klein gewesen sein, ein weltgeschichtlicher Mann bleibt er gewiß. Eben so gewiß glaubte man lange: er stirbt nicht auf St. Helena! Aber er ist gestorben auf der öden Felseninsel, grade als der Kanonenschuß den Untergang der Sonne verkündigte. Ossa hic, nomen ubique!

Wie vieles Große, Wunderbare, Unerhörte nun aber auch in der Zeit des Revolutions-Kreislaufs geschehen war, wo dasjenige, was wir noch gestern angestaunt hatten, heute von etwas uns noch weit staunenswürdiger scheinendem verschlungen wurde; wo Dinge, die früher die Federn von tausend Geschichtsforschern beschäftigt hätten, uns gar nicht mehr auffielen; wo Leben, Glücksgüter, Throne und Staaten zerstoben, wie Spreu im Sturme — so wurde doch alles dies Beispiellose unläugbar noch weit übertroffen von den Begebenheiten der fünf Monate zwischen der Leipziger Schlacht und der ersten Einnahme von Paris, sowie von der ungeahnten, meteorgleichen Wiederkehr Napoleons bis zur Schlacht bei Waterloo und deren Folgen. Niemals stürzte das mächtige Gebäude einer Weltherrschaft, aufgeführt durch den kühnen Geist eines einzigen Mannes, befestigt durch eine langjährige Reihe eigener Siege sowie durch fortdauernde Schwächen und Fehlgriffe der Gegner, in ähnlicher Weise zusammen, wie jenes des aus der Revolution geborenen Napoleonischen Frankreich. Die Revolutionäre pflegten Rußland früher mit einem Koloß zu vergleichen, der auf thönernen Füßen ruhe; dies Bild paßt genau auf ihr eigenes Reich. Das aber ist ein — Gott gebe, segensreiches! — Erbe der Revolution, daß die in ihrem Gefolge über Deutschland heraufgezogenen schrecklichen Drangsale und Leiden langsam, aber unfehlbar die Mächtigen einig und klug, die Völker aber sehend machten. Ganz andere, mehr weltbürgerliche, aufgeklärtere Ideen sind bis zu den niederen Ständen hinab in Umlauf gekommen. Der Nimbus vieler Dinge ist

geprüft und als Seifenblase erfunden worden; der gemeine Mann liest — er denkt, er urtheilt selbständig und freier. Die Fürsten haben ihre Völker, diese ihre Fürsten in der Nähe gesehen, mehr als je zuvor. Die Friedensmanöver stehender, zum Kamaschendienst abgerichteter Söldlinge, die noch unter Friedrich dem Großen Wunder der Tapferkeit verrichten mochten, haben nicht mehr ausgereicht, das Vaterland zu schützen; durch allgemeine Volksbewaffnung (Steins und Scharnhorsts großartig lichter Gedanke, fortgepflanzt im Landsturm!) mußte der Erbfeind vom deutschen Boden vertrieben werden. Jeder Stand hat das Schwert gezogen, und siegreich gezogen; aus allen Ständen sind Helden hervorgegangen. Auch zur Religiosität ist man wieder zurückgekehrt und hat gefunden, daß sie bei den Soldaten noch heute, wie zu den Zeiten Gustav Adolfs von Schweden fromme; der Prügel, hinter welchem sich so oft Stolz, Dummheit und Maschinendienst verkroch, ist in den meisten Militärdiensten von der Höhe seines Ansehens gesunken, und von einem Offizier verlangt man jetzt mehr, als daß er nur weiß: wann seine Gage fällig sei. Vergebens kämpft der Feudalstolz gegen diese freieren Regungen; der Kampf selbst wird ihn nur desto sicherer stürzen. Die Masse des Volkes ist sich ihrer Kraft deutlich bewußt geworden; zwischen dem Ahnen-Adel und dem Verdienst-Adel ist eine scharfe Grenze gezogen, die keine Gewalt der Erde mehr auslöschen wird. Ueberall hat sich eine Macht erhoben, deren Herrschaft sich nichts, weder Geringfügiges, noch Bedeutendes, künftig entziehen kann; die Regierungen selbst müssen ohne Unterlaß an den Richterstuhl dieser Macht appelliren, und sie heißt: die öffentliche Meinung.

Siebentes Buch.

Bis zum Tode des Herzogs August.

1814—1822.

21.

Im Jahre 1814 endete der zehnjährige Verschluß, unter welchem mein verstorbener Fürst meine Schuldscheine zu verwahren befohlen hatte. Allgemein war man in gespanntester Erwartung auf die Öffnung des Packetes, worin die Fama nichts geringeres, als Millionen englischer Banknoten vermuthete — als ob Herzog Ernst nach so vielen, von seinem Privatvermögen bestrittenen Ausgaben nicht ohnehin Kostbarkeiten, goldeswerthe Sachen, Landgüter und beträchtliche Kapitalien genug hinterlassen hätte, welche seine weise Sparsamkeit bekundeten, da sie weit mehr betrugen, als man bei seinen beschränkten Einkünften annehmen durfte! Oft litt ich unbeschreiblich, wenn in meiner Gegenwart über den Inhalt dieses Packetes gestritten wurde, während niemand ahnte, wie nahe es mich allein anging! Drei Tage vor dem 21. April, als dem zur Eröffnung bestimmten Tage, begab ich mich zu dem Prinzen Friedrich, dem die Verfügung über das Depositum letztwillig übertragen war und setzte ihm die Sachlage auseinander, ihn zugleich ersuchend, seinem Herrn Bruder, dem regierenden Herzog, die nöthigen Mittheilungen zu machen. Beide fürstliche Erben nahmen meine Enthüllung gütig auf; mit einer Schonung, wie sie von dem Sohne des Herzogs Ernst zu erwarten war, beschloß Prinz Friedrich, das Packet in meiner alleinigen Gegenwart zu öffnen und ohne Zuziehung eines Dritten darüber zu verfügen. Dies

geschah, und so blieb der Inhalt für die müßige Neugier ein Geheimniß, wie zuvor, über welches nur Muthmaßungen laut werden konnten. Leider war mir auch jetzt noch die Tilgung der Schuld unmöglich, denn wiederholte, sehr drückende Kriegs- und Kopfsteuern, gezwungene Anleihen, Einquartierungslasten, welche mir schon 1813 bei dem Unfuge der fliehenden Franzosen gegen achthundert Thaler Kosten verursacht hatten, endlich die inzwischen bewerkstelligte Abzahlung meiner übrigen Schulden waren eben so viele Ursachen, daß sich mein Vermögen und meine Einkünfte beträchtlich verringert hatten. Nun bot mir allerdings Prinz Friedrich auf Veranlassung des Herzogs August aus freien Stücken an, meine Schuldscheine einfach dem Feuer zu übergeben; allein zu einer wie großen Erleichterung mir auch ein solcher Edelmuth hätte gereichen müssen — meiner dreißig Jahre lang uneigennützig bethätigten Anhänglichkeit an den Herzog Ernst würde er noch zuletzt einen falschen Anstrich gegeben haben; ich hielt es daher für meine Pflicht, ihn dankend auszuschlagen. Wie im Jahre 1821 diese Schuld getilgt worden ist, werde ich am gehörigen Orte berichten.

Allerdings war es berechtigt, wenn geglaubt wurde: Druck und Quartierlast des Krieges müsse nun mit diesem zu Ende sein; es kam jedoch eine neue Art des Reisens für fast alle auf, welche (mit Fug oder nicht) sich zum Heerwesen rechneten — eine Art, welche Lavater nicht kannte, als er seine Classification der Reisenden aufsetzte; man könnte sie die Gratis-Art nennen. Von den in Urlaub gehenden Offizieren an, bis zu den Weibern, Kindern und Zofen fand man es viele Jahre hindurch weit behaglicher, mit Gepäck hin- und herziehend, die Landeseinwohner für Transportmittel, Kost und Quartier sorgen zu lassen, als selbst dafür aufzukommen. Für die Betreffenden war das allerdings eine sehr wohlfeile Art, Land und Leute zu sehen; desto drückender fiel dies Gratis-Reisen Denjenigen zur Last, welche die

Kosten dafür aufbringen mußten. Beschwerte man sich, so hieß es: „Ja, die Franzosen haben es eben so gemacht.“ Als ob Noth und Drangsal ewig dieselben hätten bleiben sollen! Als ob nicht grade zu deren Abschüttelung das Volk sein Blut geopfert hätte! Als ob es dem Gedrückten, der nicht zu Athem kommen kann, nicht gleichviel wäre, wessen Tatze auf ihm liegt!

Wenn ich vorhin schon gelegentlich des Landsturms gedachte, so muß ich hier von der Organisation desselben im Gothaischen reden, welche in das Jahr 1814 fällt. Zu einem der Commissäre in dieser Angelegenheit ernannt, bekam ich zeitweilig den Vorsitz in dem aus acht Mitgliedern bestehenden Organisirungs-Ausschusse, als der eigentliche Vorsitzende dem Prinzen Friedrich auf dessen dritter Reise nach Rom folgte. Von Eintracht belebt, förderten wir acht unsere schwierige Aufgabe schnell und vollendeten sie in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit; wiederum bethätigte sich hier die freudige Opferbereitschaft des deutschen Volkes, denn der Landsturm wurde lediglich aus freiwilligen Beiträgen errichtet, ausgerüstet und unterhalten; das Land oder irgend eine öffentliche Kasse gab nicht einen Deut dazu her. Dennoch kamen auf R. Z. Beckers gedruckt erlassene Aufforderung beträchtliche Summen für einen Landsturmfonds zusammen, namentlich aus den mittleren und niederen Ständen, von Schulmeistern, Landbewohnern u. s. w., während die vornehmen, sogenannten „gebildeten“ Classen spärlich gaben, ja, ihre Weigerung oft noch mit höhnenden Anmerkungen begleiteten. Rührend war auch die wahrhaft brüderliche Eintracht der Landsturmmänner; Unbemittelten wurden die Kosten der Ausrüstung regelmäßig abgenommen; entweder bestritt sie ein einzelner, der begütert war, oder mehrere traten zusammen, um sich in die Last zu theilen. Ein guter Geist beseelte unseren Landsturm; ein ehrendes Gedächtniß bleibt ihm gesichert.

Die Einrichtung des Landsturms ist übrigens neu und alt zugleich; denn schon der kurmainzische Oberstlieutenant von Wallhausen in seinem seltenen, zu Frankfurt a. M. 1621 in Folio gedruckten Werke: „Defensio patriae," worin er den Landsturm so schön „Landesrettung" nennt, stellt seine Vorschläge und Anordnungen ganz im Geiste der Stein, Scharnhorst und Rühle auf. Als die stehenden Heere den alten Landsturm in Vergessenheit gebracht hatten, belebte ihn die französische Revolution auf's neue, indem sie den Landsturm der Nationalgarden und Cohorten schuf und Europa zwang, diesen überschwemmenden Massen ähnliche entgegenzusetzen. Nun galt der Landsturm für ein Erzeugniß der neuen Zeit und wurde als solches gemißdeutet, getadelt und bekrittelt. Daß dieser Tadel, diese Mißdeutung sich fast ausschließlich in den höheren Ständen zeigte, ist eine eigene, doch für den nicht räthselhafte Erscheinung, der den engbrüstigen Egoismus dieser Stände in Rechnung zieht. Sie fürchteten eine Beeinträchtigung ihrer Frohnen, ihrer Hasenjagden, ihrer Gerichtsgebühren — oder sie sahen in der Bewaffnung den Popanz eines Volks-Aufstandes; als ob ein aufrührerisches Volk nicht Mistgabeln und Dreschflegel hätte! Die meisten glaubten durch den Landsturm neidisch ihren Stolz gekränkt, ihre Privilegien bedroht; einige haßten denselben auch nur deßhalb, weil seine Einrichtung aus dem alten, ausgefahrenen Gleise des Schlendrians wich. Daher die Schwierigkeiten und Lähmungen, welche man ihm allenthalben in den Weg warf, so daß z. B. in meinem Vaterlande von oben herab verordnet wurde: „Hofdiener — sogar bis auf den Bratenwender in der Schloßküche — seien vom Landsturmdienste zu befreien!" Daher die Erscheinung: daß man voll Scheu lieber bei erschöpften Kassen Commandos bezahlte, als daß man dieselben umsonst vom Landsturm nahm. Nachdem vollends der Herzog August durch mancherlei Äußerungen offen hatte merken lassen, daß er nicht für den

Landsturm eingenommen sei, weil derselbe gegen Napoleon errichtet werde; als man von Jahr zu Jahr mehr gewahrte, daß von höheren Behörden auf die Vorstellungen der Landsturmcommissionen wenig Rücksicht genommen wurde, während gleichzeitig die hämischsten Anzwackungen und Befehdungen in Gesprächen, Schriften und Handlungen sich steigerten, da erkaltete natürlich zuletzt der Eifer bei Oberen und Niederen des Landsturmes; man wurde der undankbaren Mühe endlich überdrüssig, und ich selbst mußte mir gestehen, daß die Einrichtung als null, und alle Arbeiten, Privatkosten und Privatopfer als Spreu vor dem Winde anzusehen seien. Nachdem noch durch die Aufstellung eines trefflichen Schützencorps von 800 Mann, die mit dem regsten Eifer sich selbst ausgerüstet und eingeübt hatten, die vollkommene Lebensfähigkeit, ja, Lebenszähigkeit der Landsturm-Idee trotz der erdenklichsten Hemmnisse erhärtet war, erfolgte doch 1819 ein förmlicher Beschluß der Auflösung, welche zu vollziehen mir, dem thätigen Mitschöpfer dieser wahrhaft volksthümlichen Einrichtung, der schmerzliche Auftrag zu Theil wurde.

Mit meinen Gedanken aber weile ich noch jetzt gern bei unserem lieben Landsturm; sein glänzendster Tag war unstreitig die Feier des 18. October 1814. Als ganz Deutschland an diesem Tage auf Arndts Anregung zu Berge zog und überall Feuersäulen zu Ehren des Gedächtnisses der Leipziger Völkerschlacht aufsteigen ließ, da mußte denn doch für diese Feier nothwendig auch in unserem Herzogthum etwas geschehen — man überließ sie dem Landsturm. Ich schlug vor, an diesem Tage die feierliche Verpflichtung des activen Landsturms in allen acht Bannern anzuordnen; dieser Gedanke fand Beifall, und um Einklang in das Ganze zu bringen, wurde ein eigenes Programm erlassen. Die Verpflichtung sollte unter dem vollen Schmucke der Waffen und unter freiem Himmel in acht Bannern zu der nämlichen Stunde an bestimmten, festlich geschmückten Plätzen geschehen.

Gesänge (viele Schutzdeputationen wählten ohne Verabredung Luthers Sturmlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"), von des Landsturms wohleingeübter Musik begleitet, Reden der oberen Landsturmbehörden sowie des ersten Geistlichen jedes Bezirks sollten die Gemüther vorbereiten und die Zwischenräume füllen. Wirklich verlief alles in dieser festgesetzten Weise; das schönste Wetter begünstigte die Feierlichkeit, welche — groß und erhebend in ihrer Einfachheit — zur allgemeinen Zufriedenheit ausfiel und tiefe, begeisternde Eindrücke hinterließ. Denn es schwuren unter Gottes freiem Himmel 12—13,000 bewaffnete Männer an acht verschiedenen Orten zu Einer und derselben Stunde den Eid entschlossener Vertheidigung des deutschen Vaterlandes, der Treue und des Gehorsams. Mehrere bei dieser Gelegenheit gehaltene Reden sind gedruckt, z. B. diejenige der beiden Superintendenten Löffler zu Gotha und Jacobi zu Waltershausen; andere (darunter die schwungvollen Worte meines wackeren Schwiegersohnes v. Goechhausen als Feldobersten des zweiten Banners) verdienten wenigstens, es zu sein. In der Residenz war mit dieser Feier noch die jährliche Magistratswahl, der Ausgang in feierlichem Zuge verknüpft worden. Am Abend loderten auf allen Höhen Freudenfeuer des Volkes und reihten sich an die der benachbarten Länder; einer meiner Freunde, der sich auf der Spitze des ebenfalls einen flammenden Holzstoß tragenden Inselsberges, der höchsten Kuppe dieser Gegenden, befunden hatte, erzählte später: wie er tiefergriffen auf der einen Seite bis Leipzig, auf der anderen bis Fulda hinab, in diesen Feuern eine wahre Saat von Sternen ausgestreut erblickt habe. Leuchtend wie der Sirius schimmerte das riesige Feuer des Brockens herüber aus der Ferne. Zur grellen Beschämung der kleinen Seelen, welche in einer Volksbewaffnung nur den Keim zu unerlaubter Selbsthilfe der Massen und zu Friedensstörungen witterten, wurden alle diese so überaus zahlreichen bewaffneten Volksversammlungen

auch nicht durch einen einzigen strafbaren Ausbruch oder nur Unfug gestört. Die Freude des Volkes war herzlich und durchweg vom edelsten Geiste belebt.

Mein Sohn lag zu dieser Zeit mit seinem Truppencorps an den Ufern der Maas; der General Freiherr von Leyser, dessen Standquartier damals das herrlich belegene Schloß Argenteau war, hatte ihm die Auszeichnung erwiesen, ihn in seine Adjutantur aufzunehmen. Dem biederen General dafür später selbst mündlich zu danken, war mir vergönnt; zu Argenteau und dann vor Breisach hat mein Sohn unter seinen Augen neun Monate verlebt, welche ihm vom größten Nutzen sein mußten. Leider folgten auf die unvergeßlich schönen Tage zu Argenteau die blutigen Vorfälle von Lüttich, veranlaßt durch die auf dem Wiener Congresse ausgesprochene Theilung Sachsens. Es traf der Befehl des Königs Friedrich Wilhelm III. ein: „die sächsischen Truppentheile zu trennen;" die aus den inzwischen preußisch gewordenen Landestheilen Stammenden sollten zu dem preußischen Heere übertreten. Dieser Befehl rief bei den Mannschaften, die um keinen Preis preußisch werden wollten, so große Aufregung hervor, daß Blücher und Gneisenau die Fenster eingeworfen wurden. Militärisch strenges Gericht über die Rädelsführer war die Folge; daß aber die Stimmung der an den Ereignissen unmittelbar Betheiligten eine sehr gedrückte war, läßt sich begreifen. Mein Sohn, aufgefordert: sich zu erklären, welchem Fürsten er fernerhin dienen wolle, hatte sich für den König von Sachsen entschieden; nun kam es zur Trennung der sächsischen Cavalleriebrigade, welche ihn schmerzlich erschütterte. Sie erfolgte am 17. und 18. Juni 1815, unmittelbar unter dem Donner der Kanonen des ersten Schlachttages von Waterloo, der bekanntlich unglücklich ausfiel. Ein vor mir liegender Brief meines Sohnes aus jenen Tagen ist voll Niedergeschlagenheit über die herzzerreißenden Auftritte des Scheidens von alten, heißgeliebten Kriegsgefährten; das

Regiment glich in Wahrheit einer einzigen, großen Familie, und unter dem Offiziercorps herrschte ein brüderlicher Geist. Namentlich aber trauerte mein Sohn auch darüber, daß seiner Brigade nicht erlaubt worden war, Theil an der Schlacht vom 18. Juni zu nehmen; in der That, welchen Ausschlag müßten diese 3000 Mann herrlicher Cavallerie gegeben haben!

Jetzt war der junge Soldat den Besatzungstruppen zugetheilt, welche in Stärke von 150,000 Mann nach dem zweiten Pariser Frieden in Frankreich stehen blieben, um die abgeschlossenen Verträge zu sichern; ein neues Cantonnements-Quartier war ihm zu Bethune im Pas de Calais angewiesen worden, und klug benutzte der inzwischen zum Premierlieutenant Beförderte die Nähe Englands, um mit einigen guten Freunden einen Abstecher nach London zu machen, wozu ihm der kommandirende General des Corps, Freiherr von Gablenz, der Ernst inzwischen auf ein Jahr bei seiner Adjutantur angestellt hatte, in gütigster Weise die Erlaubniß gab. Zwei Wochen brachte er in London zu, wo er seine Zeit vortrefflich anwandte, seine Kenntnisse zu bereichern; späterhin brachte seine Stellung ihn mehrmals mit dem Oberbefehlshaber der Besatzungstruppen, Wellington, sowie mit anderen bedeutenden Männern in Beziehungen. Gereift fand ich ihn 1817 in Frankfurt wieder, wo ich mit ihm zum Behufe meiner fünften Reise in die Schweiz zusammentraf, begleitet von seiner Schwester Charlotte und von meinen Enkeln, die der Onkel Ernst seit 1813 nicht gesehen hatte. Ich wollte mir den Genuß verschaffen, noch einmal in Gesellschaft meiner guten Kinder zu reisen, und zugleich die Gesundheit meiner Tochter aufzurichten, die durch ein Unwohlsein ihres Mannes, für welches derselbe in Karlsbad Heilung suchte, gelitten hatte. So brachte ich denn Charlotte auf dem Umwege über Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart nach Augsburg, wo sie mit ihren Kindern in dem gastfreien Hause meines Freundes Lorenzo Schaezler zu ihrer Stärkung

blieb, während ich mit meinem Sohne den Weg in das Berner Oberland nahm. Im Septemberhefte des Morgenblattes von 1817 [Nr. 225—227] habe ich drei Briefe aus Augsburg, dann in den Nummern 240—243 der „Zeitung für die elegante Welt" von 1817 einige Bemerkungen und Nachrichten von dieser Reise veröffentlicht; der von mir in der „Zeitung für die elegante Welt" [Nr. 240 vom Montag, 8. December 1817, S. 1930] gelegentlich der Schilderung meines Freundes Schaezler und seiner Familie erwähnte, aber nicht mit Namen genannte „Feldherr der neueren Zeit" war der Prinz Eugen, Herzog von Leuchtenberg; einer der wenigen Männer aus der Revolutionsperiode, auf denen kein Makel haftet. Die Stunde meiner Unterhaltung mit ihm, seine Bescheidenheit, Offenheit und Anspruchslosigkeit bleibt mir ebenso unvergeßlich, wie die gewinnende Freundlichkeit seiner Schwester Hortense.

Jene Briefe über meine Reise richtete ich an Freund Matthisson, mit dem ich ein Stündchen sehr angenehm zu Stuttgart verplauderte. In seinen „Erinnerungen" hatte er meiner freundlich gedacht; er hatte gemeint:[1] man solle es machen wie ich, und reisen: „donec virenti canities abest morosa;" ich konnte ihm nun dafür danken. 1821 überraschte dann mich in Gotha Matthissons Besuch sehr angenehm; er befand sich damals auf der Rückreise aus Italien. Es waren köstliche, leider nur zu kurze Stunden, die wir in traulichem Gespräch auf meinem Zimmer zubrachten, jeder sich dem anderen hingebend, und freimüthig aussprechend, was er im Herzen trug. Matthisson hatte unlängst Bonstetten zu Genf, August von Rode zu Dessau und Bertuch zu Weimar aufgesucht; er freute sich, auch mich im Greisenalter noch frisch und rüstig wie jene — leider mit Ausnahme von Bertuch — zu finden. Bei'm Scheiden brachte er mir im alten Hochheimer sinnig den Toast zu:

[1] „Erinnerungen," Buch V. Abtheilung XXX. (Das Werk war 1810—1816 in Zürich erschienen.)

„Jung waren wir!
Jung sind wir!
Jung bleiben wir!
Zur ewigen Jugend erwachen wir!“

„Gaudeamus igitur!“ setzte er mit herzlichem Händedruck hinzu, indem er scherzend noch bemerkte: Klopstock habe ihm einst in einem ähnlichen Augenblicke gesagt: „Wiedersehen ist von Gott; Nicht-Wiedersehen von Gottsched!“

Ach — auf meiner Schweizerreise von 1817 war mehr trübes Nicht-Wiedersehen, als Wiedersehen mein Theil; die meisten meiner Schweizer Freunde fand ich todt.[1] Ich selbst stand gedruckt in einer Rigi-Beschreibung unter den Todten.[2] Aber wenn mein Herz darob vor Kummer überzufließen drohte — dann tröstete mich ein Blick auf meinen Sohn. Mit innigem Behagen hing mein Auge an seiner Manneskraft; ich freute mich und war stolz, als er, zum Vergnügen unserer Führer, die Gebirge und Eismassen rüstigen Fußes auf- und niederstieg, und als ich sah, wie seine Seele durch das große Naturschauspiel, welches er zum erstenmale erblickte, mächtig ergriffen wurde. Die Güte seines Generals hatte ihn zu einem Remonte-Detachement kommandirt, das während des Winters 1817—18 in Sachsen verweilte; so konnte Ernst mich noch nach Gotha zurückbegleiten, wo ich ihn dem alten Bunde der Freimaurer zuführte und ihn unter meinen Augen die erste Weihe in eben der trefflichen Loge empfangen sah, wo ich einst selbst sie erhalten hatte. Seit sieben Jahren zuerst begrüßte ich an seiner Seite auch wieder ein neues Jahr.

Das alte trug noch einen Veteranen aus dem goldenen Zeitalter deutscher Dichtkunst, den greisen Moritz August von

1 „Durch eine der häufigen Verwechslungen mit meinem Namensvetter, dem Kapellmeister.“ (Reichard: „Zusätze und Nachträge zur malerischen Reise durch die Schweiz,“ S. 424.)

Thümmel, der fast achtzigjährig [am 26. October 1817] zu Coburg starb, in das Jenseits hinüber. Böttiger schrieb ihm in der Allgemeinen Zeitung [Beilage Nr. 152 und 154 vom 25. und 27. November 1817] einen Nekrolog, den ich im Großen und Ganzen treu und wahr nennen kann; so z. B. ist es wirklich begründet, daß ein Tapezier in des Dichters Abwesenheit mit dessen ungedruckten Arbeiten die Wände bekleisterte; nicht weniger: daß Thümmel noch einige Tage vor seinem Tode sich eine Flasche hundertjährigen Rheinweins aus Gotha kommen ließ, die er ausdrücklich aufbewahrt hatte, um sie zu leeren, wenn er sein Ende herannahen fühle; leider fristete sie sein Leben nur um wenige Tage. Gut essen und trinken war überhaupt Thümmels Leidenschaft; noch wenige Wochen vor seinem Tode klagte er bitterlich, daß ihm der Arzt verboten habe, eine gekochte Schildkröte zu kosten, welche ihm sein Sohn von London geschickt hatte. Ein andermal bedauerte er nicht sowohl den Verlust einiger geschnittenen Steine von Werth, welche ihm in einem Kästchen entwendet waren, als vielmehr den Umstand, daß gewisse Küchenrecepte, die bei den Steinen gelegen hatten und die von ihm noch nicht versucht worden, gleichfalls gestohlen seien. Eines meiner Reisebücher pries er, weil — es ihn auf die trefflichen Forellen in einem bayerischen Marktflecken aufmerksam gemacht habe! Das waren kleine Schwächen, aber man verzieh sie gern dem sonst liebenswürdigen alten Herrn, der mir besonders immer sehr wohl-gewogen war, und dessen Name noch ruhmvoll genannt werden wird, wenn der Strom der Zeit viele andere Namen längst verschlungen hat.

22.

Der Zeitraum des nächsten halben Jahrzehnts, von 1818—1822, umfaßt eine Reihe wechselvoller Ereignisse, welche mir bald Freude, bald Leid brachten. Ein Jahr, welches ich fast nur böse für mich nennen muß, war 1822, denn in diesem verlor ich Schlag auf Schlag eine nicht kleine Zahl meinem Herzen nahestehender oder mir sonst wichtiger Personen. 1818 und 19 wären mir selbst leicht verhängnißvoll geworden; im März 1818 entstand, während ich schlief, am Kopfende meines Bettes auf räthselhafte Weise Feuer, und sicher wäre ich erstickt, hätten nicht die unter mir erglimmenden Bettstücke mich verbrannt; so wurde ich durch den Schmerz aus meiner Betäubung geweckt. Dieser Unglücksfall trat ein, nachdem ich wenige Tage zuvor von der Londoner Gesellschaft „Phönix" die Assecuranz erhalten hatte; wäre ich umgekommen, so hätte die Bosheit sicher mir Erstickten noch den Vorsatz angedichtet: die Prämie gewinnen zu wollen. Nicht lange nachher stürzte ich nächtlicher Weile in einen Mühlgraben, aus dem ich alter Mann mich ganz allein wieder emporwinden mußte. „It per aquas et ignes!" schrieb mir Freund Böttiger scherzend.

Indessen — ich kam in beiden Fällen mit blauem Auge davon, und es ist denn doch immer wieder ein Weilchen weiter gegangen. Post nubila Phoebus — auf jenes Leid folgte 1820 die große Freude der Ernennung des Herrn

von Lindenau zum Minister meines Departements, die mich im höchsten Grade glücklich machte.

Bernhard August von Lindenau, berühmt als Mathematiker, hat das Licht der Welt am 11. Juni 1780 zu Altenburg erblickt; von der Natur glänzend begabt, ausgezeichnet unterwiesen, berechtigte er schon früh zu den größten Hoffnungen. Mir gefiel es bereits, als er der verwaisten Sternwarte auf dem Seeberge sich annahm, die, seit Zach sie verlassen, öde und einsam dagelegen hatte. Dieses Denkmal der wissenschaftlichen Neigungen des Herzogs Ernst brachte Herr von Lindenau aus reiner Vorliebe für die Sternkunde, der er in schönster Weise praktisch huldigte, zuerst wieder gebührend zu Ehren. Zwar ergriff auch ihn der Soldatengeist der Freiheitskämpfe, und er zog seit dem März 1814 das Kriegerleben im Generalstabe des Herzogs Carl August von Weimar den ruhigen Beobachtungen des Himmels vor, jedoch nur, um nach dem Friedensschlusse den Seeberg mit verdoppelter Liebe wieder aufzusuchen. Wenig hätte gefehlt, so wäre er damals für das Vaterland verloren gewesen; in Paris nämlich zog ihm ein Zweikampf auf Pistolen eine gefährliche Wunde zu. Der hochsinnige Herzog von Weimar, der Lindenau stets seiner besonderen Achtung würdigte, bot alles auf, ihn zu retten; wirklich gelang dies, wenn auch nur durch eine schmerzhafte Operation.

Seitdem hatte sich Lindenau auf seiner Sternwarte wissenschaftlich beschäftigt, bis der Jurist (er war Doctor der Rechte und früher eine Zeit lang Assessor im Kammercollegium zu Altenburg) in ihm erwachte und er sich dem Geschäftsleben wieder zuwandte. Dies war 1817; Lindenau wurde damals zuerst Vicekammerpräsident, dann Vicelandschaftsdirector zu Altenburg, 1820 aber unerwartet Geheimrath und Minister zu Gotha.

Seine Ernennung, welche vom Herzog August völlig aus eigenem Antrieb erfolgte, zeugt von dessen richtigem

Scharfblick; sie wurde zur wahren Wohlthat für den Staat. Ganz besonders erkannte sie die allgemeine Volksstimme, die mit Recht Gottes Stimme genannt wird, im Jahre 1822 dafür an, als Herzog Augusts plötzlicher Hintritt schnelle und kräftige Maßregeln zur Sicherung der rechtmäßigen Nachfolge erheischte.

In der Kraftfülle des schönsten Mannesalters stehend, zeigte Herr von Lindenau schon in seinem Antlitze (er sieht Napoleon auffallend ähnlich, doch sind seine Züge anmuthiger) jenen Ernst, jene Festigkeit, welche in seinem Handeln und Schaffen sich seitdem beständig in so ausgezeichneter Weise kund gegeben hat. Freiwillig entsagte er seinen mathematischen Lieblingsstudien, um sich rückhaltlos seiner neuen Laufbahn zu widmen, ohne irgend eine andere nennenswerthe Entschädigung, als diejenige seines Bewußtseins und des öffentlichen Vertrauens.

Nach seiner unerwarteten Ernennung zum Minister näherte ich mich ihm mit einiger Furcht, weil man mir ein völlig schiefes Bild von ihm entworfen hatte, allein gleich die erste Unterredung flößte mir Achtung und Zutrauen ein, und jeder Augenblick meines Geschäftslebens mit ihm konnte beides nur erhöhen. Er war bei der lieben Mittelmäßigkeit als großer Starrkopf verschrieen, aber schon die ersten Tage seiner Verwaltung überzeugten mich von der Unrichtigkeit dieses Urtheils. Seine Festigkeit war nicht Eigensinn, sondern Beharrlichkeit aus gegründeter Überzeugung, welche bei seinem Scharfblick, bei der Klarheit und Freisinnigkeit seiner Anschauungen auf dem Platze, wo er stand, zur Tugend wurde. Ein Starrkopf giebt nicht, wie Lindenau es oft gethan hat, und wie andere Minister es nur zu selten thun, Lieblingsgedanken oder Lieblingsabsichten willig auf, sobald begründete Vorstellungen eines Dritten dieselben in einem unzweckmäßigen Lichte erscheinen lassen. Dabei besaß Herr von Lindenau jene wahre Liberalität im Leben und Handeln, die weit

herzgewinnender und zutrauenerweckender ist, als die landläufige gnädige Herablassung, bei der doch Vornehmsein und Dünkel überall durchblickt. Bezeichnend hierfür ist die Antwort, welche mir einst ein anderer hochangesehener Geschäftsmann gab, als von Bittschriften die Rede war. „Giebt sich denn Lindenau die Mühe, die Bittschriften zu lesen?“ lautete die naive Frage. „Das wundert mich!“ — Wie hofft der Arme, wenn er seine Vorstellungen mühsam zu Papier gebracht und vertrauensvoll überreicht hat, stündlich voll Sorge auf Erhörung, weil vielleicht sein und seines Hauswesens Wohl und Wehe von der Entscheidung abhängt — und nun gibt es Obere, von denen seine Bittschrift nicht einmal gelesen wird! — —

Das wäre bei dem redlichen Lindenau eine reine Unmöglichkeit gewesen; er nahm es streng und ernst mit seiner Pflicht. Noch heute bin ich darüber glücklich, sein Zutrauen besessen zu haben und mit Auszeichnung von ihm behandelt worden zu sein; es machte mich stolz, der Aufmerksamkeit eines so scharfsichtigen Mannes gewürdigt zu werden, und ich blieb bestrebt, sie fortdauernd zu verdienen. Viele neue Einrichtungen, Umschaffungen, Anstellungen brauchbarer Männer u. s. w., die ich in meinem Departement vorschlug, wurden mit zuvorkommender Berücksichtigung von ihm aufgenommen und gediehen zur Ausführung; kaum Etwas von Belang geschah, wozu nicht die erste Anregung von mir ausgegangen und von Lindenau geprüft, oft verbessert, fast immer aber unterstützt worden wäre. Nur an die freiwilligen Jäger will ich hier erinnern, welche sich selbst montiren und im Frieden keinen Sold, sondern nur Verpflegung in den kurzen Übungslägern empfangen. Herr von Lindenau arbeitete diesen Gedanken, wodurch der Kasse einige tausend Thaler Ersparnisse zufließen, noch zweckmäßiger aus, ohne sich an die Widersprüche zu kehren, welche die Anhänger des Schlendrians ihm in den Weg werfen wollten. Das nämliche gilt

von der Vertretung der Artillerie und Reiterei des Bundescontingents durch die Krone Sachsen, welche ich zuerst — anfangs unter heftigem Widerspruch — beantragt hatte. Es handelte sich um die Anforderung des deutschen Bundestages: daß auch die Kleinstaaten, von denen Napoleon niemals mehr verlangt hatte, als das leicht einzuübende Fußvolk, nun auch Cavallerie- und Artilleriecontingente stellen sollten; ich schlug vor, die Stellung derselben vertretungsweise durch das königliche Sachsen ausführen zu lassen, dem dagegen die Fürstenthümer eine Entschädigung in baarem Gelde zahlen sollten. Hierüber waren schon 1819 Conferenzen gehalten worden, denn das Zweckmäßige der Maßregel leuchtete ein; nichtsdestoweniger war damals keine Einigung zu erzielen gewesen, weil nur Gotha mit dem nöthigen Ernste auftrat, die anderen Häuser aber nicht. Seit Napoleon nicht mehr den Finger hob, vor dem keine Appellation weiter stattfand, waren viele der weiland Rheinbundsstaaten wieder zu dem Schlendrian von Widersprüchen, Bedenklichkeiten und dem Schneckengange der alten deutschen Reichstagszeiten zurückgekehrt; ja, sie glaubten sich zu jeder Halsstarrigkeit und Ablehnung der kleinsten Opfer durch ihre neue Souverainetät erst recht befugt. Nun hatte noch von Altenburg aus Herr von Lindenau über den ganzen Gegenstand einen Aufsatz im „Oppositionsblatte“ [Beilage Nr. 57 vom 19. Juni 1819] drucken lassen, den der sächsische General Carl F. W. v. Gersdorf in einer eigenen kleinen Schrift [„Bemerkungen, veranlaßt durch den Aufsatz des Herrn von Lindenau: Ist eine Bundesarmee nothwendig, ist sie nützlich für Deutschland“ (Dresden, 1819)] zergliederte. Im demagogischen Sinne mischte sich auch Herr Ludwig Wieland, ein Sohn des Dichters, höchst überflüssiger Weise in den Streit, über den er [zuerst im Allg. Anz. d. Deutschen, Gotha; Nr. 179 vom Montag 5. Juli 1819; wieder abgedruckt] im „Oppositionsblatte“ [Beilage Nr. 68 vom 15. Juli 1819] einen Aufsatz

voll irriger Behauptungen, der mit allen Zahlenangaben rein willkürlich umsprang und durchweg die größte Unkenntniß der Thatsachen bewies, veröffentlichte. Da mir die Sache am Herzen lag, so widerlegte ich ihn [im Allg. Anz. d. Deutschen, Nr. 183 vom Freitag 9. Juli 1819] mit einer kurzen Entgegnung; nach alter Jacobinersitte antwortete Wieland mit Schimpfen. Um meine Zuständigkeit in dieser Angelegenheit darzuthun, hatte ich mich mit meinem Charakter als „Geh. Kriegsrath" unterschrieben, Wieland nannte mich „Geheimer Spritzenrath." Dieser Witz — es sollte wohl einer sein — schien mir so erbärmlich, daß ich an eine abermalige Abwehr nicht weiter dachte.[1] Als nun Herr von Lindenau sein neues Amt angetreten hatte, kam die oben näher dargelegte militärische Vertretung der Fürstenthümer durch Sachsen wiederum zur Sprache, und nachdem der Minister in Dresden die nöthigen Einleitungen getroffen, wurde im Jahre 1821 in Gotha zwischen einem königlich sächsischen Abgeordneten und den Bevollmächtigten der betreffenden fürstlichen Häuser eine Conferenz gehalten, deren Mitglied auch ich war. Die Verhandlungen gediehen mit Gotha-Altenburg zum Abschluß; ein Jahr später traten auch die übrigen Fürstenhäuser der Übereinkunft bei. Wahrscheinlich habe ich es der Verwendung des Herrn von Lindenau zu danken, wenn mir nach Beendigung jener Conferenz eine Ehre zu Theil wurde, die mich in hohem Grade freudig überraschte: der König von Sachsen sandte mir das Ritterkreuz seines Civil-Verdienstordens. Um die nämliche Zeit widerfuhr auch meinem Sohne eine ehrenvolle Auszeichnung; er war gewählt worden, um die Remonte der Brigade der

[1] Wielands „Abweisung eines unberufenen Zusatzes" — die von Reichard gemeinte Antwort — steht: Oppos.-Bl. Beil. № 77 v. Freitag 6. August 1819. Wieland sagt darin (um seine Competenz zu verfechten): „Wenn jemand ein Haus brennen sieht und ruft Feuer . . . darf etwa ein Geheimer Spritzenrath ihn deßhalb zurechtweisen wollen?"

reitenden Artillerie einige Monate lang zu üben. Bei Endigung des Geschäftes erhielt er vom Offiziercorps der Brigade ein Kästchen mit einem Paar schöner Pistolen und einer bezeichnenden Inschrift als ehrendes Geschenk, wie ich denn überhaupt sagen darf, daß Ernst bei seinen Waffenbrüdern sehr beliebt war; sie nannten ihn immer nur „Max Piccolomini.“

Als ich dem Herzog August pflichtschuldig von meiner sächsischen Auszeichnung Anzeige machte, nannte er, der selbst das Großkreuz jenes Ordens trug, mich in freundlichster Weise „seinen Mit-Ritter“ und nahm an der mir widerfahrenen Ehre aufrichtigen Antheil.

In dem Zeitraume, welcher jener Conferenz voranging, war — man sagt, auf Veranlassung der Landstände, welche eine Vermählung des Thronerben wünschten — Prinz Friedrich durch seinen Bruder aus Rom abgerufen worden. Bei dieser Gelegenheit ließ Herzog August durch seinen Geheimen Legationsrath von Bridel-Brideri, welcher den Prinzen holte, dem Papste Pius VII. ein schönes, wohl zwanzig Fuß hohes allegorisches Gemälde überreichen, die Rückkehr des bekanntlich einst von Napoleon in Savona und Fontainebleau gefangen gehaltenen heiligen Vaters nach Rom vorstellend. Herzog August selbst hatte die Idee des Bildes sinnig angegeben, und eben so trefflich war dem Professor Grassi die Ausführung geglückt. Ein lateinisches Handschreiben begleitete die Überreichung, für welche im Jahre 1823 der Papst an Bridel und Grassi schöne Geschenke sandte.

Die Rückberufung des Prinzen Friedrich schien mir eine sehr unzweckmäßige Maßregel; besonders verfehlt war es aber, daß man damit nicht bis zum Eintritt der schönen Jahreszeit wartete, sondern den seither ganz an das milde Klima Italiens gewöhnten kränklichen Mann nun schon zum drittenmale mit dem Beginn des strengeren Wetters in seine Heimath versetzte. Im September 1820 traf er in Gotha

ein, nachdem er sechs Jahre lang in Rom gelebt hatte, wo die ersten Männer, wie Papst Pius VII. und der Cardinal-Staatssecretär Consalvi zu seinen Freunden gehörten. Sein Haus war dort oft der Sammelplatz deutscher Künstler und Reisender, welche stets mit Vorliebe bei dem gastfreien Fürsten aus- und eingingen und von ihm allezeit freundlich aufgenommen wurden, was auch meine Nichte Louise Seidler erfuhr, die zu ihrer Ausbildung als Malerin um jene Zeit in Italien studirte.[1] Leider war der Prinz unterdessen ganz das Opfer der Facultät geworden, wie es der würdige Hippokrates Grimm unverhohlen geweissagt hatte; die ärztliche Behandlung in der Heimath (aber nicht diejenige Grimms, denn den hielt man mit seiner mehr als sechszigjährigen praktischen Erfahrung für zu alt) sollte ihm vollends den Garaus machen. Um den letzten Rest des schrecklichen Starrkrampfes zu vertreiben, hatte man den Prinzen mit den heftigsten Mitteln angegriffen, und zwar in der Weise, daß lediglich in Folge allzu gewaltsamer Vomitive jener Verlust des einen Auges eingetreten war, dessen ich schon kurz gedachte! Des Krampfes unbedeutender Rückstand war freilich gewichen, aber schlagflußartig hätte eine Lähmung der Sprachwerkzeuge sich eingestellt, und der ganze, sonst so starke Körper war erschlafft; letzteres besonders eine Folge übertriebener Olivenbäder. Als ich den Lieblingssohn des Herzogs Ernst in diesem Zustande, mit dem zerstörten Gesichte bei meiner ersten Aufwartung wiedersah, wie er ängstlich in meinen Augen forschte, welchen Eindruck sein Anblick nun auf mich machen würde — da mußte ich mich gewaltsam fassen, um meine Wehmuth zu verbergen. Schweigend, wie fortan bis an sein Lebensende fast immer, nahm er mich bei der Hand, führte mich, nur mit dem Finger deutend, zu meinem und meiner Frau Miniaturbildern, die in seinem

[1] „Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler," 2. Aufl. Berlin 1875, S. 229 fg.

Zimmer hingen, und dann zur Büste des Vaters Ernst; Thränen standen ihm in dem noch lebendigen Auge. Sein letzter Brief aus Rom, den der Prinz dictirt und nur unterschrieben hatte, war vom 20. Juni 1820; er begann mit den freundlichen Worten: „Lieber guter braver Reichard! Freund meines Vaters und mein Freund!“ Und diesem Manne wollte man — schon damals! — seinen Verstand absprechen, nur um ihn unter Curatel stellen zu können! Hatte doch sogar die eigene Mutter des Prinzen nach Gotha geschrieben: „sie halte den Kopf dieses ihres jüngsten Sohnes für geschwächt!“ — — —

Im Gefolge des Prinzen, der in Gotha ungemein beliebt war und von Jung und Alt auf das herzlichste bewillkommt wurde, befanden sich zwei Römer, deren einer, der Prälat Rinazzi, sein Beichtvater war; der Marchese Lucchesini hatte nämlich den Prinzen zum Übertritt zur katholischen Kirche beredet. Der andere Italiener, ein Verwandter Rinazzis, war ein junger unbedeutender Mensch mit dem berühmten Namen Visconti. Der Prälat war ein ungemein verschlagener, weltkluger Mann — ganz der schlaue, verschmitzte Italiener, wie man ihn oft in alten Erzählungen geschildert findet. Er übte eine sehr große Gewalt über den Prinzen aus, welche dieser nur ungern zu dulden schien, die aber Rinazzi in seiner Eigenschaft als Beichtvater oft mit der Autorität eines kleinen Papstes geltend zu machen wußte. Wenige Tage reichten hin, den scharfblickenden Mann mit allen Verhältnissen in Gotha vertraut zu machen und ihn klar erkennen zu lassen, wie der Prinz eigentlich zum Hofe stehe. Anfangs war ich ihm ein höchst gleichgiltiges Wesen; als er aber aus dem Munde der Geheimräthin von Frankenberg meine früheren Beziehungen zum Herzog Ernst II. vernommen und bemerkt hatte, daß mehrere der ersten Männer des Staates mich ihrer Achtung würdigten, suchte er mich plötzlich eben so eifrig auf, wie er mich vorher gemieden und geflissentlich übersehen

hatte. Galt es doch, mich später für seine Plane, besonders für die Vermählung des Prinzen (man dachte namentlich an eine Prinzessin aus dem sächsischen Königshause) zu gewinnen. Die Möglichkeit, ein Aussterben unseres Fürstenhauses noch abgewehrt zu sehen, war freilich auch mir ein willkommener Gedanke, und zwar erwärmte ich mich dafür aus reinem Patriotismus; nur fand ich mich nicht berufen, die Pfote des Monsignore Rinazzi zu sein, bei dem augenscheinlich nur der Gedanke im Hintergrunde lebte: im Herzen Deutschlands noch ein katholisches Fürstenhaus mehr auf einem Throne zu wissen.

Als im Laufe des Winters eintraf, was ich gefürchtet hatte, und die Gesundheit des Prinzen vom Einflusse der üblen Witterung zu leiden begann, glaubte man, ihn wieder in ein milderes Klima versetzen zu müssen. Ich schlug dazu das mittägige Frankreich vor; dies fand Anklang, und nun bestand Rinazzi, der zu hoffen schien, ich werde weiches Wachs in seiner Hand sein, angesichts der sich immer gleich bleibenden wohlwollenden Stimmung des Prinzen gegen mich entschieden darauf: ich solle Reisebegleiter werden. Endlich weigerte er sich gradezu, die Reise anzutreten, wenn ich nicht mitginge. Herr von Lindenau als Minister that mir also förmlich einen dahin zielenden Antrag im Namen des Herzogs August, allein wie lockend auch der Vorschlag war: ahnungsvoll verbot mir eine innere Stimme, ihn anzunehmen; eine zufällig von mir beobachtete Scene zwischen dem Prinzen und Rinazzi, die mich wegen des von dem letzteren angeschlagenen Tons empörte und hinsichtlich deren ich mir bei etwaigen Wiederholungen nicht kaltes Blut genug zutraute, befestigte mich in meiner Ablehnung noch mehr. Zum Glück war Herr von Lindenau einsichtig und parteilos genug, meine Weigerungsgründe selbst zu billigen; sogar Herzog August, bei dem ich mich entschuldigte, daß ich seinem Befehle ungehorsam sein müsse, antwortete mir mit dem ehrenden Ausspruche: „Ich

freue mich, daß Sie nicht aus unlauteren Beweggründen gegen Ihre Überzeugung handeln, denn in der That, Sie schicken Sich nicht zum Reisebegleiter. Bald sind Sie zu gut, bald zu hitzig; bald zur Unzeit, nur um des lieben Friedens willen, zu nachgiebig, und dann wiederum zu halsstarrig." Besser hat mich nie ein Mensch gekennzeichnet.

Herr von Bridel-Brideri, der nämliche Hofherr, welcher den Prinzen schon von Rom nach Gotha begleitet hatte, ging nun auch mit ihm (im December 1820) nach Lyon. Von dem Augenblicke an, da dies entschieden war, nahm Rinazzi so wenig Notiz von mir, als ob ich gar nicht auf der Welt gewesen wäre. Nie hat er mich in irgend einem seiner Briefe auch nur erwähnt! Ich war ihm eine ausgepreßte Citrone, weiter nichts. Nur am Schlusse des Aufenthaltes zu Lyon, als man ihn und seinen Begleiter eben — aber nicht ohne beträchtliche Jahrgehalte, die sie sich schlau gesichert hatten — auf dem kürzesten Wege über die Alpen nach Rom zurücksenden wollte und er vorher noch des Prinzen Brieftasche durchstöberte, stieß er auf meinen Schuldschein und schrieb in des Prinzen Namen einen wahren Brandbrief an Herrn von Lindenau, mit der gemessenen Weisung: „jene Summe sofort auf das allerstrengste von mir einzutreiben und nach Lyon zu senden." Auf diese Weise erfuhr Herr von Lindenau das erste Wort von dem Vorhandensein der alten Verpflichtung, denn Prinz Friedrich wie Herzog August hatten seither strenge darüber geschwiegen. Sogleich unterrichtete ich den Minister von dem ganzen Hergange der Sache; Rinazzis (alsbald wiederholte!) Anregung aber schlug für mich lediglich zum Guten aus, denn nun wurde meine Schuld nach sehr glimpflichen, mir gar nicht fühlbaren Maßnahmen des Herrn von Lindenau durch jährliche Anweisungen auf meinen Gehalt beseitigt. Damit war ich der letzten Schuldenlast überhoben, die mich noch bedrückt hatte.

Nach Ablauf des Winters kam Prinz Friedrich ohne die

Italiener — deren Entfernung ihn sichtlich erleichterte — körperlich gebessert, wenn auch geistig keine größere Regsamkeit bethätigend, nach seiner Vaterstadt zurück, wo, ohne daß ein Mensch es ahnen konnte, die Erledigung des Herzogsstuhles ihn bald auf den Thron berufen sollte. Bevor ich aber von dem unerwarteten Ableben des Herzogs August rede, muß ich noch nachtragen, wie viele unvergeßliche Freunde mir der Tod in den am Eingange dieses Abschnittes angeführten fünf Jahren raubte. Das Alter nahte sich mit mächtigen Schritten und brachte seinen Fluch mit: daß nach und nach alle uns verlassen, die wir geliebt haben. Sie sämmtlich hier aufzuzählen, wäre mir ein zu schmerzliches Geschäft, nur einigen will ich ein kurzes Nachwort widmen; dir zuerst, mein trefflicher Freund Hendrich, von dem ich in diesen Erinnerungen so oft mit jener Verehrung gesprochen habe, welche deine siebenundvierzigjährige Freundestreue und dein seltener Werth erheischte. „Die irdische Hülle nahm hier die Erde zurück, der edle Geist kehrte heim zu den Sternen" schrieb ich trauernd auf den Marmor.

Es war im Jahre 1818, als ich dem noch nicht 62 Jahre alt [am 1. Mai] gestorbenen Hendrich[1] den Grabstein setzte; die Gnade des Herzogs und das Zutrauen der Minister ließ mich in seine Stelle und in das Directorat des Kriegscollegs vorrücken. Mit was für Empfindungen nahm ich seinen Stuhl ein! —

Wenige Jahr nur, und mit anderen folgte diesem unvergeßlichen Freunde mein Universitätsgefährte Ewald, der Denker, der Philosoph, der Mitstifter der „Gothaischen Gelehrten Zeitung," der Sänger jenes schönen maurerischen Bewillkommnungsliedes an die Preußen, dessen ich oben gedachte. Ich stand mit der Loge an seinem Grabe, denn

[1] Die Todesanzeige (Allg. Anz. d. Deutschen, № 124 v. Sonnabend 9. Mai 1818, S. 1350 fg.) schreibt den Namen zwei Mal „Henderich." Die Unterzeichnung eines Stammbuchblattes für Reichard (Jena, 2?. Aug. 1771) lautet jedoch: „C. L. Hendrich."

ich hatte vor Jahren zuerst wieder die feierlichen Leichenbegleitungen bei gestorbenen Brüdern in Aufnahme gebracht; sie erwarben sich durch Würde und Anstand allseitige Theilnahme.[1] In dem nämlichen Jahre 1822 — dem bösen — ging Georg Gottlieb Leberecht Freiherr von Hardenberg als Senior seines Geschlechtes, welches der Monarchie Preußen einen Staatskanzler gab, zu Schlöben im Altenburgischen, fast neunzig Jahre alt, Abends am 16. Januar zur ewigen Ruhe ein. Allbetrauert endigte dieser herrliche Mann, der mir seine Theilnahme — ich darf sagen, seine Freundschaft ungeschmälert erhalten hatte, sein merkwürdiges Leben. Arm und klein hatte er seine Laufbahn begonnen; an ihrem Ziel schmückten ihn hohe Ehrenstellen und seine Erben fanden eine halbe Million. Durch eigene Anstrengung war er, was er nur immer sein wollte: feiner Hofmann, Gelehrter, Sprachforscher und noch in vorgerückten Jahren ein Astronom wie Zach. Ewig schade, daß seine gewählte, reichhaltige Bücher- und Instrumentensammlung unter den Hammer kam! Zweckmäßiger hätte die Erbin sie einer öffentlichen Anstalt überwiesen. — Hätte er Denkwürdigkeiten hinterlassen wollen — sie würden über gar viele Dinge seltsame Aufschlüsse bringen. Hier die Erzählung aus seinem Munde, auf welche Weise Napoleon zuerst für den Herzog August günstig gestimmt wurde, was 1806 dem Lande so wohlthätig zu Statten kam. Es war zu der Zeit, als der geniale Emporkömmling sich noch Consul nannte. Herzog August ließ sich beständig sehr viele seiner Bedürfnisse aus Paris kommen, namentlich Parfümerien und seine vielen und mannichfaltigen Perücken. In einem Briefe, worin er solche wiederum bestellte, äußerte er sich sehr breit und ungemein rühmlich über den Consul, erwähnte auch, was er selber in dem und dem Falle (leider

[1] „Die erste feierliche Leichenbestattung war die des B. Ekhof, im Jahre 1778. Wohl konnte die Loge nicht weniger für ihren ersten Meister und Stifter thun.“ (Reichard, Logengeschichte S. 24.)

habe ich vergessen, welchen es betraf) an Napoleons Statt thun würde. Durch eine Kette von Zufällen bekam dieser letztere den Brief in die Hände, und als er bei'm Lesen an diese Stelle gelangt war, deren Nachsatz auf dem letzten Blatte stand, rief er, indem er umschlug: „Diable, que veut-il, que je fasse?“ Und siehe! Herzog Augusts Gedanke traf ganz mit demjenigen Napoleons zusammen, was diesem natürlich einen hohen Begriff von der Einsicht des Herzogs beibrachte.

Mit der Erwähnung des Ablebens Hardenbergs bin ich aber leider mit der Todtenliste des „bösen“ Jahres noch nicht fertig; dem würdigen Greise folgte am 3. April 1822 mein Freund Bertuch in Weimar. Länger als funfzig Jahre war ich literarisch mit ihm treu verbunden gewesen; er war von einer Thätigkeit, einer Umsicht, einem Schöpfungsgeiste, einem Scharfblick in Leitung der verschiedenartigsten Geschäfte, wie man es schwerlich oft wiederfinden wird. Vierzig Geschäftsbriefe konnte er an Einem Tage schreiben, und stets war es, als habe er nur den einzigen geschrieben. Er schläft im heiligen Grabeshain einer seiner Schöpfungen: des herrlichen Gartens hinter dem Landesindustriecomptoir zu Weimar, den er aus einer Wüstenei hervorgehen ließ. Ihn ehrten als Maurer, als Bürger und als Menschen drei gehaltvolle Reden.

Daß auch meine Tante Bube 1822 starb, sagte ich schon früher, aber noch ein anderer Todesfall einer hochverehrten Matrone sollte mich schmerzlich treffen, als handle es sich um eine Blutsverwandte; es war derjenige der einundachtzigjährigen Madame Bethmann zu Frankfurt a. M. Der Aufenthalt, den sie einst mit ihrer Familie in den neunziger Jahren zu Gotha genommen, hatte mir ihr dauerndes Wohlwollen zugewendet, von dem ich nah wie fern stets schmeichelhafte Beweise erhielt; noch 1817 hatte ihre liebenswürdige Schwiegertochter[1] es sich nicht nehmen lassen, mir und meinen Kindern

[1] Louise Friederike geb. Boode. Geb. am 13. April 1792 zu Amsterdam, wurde sie daselbst am 10. September 1810 zur Ehe eingesegnet mit Simon

Danneckers Meisterwerk, die auf dem Panther reitende Ariadne, in dem reichen Museum ihres Gatten, des als Geschäfts- und Staatsmann wie als Kunstbeschützer in gleichem Maße verdienten Sohnes meiner alten Gönnerin, selbst zu zeigen. Schon damals hatte die liebe Matrone das Augenlicht verloren; dennoch aber stand sie mit Würde der Hausehre vor, empfing die Gäste und wußte mit jedem, der ihr vorgestellt wurde, sogleich ein ihm zusagendes Gespräch verbindlich einzuleiten. Es war ein hoher, edler Geist, der sie belebte; immer zog er mich zu ihr hin, weil es mir wohlthat, zu wissen, daß er mit mir harmonirte.

Zuletzt habe ich noch anläßlich seines am 7. Februar 1823 plötzlich erfolgten Todes von einem Manne zu sprechen, der erst im Jahre 1820 in seine Vaterstadt Gotha zurückgekehrt war, die er früh verlassen hatte, um sich draußen in der Welt mit Ruhm zu bedecken. Dieser Mann war der königl. niederländische Generallieutenant Baron Anthing, jüngerer Bruder jenes auf seinem Lebenswege nicht so glücklichen, von mir erwähnten Adjutanten Suworows und meisterlichen Silhouetteurs,[1] der schon im August 1805 zu St. Petersburg gestorben war. Die Lebensgeschichte des Generals ist ein Gewebe seltener, immer vom Glücke begünstigter Ereignisse; sein Vater war ein geschätzter Prediger in Gotha, der als Opfer seiner Pflicht bei Gelegenheit einer Epidemie unter dem Zuspruche am Bette Sterbender dahingerafft wurde. Er hinterließ eine Wittwe mit vielen Kindern, aber kein Ver-

Moritz v. Bethmann geb. zu Frankfurt am 31. October 1768, gest. am 28. December 1826 ebenda. In zweiter Ehe vermählte sich S. M. v. Bethmanns Wittwe am 6. April 1828 mit Matthias Franz Borgnis, nachherigem Associé von „Gebrüder Bethmann.“

[1] Als solchen feierte ihn 1789 Goethe mit den für sein Schattenriß-Album gedichteten (in Hempels Ausgabe fehlenden) Zeilen:

„Es mag ganz artig sein, wenn Gleich' und Gleiche
In Proserpinens Park spazieren gehn;
Doch besser scheint es mir, im Schattenreiche
Herrn Anthings sich hier oben wiedersehn.“

mögen. Der jüngste Sohn — eben jener niederländische General — griff zur Muskete. Mit Mühe nur konnte er im vaterländischen Militär als Cadett Zutritt finden; endlich nahm man ihn nicht sowohl bei dem Leibregimente, als dem ersten, sondern bei dem erbprinzlichen Regimente in Altenburg, als dem zweiten an. Hier litt er sehr unter dem Drucke schlechter Behandlung, bis es einem Verwandten gelang, ihn als Fähndrich bei dem damals in holländischem Solde stehenden Infanterieregimente des Gothaischen Landes, kurzweg „holländisches Regiment“ genannt, anzubringen; der Herzog ernannte bei diesem Regimente die Offiziere und das Land stellte die Rekruten; die Vornehmen in Gotha betrachteten es als eine Art von Sibirien, aber es war ein vorzügliches und bewährtes Regiment von Alters her. An dieser Stelle wurde der junge Fähndrich wegen seines Fleißes und Diensteifers bald besser gewürdigt. Der Revolutionssturm, der aus Frankreich auch bis nach Holland hinüberwehte, gab Anthing Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Je nachdem nun Holland im Wechsel der Zeiten wechselvollen Schicksalen unterlag, änderten sich auch Anthings Dienstverhältnisse, aber als Oranier wie als Republikaner, als Königlicher wie als Napoleonischer, als Bourbonist und endlich wieder als Oranier änderte sich nie seine unentwegte Pflichttreue, und darum ehrten ihn alle Parteien. Von Stufe zu Stufe stieg er schnell empor; zuerst sah ich ihn wieder als Obersten eines Regiments im damaligen Bernadotteschen Corps, 1805 in Frankfurt. Er war es gewesen, der unter der Repubik im Haag als Platzmajor die Deputirten hatte verhaften lassen, nachdem er wenige Zeit zuvor, als Prinzlicher, mit einem schwachen Piket die „Patrioten“ bei dem beabsichtigten Durchstechen eines Dammes überfallen und verjagt, auch bei der Übergabe von Heusden, die er als Subalterner nicht hindern konnte, wenigstens die Fahne des Regiments gerettet hatte. Nach und nach stieg er bis zum Generalmajor; seine Brigade

war es, die eigentlich Stralsund nahm und Schills Corps aufrieb; der Kopf dieses wackeren, eines besseren Schicksals würdigen Helden wurde, in Spiritus aufbewahrt, lange Zeit von einem Stabschirurgen eines der unter Anthing stehenden Regimenter mitgeführt. Schwerlich hätte auch der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls die Weser und Elsfleth erreicht, wäre der Ober-General Reubell auf den Vorschlag Anthings eingegangen, ihm zu erlauben, mit der Reiterei seiner Brigade und der Infanterie auf Wagen dem Herzoge nachzusetzen. Unter Napoleon wurde Anthing Divisionsgeneral und Baron mit Dotation; bei Lützen commandirte er eins der Vierecke (ich sprach von diesen oben) und wurde verwundet; die Schlacht von Bautzen machte er aber schon wieder mit, erstürmte eine der Höhen und wurde von neuem, diesmal sehr schwer verwundet. Als er nach der Heilung sich bei Napoleon zum Dienste meldete, befahl ihm dieser, sich zu schonen und sandte ihn nach Straßburg, wo er Truppen organisiren sollte. So hatte Anthing das Glück, der Katastrophe von Leipzig auszuweichen; seinen Namen hatte Jomini als Chef des Generalstabes von Ney in seinen Paß gesetzt, um durch die Vorposten zu den Verbündeten überzugehen [14. August 1813]. Nach dem Frieden nahm der König der Niederlande Anthing aus dem französischen als General-Lieutenant in seinen Dienst und machte ihn zum Militär-Gouverneur von Batavia. Als die bestimmte Zeit seines dortigen Aufenthaltes verflossen war, schiffte sich Anthing nach Europa ein, und wieder zeigte sich bei dieser Gelegenheit das Walten seines guten Sterns: zuerst ging er nämlich mit seiner liebenswürdigen Familie an Bord des Admiralschiffes, vertauschte dieses aber kurz vor der Abfahrt aus geringfügigen Ursachen mit einem anderen. Jenes Admiralschiff scheiterte an einer wüsten Insel; dasjenige, welches den Baron Anthing trug, kam glücklich in Europa an. Gesundheitsrücksichten nöthigten Anthing nun, den Abschied zu

nehmen, den ihm sein König mit einem ansehnlichen Ruhegehalte bewilligte. Jetzt kam der General in seine Vaterstadt zurück; eine lange und bewegte Laufbahn hatte er mit seltenem Glücke und seltener Auszeichnung durchmessen, und mit Wahrheit durfte er von sich sagen: „Was ich bin, bin ich durch mich selbst." Nun, da er strahlte im Glanze von Reichthum, Rang und Orden — Denkmälern seiner Verdienste — konnte man ihn in Gotha nicht genug ehren; mit größter Auszeichnung lud man ihn an allen Hof- und Galatagen in das nämliche Residenzschloß, vor dessen Thoren als Cadett zu schultern man ihn einst kaum für würdig hielt. Stets werde ich es zu den Glücksfällen meines Lebens rechnen, daß ich mich der Freundschaft dieses merkwürdigen Mannes rühmen durfte, der gegen mich als Excellenz und Gouverneur von Indien der nämliche blieb, wie früher als Cadett und Lieutenant. Anspruchslos wie Anthing war, redete er wenig und selten von sich und den Zeitereignissen, an denen er doch in so hervorragender Weise theilgenommen hatte, daß auch seine Memoiren, wenn er sie niedergeschrieben hätte, die wichtigsten Aufklärungen in Betreff mancher Einzelnheiten aus unserer neuesten Geschichte geben müßten.

Schmerzlich erschütterte der unerwartete Hintritt des erst sechsundfünfzigjährigen Mannes jeden, der ihm nahe stand; er starb jählings an einer Entzündung, allgemein beklagt. In der „Staats-Zeitung"[1] habe ich ihm einen kurzen Nachruf gewidmet.

So fiel der finstere Schatten des Jahres 1822 drohend noch hinüber in den Beginn des neuen. Wohl hatte ich recht, jenes ein „böses" Jahr zu nennen, denn den in seinen Wirkungen am tiefsten eingreifenden Todesfall habe ich jetzt noch zu besprechen. Es war das Ableben des Herzogs August, welches am 17. Mai 1822 erfolgte.

[1] „Nationalzeitung d. D.," 10 St. v. 5. März 1823, S. 155.

23.

Ein Blitzstrahl, der bei heiterem Himmel niederfährt und zündet, kann nicht unerwarteter kommen, als Herzog Augusts letzte Krankheit und Tod. Es war am Nachmittage des 11. Mai, als ihn nach mehrtägigem Übelbefinden ein (der ärztlichen Nachricht zufolge) „gallig-rheumatisches Seitenstechfieber" befiel. Kurz vorher war er von einer Fahrt nach Coburg zurückgekehrt, und zwar schon leidend, was man den durch die Reise verursachten Abweichungen von seiner gewohnten Lebensweise zuschrieb; er hatte viel starkes Bier getrunken und gleich in Gotha bei Tafel ungewöhnlich viel Hummer gegessen, auch sich durch dünne Schuhe im nassen Grase (im Garten des Lusthauses seiner Gemahlin) erkältet. Abends verbrannte er eine Scheibe Kampher und schlief in diesem Qualm; Nachmittags darauf erkrankte er ernstlich. Man verordnete sofort starke Vomitive und Anlegung einiger zwanzig Blutegel an der schmerzhaften Stelle, indem man von dem Gedanken an eine Entzündung ausging. Wirklich verminderte sich das Fieber und der Schmerz; doch wurde auf Verlangen des Leibarztes Hofraths Dr. Dorl schon am 13. Morgens ein reitender Bote an den Geheimrath Stark zu Jena abgeschickt, der mit Hilfe der theilnehmenden Fürsorge des Großherzogs von Weimar noch am nämlichen Abend 11 Uhr anlangen konnte. Schon fühlte Herzog August selbst das Gefährliche seines Zustandes; er verlangte aus eigener Bewegung das heilige Abendmahl. Am 14. Mai wurden

die Befürchtungen so ernst, daß dem Herzog zur Ader gelassen werden mußte; nach Verlauf weniger Minuten konnte über die Gewißheit seines Todes kein Zweifel mehr herrschen. Eine plötzliche Schwäche der gefährlichsten Art trat ein, die schnellen, heftigen Mittel und der Aderlaß schienen die Lebenskräfte jählings gebrochen zu haben. Die fernere Anwendung ärztlicher Mittel mußte unterbleiben, nur die noch jugendliche Kraft des Körpers widerstand dem Tode. In dem schwacherleuchteten Zimmer des Herzogs weilten die Ärzte, die ihn zu retten gehofft hatten, und die Kammerleute, die den schon Sprachlosen warteten; zwei andere offene Zimmer trennten die versammelten Minister und die zum Hofstaate gehörige Dienerschaft von ihm; in dem darauf folgenden nächsten Gemache befand sich tiefgebeugt die Herzogin. Einzelne, mochten sie vornehm sein oder nicht, konnten ungehindert ein- und ausgehen; es war, als sollte die Freiheit des Zutritts zum Herzog August bis zu dessen letztem Athemzuge bewahrt bleiben. Er starb am 17. Mai, Nachts gegen zwei Uhr; auf seinem Gesichte, dessen Züge in Folge der Krankheit schärfer ausgeprägt waren, ruhte der Geist noch, der es belebt hatte, aber in tieferem Ernste. Der Kunstreichthum des Krankenzimmers, wie jener der zum Durchgange geöffneten Gemächer, das fortdauernde Schlagen der Nachtigall, welches vom Vorzimmer aus zu hören war, und im Gegensatze dazu die Bekümmerniß auf den Mienen und das Weinen der Anwesenden bei dem Anblicke der fürstlichen Leiche — alles dies im Verein weckte die widersprechendsten Gefühle.

Schon im Jahre 1811 hatte Herzog August eine letzte Verfügung getroffen, worin er die Wahl des Platzes zu seiner einstigen Beisetzung lediglich der Bestimmung seiner Wittwe überlassen hatte; der Nachfolger, Herzog Friedrich, befahl, in allen das Begräbniß betreffenden Dingen den Anordnungen der Herzogin Caroline Amalie nachzukommen.

Der Bruder war durch den Tod des Bruders tiefgebeugt; in dem Tagebuche, welches Herzog Friedrich eigenhändig führte, steht am Sterbetage: „Jour de deuil; j'ai perdu mon frère unique!“

Eine frühere Äußerung des Herzogs August im Gedächtniß tragend, bestimmte ihm seine Wittwe als letzte Stätte einen Ruheplatz auf der stillen Insel des Parkes, neben den Gräbern des Herzogs Ernst und der beiden vorangegangenen Brüder des Entschlafenen. Die Beerdigung erfolgte am späten Abend des 20. Mai; es war die feierlichste, welche in Gotha je gesehen wurde. Das Geleite war unabsehbar, dennoch herrschte Ordnung und die größte Stille. Langsam, unter dem Trauerklange aller Glocken, trug man den Sarg, dem Fackelträger voranschritten und folgten, durch die hohen Baumgewölbe zu der mit Blumen und Laub geschmückten Gruft, an welcher Reden gehalten und Lieder gesungen wurden; letztere von der Herzogin-Wittwe selbst ausgesucht, deren Wahl u. A. auf die von dem Verstorbenen gedichteten (von Himmel componirten) Verse aus dem „Kyllenion“ gefallen war:

„Sterne trennen sich von Sternen,
Und der Thau benetzt die Flur;
Geister trennen sich von Geistern,
Und es löschen Opferflammen.
Herzen trennen sich von Herzen
Und es löschen Beider Leben.“

Alles trug den Charakter des größten Pompes, so recht wie es der sich seiner hohen Stellung immerfort bewußt gewesene Fürstensinn des Dahingeschiedenen stets geliebt hatte. Zum erstenmale paradirte bei dieser Gelegenheit — seltsamer Zufall! — die herzogliche Leibgarde in der kurz vorher von dem Todten selbst gewählten neuen Uniform, mit schwarzen Abzeichen und Schärpen. Dieses nur einige sechszig Mann starke, aber auserlesene Corps zogen Aller Augen auf sich;

es war der Rest eines Kürassier-Regiments aus des großen Montecuculi Feldzügen. Der Dienst an der Leiche des Herzogs August war der letzte, welchen die Leibgarde that; ein Vierteljahr später war sie aufgelöst.

Der Verstorbene war secirt und von überraschender innerer Gesundheit befunden worden; das Blut zeigte keine Spur von Entzündung. Bei seiner Leibesbeschaffenheit hätte Herzog August neunzig Jahre alt werden können; um so räthselhafter bleibt das jähe Ende des noch nicht funfzigjährigen Fürsten. Einen ebenfalls in hohem Grade räthselhaften Anblick bot sein Leichnam dar, welcher vom Scheitel bis zur Sohle von einer vorher nie beobachteten Gipsweiße war und blieb. Auch die Lippen waren kreideweiß. Ein Arzt versicherte, er habe unzählige Leichen gesehen, aber noch niemals eine von solcher Weiße. Sonderbar kann man auch den Zufall finden, daß Herzog August, wie vordem seine erste Gemahlin, die Erbprinzessin Louise Charlotte, unter der medicinischen Behandlung eines Stark (des Neffen; jener war der Oheim; beide hießen Johann Christian) das Leben aushauchte. Fern sei es von mir, diesen berühmten Arzt der geringsten Vernachlässigung zeihen zu wollen; aber der Kranke war ihm fremd, die Geschichte der Krankheit vernahm er nur aus dem Munde Anderer, und — man soll es verschwiegen haben, daß man dem Herzog im letzten Jahre auf sein Verlangen die Flechten mit starken Mitteln vertrieben hatte! Wie bemerkt, arbeitete man auf eine Entzündung hin, und nach dem Aderlasse schwanden die Lebenskräfte erschreckend schnell. Als man nun das Blut von jeder Entzündung frei sah, schützte man den Dampf jener verbrannten Kampherscheibe vor, in welchem der Herzog geschlafen; der Hummer sollte eine Unverdaulichkeit herbeigeführt haben u. s. w. Fest steht nur das Eine: daß durch die Lebensweise des Herzogs reicher Stoff zur Krankheit aufgehäuft sein mußte; auch machte er

zuweilen chemische Versuche auf eigene Hand, wie eben mit dem Kampherbrennen. Man munkelte so etwas von Blausäure. —

Herzog August Emil Leopold war der sechste seines Hauses, den ich mit bestattete. Zu seinen näheren Umgebungen habe ich nie gehört, nichts desto weniger war er mir zeitlebens gewogen, wovon ich schon einzelne Belege mitgetheilt habe. Stets wurde ich von ihm mit Auszeichnung und Wohlwollen behandelt, ebenso meine Familie, wie er denn meinen Schwiegersohn, den Baron von Goechhausen, dessen Freimuth und geistreiche Lebendigkeit ihn ansprach, ganz aus eigener Bewegung erst zum Kammerherrn ernannte und ihn dann in sein Finanzcollegium setzte. Daß er mich in der vorbeschriebenen Weise zum Geheimen Kriegsrath erhob, war gleichfalls lediglich sein eigener Gedanke. Er ehrte Anhänglichkeit, und in seinem Gedächtniß war meine Treue für seinen Vater nicht erloschen. Auch ihm, als dem Sohne, blieb ich stets aufrichtig zugethan, wie ich denn auch der erste war, der ihm in der „Staatszeitung“[1] einen kleinen Nekrolog widmete, der vielfach von anderen Zeitungen nachgedruckt wurde.

C. A. Böttiger, der den Herzog August persönlich gekannt hatte, nannte ihn mir gegenüber in einem Briefe [vom 25. Mai 1822] „aus Eitelkeit Weichling, aus Witzsucht Sonderling, übrigens den edelsten Menschen, und dabei sehr klug.“ Diesen treffenden Worten will ich nachstehend noch meine eigenen Ansichten auf Grund meiner Erlebnisse hinzusetzen.

Große Klugheit, kein bösartiges Herz, aber beißender Witz, dabei Gefühl für Edelmuth — das waren allerdings die Grundzüge seines Charakters. Als Regenten kann man den Herzog August nicht eines einzigen Gewaltstreichs, nicht

[1] „Nationalzeitung d. D.,“ 21 St. v. 22. Mai 1822, S. 349.

einer einzigen vorsätzlichen Ungerechtigkeit zeihen. Er folgte dem Rathe seiner Minister, denen er sich oft anfangs hartnäckig widersetzte, aber endlich doch nachgab, weil in seinem Inneren ein Sinn für Recht und Billigkeit lag, der für sie sprach. Er ließ es sich sogar in den letzten Jahren seines Lebens gefallen, daß — um dem Mißbrauche seiner Freigebigkeit und dem immer wachsenden Strome seiner riesenhaften Privatschulden einen Damm zu setzen — bekannt gemacht wurde: „seine Unterschrift solle bei Dokumenten und Schuldscheinen nur durch die Gegenzeichnung seiner Minister bindende Kraft erhalten.“ Nun waren aber diese Minister — ein seltenes Glück meines Vaterlandes seit so vielen Regenten! — auch unter Herzog August wahre Biedermänner; hätte sich ein räudiges Schaf, oder unter die Vertrauten eine Art von Regierungs-Palmer eingeschlichen (von diesem Patron rede ich weiter unten), durch dessen Einflüsterungen der Herzog auf den Gedanken gekommen wäre, seine Souveränetät, die er sehr hoch hielt, geltend zu machen — dann allerdings hätte es schlimm mit Land und Leuten kommen mögen. So aber begnügten sich die eigennützigen Absichten seiner Vertrauten mit der Erhaschung von Geschenken an Geld und Geldeswerth. Die Ungnade des Herzogs erschwerte höchstens einmal eine vorgeschlagene Beförderung, ohne sie jedoch ganz zu hindern; oder sie zeigte sich in den boshaften Äußerungen seines beißenden Witzes, den er oft bei Tafel mit lauter Stimme rücksichtslos geltend machte, wie er denn z. B. eines Tages erzählte: „heute habe er einen gewissen Beamten zum Rath ernennen müssen,“ und darauf das Lied anhub: „Auf Gott, und nicht auf meinen Rath, will ich mein Glücke bauen.“ Dergleichen Ausfälle und Rügen hatten aber sogar ihr Gutes, denn sie fruchteten, indem die umstehenden Bedienten sie bald stadtkundig machten. Die Vornehmen fürchteten daher die Satyre des Herzogs sehr, weil sie oft

wunde Flecken traf, und so wurde manche Schlechtigkeit verhütet. Man scheute sich mehr vor dem Herzog August und seinem Spott, als vor dem würdigen Ernste seines trefflichen Vaters, der es höchstens bei einem stummen Achselzucken bewenden ließ, wenn es ihm zu arg wurde. In vielen Dingen wurde der Herzog zum Wohlthäter seines Landes, z. B. dadurch, daß er von Napoleon den Erlaß der Contribution von 1,700,000 Franken nebst noch anderen darauf erfolgenden Erleichterungen auswirkte, die er durch sein Dableiben erzielte. Auch dieses Ausharren mit seinem Volke in der Stunde der Gefahr ist ein schöner Zug — um so mehr, als Herzog August 1806 am 14. October früh schon entschlossen war, nach Altenburg zu fliehen, wozu ihn die Herzogin beredet hatte; auf die Vorstellungen des greisen Ministers von Frankenberg blieb er aber in Gotha. Auch die bedeutende Verschönerung der Umgebungen der Stadt, welche er ausführte, bleibt dankenswerth, ist sie gleich sehr kostbar und an vielen Stellen nutzlos. Doch das war mehr die Schuld der Planlosigkeit, Grillen und Vorspiegelungen des Architekten, als diejenige des Herzogs, der vielmehr auch in diesem Falle auf begründete Vorstellungen hörte; der alte Obergärtner Wehmeyer z. B. fragte einst bei der Überzahl von Kieswegen: „ob man auch berechnet habe, wie viele Tausende die Unterhaltung derselben jährlich kosten werde?" — „Sie machen immer Schwierigkeiten," lautete die unwillige Antwort des Herzogs, der aber doch in der Folge bewies, daß er sich die Worte des Alten überlegt habe.

Eine ganze Reihe von Wohlthaten, die Herzog August seinem Lande erzeigte, ließen sich noch aufzählen; nur kann ich dahin das Irrenhaus schlechterdings nicht rechnen, denn dieses wäre selbst für eine größere Bevölkerung im Verhältniß viel zu groß. Durch die verschwenderisch getroffene Einrichtung desselben und die großen Kosten, welche seine Unterhaltung erheischt, gehört es daher mehr unter den unnöthigen

Aufwand. Der allerdings war die schwächste Seite des Herzogs; hervorheben muß ich jedoch, daß nie das Land, sondern nur der Fürst selbst und sein Privatsäckel darunter litt. Zurückzuführen ist diese Verschwendung lediglich auf die grenzenlose Eitelkeit des Herzogs, welche — ursprünglich geweckt durch eine falsche Erziehung — später leider Nahrung fand durch die Schmeicheleien mancher Speichellecker in seiner Umgebung. So erklärt sich der weibische Zug in seinem Wesen; sein Umgang mit schönen Mannspersonen und (in den ersten Jahren seiner Regierung) mit einigen Damen. Eine Kundgebung seiner Eitelkeit war auch sein Vergnügen daran, gemalt zu werden; es gibt von ihm zahllose Porträts: als Raphael (im Mai 1811 gemalt vom Professor Jagemann aus Weimar), als Apollo oder in irgend einer anderen Maske. Auch meiner Nichte Louise Seidler hat der Herzog gesessen,[1] wie denn überhaupt wenige Maler nach Gotha kamen, die ihn nicht abgebildet hätten. Sein ähnlichstes Porträt — gemalt von Grassi — besitzt unstreitig mein Schwager Jacobs.[2]

Daß ernste Vorstellungen eines wahren, von ihm geprüften und anerkannten Freundes (er selbst verachtete manchen seiner Günstlinge und sagte oft: „Ich habe keinen Freund!") bei dem hellen Verstande des Herzogs ihm eine ganz andere, würdigere Richtung gegeben hätten, davon bin ich überzeugt, denn schon entfernte er aus eigener Ueberlegung in seinem reiferen Alter manche Auswüchse. Im Stillen habe ich ihn oft mit Lorenz von Medicis, dem Prächtigen, verglichen,

1 Vergl. deren „Erinnerungen," S. 70 fg. Louise Seidler malte den Herzog bald nach Jagemann, im Winter 1811; ergötzliche Einzelnheiten darüber a. a. O. S. 73. „Das letzte Portrait (von Döll dem Sohne), dem Geh.-Raths-Präsid. v. Trützschler zu seiner Dienstjubelfeier bestimmt, den Bürgerkranz und das Großkreuz des sächs. Verdienst-Ordens überreichend, ist erst vor Kurzem vollendet." Reichards „Brief eines Reisenden," Juni 1822, in der Allgem. Zeitung.)

2 Es stellt den Herzog „im Momente des Dictirens" vor; als Kupfer (von Steinla) findet man es vor Band 12 von Hennings „Deutschem Ehrentempel." (Gotha, 1832.)

mit welchem er wirklich manche Aehnlichkeit hatte. Bei diesem Prächtigen mag wohl auch die Eitelkeit zum Hebel vieler Dinge gedient haben. — Leider hatte man dem Herzog August weder in seiner Jugend, noch selbst später, Geld in die Hände gegeben, oder ihn auch nur mit dem Geldwerthe vertraut gemacht; der Fürst, der Tausende wegschenkte, wäre nicht im Stande gewesen, einen Thaler nach Groschen und Pfennigen zu zählen. Es ging ihm, wie dem Spieler, der mit Marken spielt und diese zu ganzen Händen voll auf die Karte setzt, während er mit wirklichem Golde oder Silber sich weit anders bedenken würde. Weil es ihm immerfort an baarem Gelde gebrach, so war er in Waaren über Gebühr freigebig, denn diese konnte er zu hohen Preisen und Procenten stets auf Wechsel erhalten; da jedoch zuletzt deren Zahlung nach zwanzig- und mehrjährigen Fristen angesetzt war, so kosteten dem Fürsten die Artikel, welche er verschenkte, das Zehn- und Zwanzigfache ihres wahren Werthes. Beispielsweise fand man gelegentlich der Inventur in einem Zimmer Oele, gebrannte Wasser, Eaux de senteur, Pomaden, Schminken, Obstweine und ähnliche Dinge immer zu zwölf Dutzenden; nach den Rechnungen hatte das alles nicht weniger als vierzigtausend Thaler gekostet, war aber nun keine viertausend werth, denn der Fürst hatte das Depot vergessen und vieles war verdorben. Die Bestände wurden nachher verkauft und mehrere tausend Thaler daraus gelöst.

Der Herzog äußerte in meiner Gegenwart einmal bitter: mit allen seinen Wohlthaten schaffe er sich doch nur Undankbare. In der That wurden seine Geschenke häufig ganz ungescheut von den Beschenkten mit 25 oder 30 Procent ihres Werthes an den Dritten wieder versilbert, worin namentlich Palmer starkes leistete. Daß die geschenkten Waaren von den Empfängern umgetauscht wurden, war das gewöhnliche; so z. B. hatte er einst in Leipzig für einige hundert Dukaten echtes Rosenöl gekauft und unter verschiedene Per-

sonen aus seiner Umgebung vertheilt; die alte Generalin von Zastrow vertauschte das, was sie empfangen, sogleich wieder gegen andere, ihr nützlichere Dinge um hundert Thaler. Erfuhr er dergleichen, so nahm er es bisweilen übel; ungehalten war er z. B., als der Gratulationsgesandte eines Hofes, dem er bei seinem Regierungsantritte eine Dose mit einem Brillanten im Werthe von 5000 Thalern gab, letzteren an einen Juwelier verkaufte. Als ein Günstling von ihm die Patentpistolen aus dem Nachlasse des Herzogs Ernst erhalten und zu Gelde gemacht hatte (ich gedachte oben dieser Pistolen als eines Gegenstandes meiner stillen Wünsche) mußte der Käufer sie zurückgeben und sich ein paar andere in Suhl bestellen. Dann wiederum — je nachdem er bei Laune war — litt es der Herzog, daß die von ihm an seine Günstlinge geschenkten Häuser, Mühlen, Landgüter u. s. w. von den Empfängern wieder verkauft werden durften. Ein heimgefallenes, ansehnliches Lehen, Liebenstein, schenkte er noch ein Jahr vor seinem Tode einem Lieblinge, dem er es versprochen hatte; denn strenge Gewissenhaftigkeit im Halten einer einmal gegebenen Zusage war eine seiner Tugenden. Jener verkaufte Liebenstein schon einige Wochen darauf. Wenn es wahr ist, daß die Schuldenmasse des Herzogs bei dessen Tode 541,000 Thaler betrug, so ist ihre Größe nicht nur kein Wunder, sondern es erscheint bei dem vorhin von mir geschilderten Geschäftsgange eher wunderbar, daß sie nicht weit riesiger ist, denn wenn man mit den 18 Regierungsjahren in jene Summe hinein dividirt, so fällt noch immer wenig genug auf's Jahr; es giebt Regenten seiner Zeit, gegen deren Schuldenhöhe die Verschuldung des Herzogs August als eine wahre Kleinigkeit gelten kann.

Nun ein Wort von Palmer. Der Mann soll ein Jude gewesen sein, die Frau aber — angeblich aus altadeliger Familie! — eine Köchin aus Wien. Ich selbst sah sie an der Tafel des Fürsten wie eine Pagode nur nach den Winken

ihres Mannes Zunge und Betragen modeln. „Palmer“ war wohl nicht der wirkliche Name dieses Schwindlers; dies wird schon dadurch wahrscheinlich, daß er früher zu Paris und dann an einem dritten Orte einen anderen Namen geführt hat, wie ich von unverdächtigen Zeitgenossen weiß. Daß er als ein Mann von Kopf gelten mußte, mancherlei Kunstkenntnisse besaß und dabei fein gebildet im Umgange erschien wie wenige, daß er ferner in den ersten Städten Europas wie zu Hause war, ist unbestreitbare Thatsache. In einem Einspänner hielt er mit Frau und einem Jungen als Jokey seinen sehr demüthigen Einzug zu Gotha; bald aber wußte er die Bekanntschaft zweier herzoglichen Günstlinge, eines Malers und eines vormaligen Kaufmanns, zu gewinnen, und nachdem er einmal bei Hofe Fuß gefaßt hatte, konnte ihm, dem gewandten Manne, der die Kunstliebe des Fürsten sogleich durch Gemälde, Schmucksachen, überhaupt jede Beförderung seiner Kunstlaunen in Anspruch nahm, die entschiedenste Zuneigung des Herzogs je länger, desto weniger entgehen. Sein erstes Glück soll er mit zwei Bildern von Gerhard Dow gemacht haben, die der Herzog um ungeheure Summen kaufte.[1] Dabei erleichterte ihm Palmer jede Erwerbung listig durch Papiergeld, Schuldscheine, vorgespiegelte Uneigennützigkeit und persönliche Verehrung u. s. w. Der Herzog machte ihn sehr bald zu seinem Legationsrath mit der Erlaubniß, die große Uniform seiner Geheimen Kanzlei zu tragen, zog ihn oft zur Hoftafel, ja, beehrte ihn selbst mit seinen Besuchen und sah ihn fast täglich um sich, so den hergelaufenen Mann in jeder Weise auszeichnend. Palmer erhielt z. B. den „Bade-Orden von Tonna“; eine Dekoration, welche Herzog August während seines Gebrauchs eines Schwefelwassers und zum Andenken daran

[1] „Eine alte Frau, an einem Wollenrade spinnend,“ von Gerhard Dow, bezahlt mit 13,000 Thalern, befindet sich in der herzogl. Gemäldegallerie zu Gotha: Abtheilung VIII, № 11.

stiftete; jener Flecken in der Nähe von Langensalza, wie die ganze Gegend überhaupt, hat nämlich Schwefelquellen. Der Tonnaer Bade-Orden war sehr bald verschollen, aber Palmer der Kluge erschien nie vor dem Fürsten, ohne das weiße Bändchen im Knopfloch.

Bei solchem Laufe der Dinge konnte es nicht fehlen, daß Palmers Vermögensstand sich ansehnlich hob. Er kaufte ein schönes Haus mit einem großen Garten, das er auf das prächtigste möblirte; die Mahagonisachen zu diesem Behufe ließ er eigens aus Holland kommen, andere Möbeln aus Paris und Berlin. Unter den letzteren befanden sich einige höchst sonderbare Stücke, z. B. ein vierschläfriges Bett aus Mahagoni, worin man nach Gefallen in der Länge oder in der Quere liegen konnte; ein Stehspiegel von der enormen Größe einer Doppelthür u. s. w. Auch verschrieb er für hundert Karolin Rosen aus Holland, und noch kurze Zeit vor seiner Entweichung gab er ein kunstvolles Stacket von Eisen zur Umzäunung seines Gartens in Bestellung. Längst hatte sich natürlich der Einspänner in eine schöne Equipage verwandelt; ferner hielt Palmer stets offene Tafel, man aß fürstlich bei ihm, und die Vornehmsten gingen mit dem gastfreien Manne um; namentlich drängte sich ein großer Theil der Umgebungen des Herzogs an ihn. (Ich selbst bin mit Palmer nie in Berührung gekommen, kann also über den Glanz seiner geselligen Zusammenkünfte weder als Augen-, noch Ohren- oder Zungenzeuge reden.) Dies Wesen dauerte einige Jahre; plötzlich kamen Wechsel mit Protest zurück. Palmer unternahm häufige Reisen und — kehrte endlich sammt seiner Frau nicht mehr wieder. Die Gläubiger, ausländische Bankiers, schlugen Lärm; bei der Inventur fand sich, daß die besten Stücke an Gemälden, Silber, Kostbarkeiten u. s. w. mit Palmer verschwunden waren. Die Gerechtigkeit ging ihren Gang, er wurde in öffentlichen Blättern citirt und schrieb aus Spanien: er werde alles bezahlen;

die herzoglichen Papiere hätten ihn in zu große Verluste gebracht u. s. w. Herzog August entschuldigte ihn stets und nahm seine Ehrlichkeit in Schutz, hemmte aber trotzdem — ein schöner Zug! — keineswegs den Lauf des gerichtlichen Verfahrens. Und so wurden denn endlich die Möbeln, das Haus u. s. w. versteigert, und das Fallissement in großen Summen war so vollständig wie möglich. Palmer wurde natürlich in Gotha nie wieder gesehen; im Jahre 1825 fand ihn der Herzog Bernhard von Weimar zu Orleans in Nordamerika. Kurze Zeit vor seinem Verschwinden schlugen ihm zwei Spekulationen auf des Herzogs Kunstsinn fehl; eine gute Copie der berühmten Kuh von Potter, aus der Gallerie des Prinzen von Oranien, gab er für das Original selbst aus, in dessen Besitz er durch Zufall gelangt sei; er bot dieselbe dem Herzog um 25,000 Thaler an und ließ zugleich einen Quidam in der Maske eines kunstliebenden Britten zu Gotha auftreten, „der 30,000 Thaler dafür zahlen wolle.“ Es versteht sich, daß der uneigennützige Palmer aus großer Ergebenheit für den Herzog das Kuh-„Original“ lieber diesem um den geringeren Preis, als dem reichen Britten um den höheren gönnen wollte. Da aber, wie erwähnt, des Herzogs Schuldscheine nach der öffentlichen Bekanntmachung ohne die Gegenzeichnung der Minister keine Kraft hatten, so mußte der Fürst die letzteren von dem beabsichtigten Kaufe in Kenntniß setzen; diese Biedermänner ermangelten nicht, so bündige Einwürfe zu machen, daß der Herzog auf die Erwerbung der Kuh verzichtete, aber nicht ohne wiederholte bittere Vorwürfe: „daß man ihn hindere, einen Gelegenheitskauf zu thun.“ Palmer benutzte darauf das Gemälde als Pfand bei einem Leipziger Banquier; als nun der Bankerott ausgebrochen war, gab dieser es in eine Auktion; weil jedoch nur 800 Thaler darauf geboten wurden, was dem Banquier zu wenig schien, so nahm er es wieder an sich.

Zum Scheitern der zweiten Palmerschen Spekulation

trug ich selbst bei. Zufällig hörte ich nämlich, daß Palmer dem Herzoge eine Sammlung griechischer Münzen um tausend Dukaten angetragen habe. Nun erinnerte ich mich, vor einiger Zeit im Intelligenzblatte einer Literaturzeitung gelesen zu haben, daß jemand eine gleiche Sammlung für wenige hundert Thaler feil bot; höchst wahrscheinlich war es die nämliche, welche Palmer inzwischen an sich gebracht haben mochte. Sogleich machte ich meinen Schwager, den Münzkabinetsdirektor Jacobs auf die Sache aufmerksam, und da diese Münzen überhaupt nichts in's Auge fallendes hatten, so ließ der Herzog bei deren Vorweisung — denn Palmer hatte sie gleich bei der Hand — den Ankauf sich leicht ausreden.

Um an meine gefundene Aehnlichkeit wieder anzuknüpfen, so hatte Herzog August auch die Liebe zu äußerem Prunk mit Lorenzo dem Prächtigen gemein; sie bethätigte sich bei ihm in der Ausschmückung seines Hofstaates mit einer Menge von Titeln, die er eben so verschwenderisch austheilte (einmal ernannte er fünf Excellenzen an Einem Tage), wie sein Vater damit kargte. Ferner zeigte sich Herzog Augusts Prachtliebe in der hohen Zahl seiner Hofcavaliere, in den vielen geschmackvollen gestickten Uniformen für seine Umgebung, in den Hoffestlichkeiten, endlich in dem Glanze und Ueberflusse seiner eigenen sehr stattlichen Garderobe wie seines Schmuckes; nur allein an Ringen fand man bei seinem Tode hunderte. Er liebte diesen Putz vorzüglich, und die vorgefundenen Ringe waren oft von einer sehr geistreich ersonnenen Fassung und Form, welche der Herzog selbst angegeben. Er hatte dazu einen jungen Künstler Namens Rosenberg angeleitet, der, ohne im Auslande einen langen Aufenthalt genommen zu haben, doch mit den Künstlern von London und Paris wetteifern konnte; er starb kurze Zeit vor seinem fürstlichen Herrn. Morgenländische Sitte nachahmend, trug Herzog August vielfach goldene Spangen um die nackten

Arme, doch meist verborgen; eben so verborgen waren andere Anhängsel und Amulete, unter ersteren mehrere in fürstlichen Gräbern gefundene, unter letzteren ein morgenländischer Talisman mit arabischer Schrift, sowie ein goldenes Amulet von der Größe eines Taubeneis mit einer altmönchischen Aufschrift. Ueberhaupt hinterließ er an seltenen Edelsteinen, geschnittenen Antiken, Juwelen, goldenem Zierrath, Ketten, Spangen, Ringen und dergleichen einen Schatz, hinsichtlich dessen ich mich nach seinem Tode gelegentlich mit Augen überzeugen konnte, daß an innerem Werthe und Geschmack der Form ähnliches häufig in manchem königlichen Nachlaß nicht gefunden werde. Eine Eigenheit des Herzogs war, daß er nie Uhren trug; die einzige Taschenuhr unter seinem Nachlaß war die silberne seines Ahnherrn Herzog Ernsts des Frommen, also mehr eine Hausreliquie. Im prächtigsten Geschmack waren seine Prunkzimmer;[1] freilich kostete das eine derselben mit den Möbeln gegen 32,000 Thaler. Ebenso ließ er sich eine Kutsche bauen in der Form eines Todtenkopfes, aber an inneren und äußeren Verzierungen so prächtig, daß sie mehrere tausend Thaler kostete. Seit den Tagen der geistreichen Louise Dorothea war der Hof von Gotha nie so glänzend gewesen, wie unter Herzog August; am glänzendsten aber entfaltete er sich im Winter 1821 gelegentlich der Anwesenheit des Landgrafen Friedrich von Hessen, des leutseligen uud beliebten Herzogs von Cambridge sowie des Herzogs von Coburg, und ihrer Familien. Große Jagden waren damals an der Tagesordnung; Bälle folgten auf Bälle, Feste auf Feste. Um so schmerzlicher mußte später die unheimlich-gespensterhafte Oede in dem leeren, unermeßlichen Gebäude des Friedensteins auffallen; als ich nach des Herzogs Tode durch seine Wohnzimmer ging, wo nur die Tritte der Inventurcommission gehört wurden; als ich ihre

[1] Die Schilderung derselben bei Louise Seidler, a. a. O., S. 75.

gedeckte Mittagstafel in dem einst so heiligen Audienzzimmer fand und mich umsah in den großen Säälen, wo alles Gewühl der schönen gestickten Uniformen, der prächtigen seidenen Gewänder verrauscht, das Gedränge der Lakaien verschwunden und der strahlende Schimmer der Kerzen erloschen war — da empfand ich auf's tiefste die Wahrheit jenes Spruches des großen Freimaurerkönigs: „Alles ist eitel." — Jawohl ist es das: alles, alles eitel! —

Herzog August schmückte sich gern mit Orden, deren er bei seinem Tode elf hatte. Die ersten, welche er (durch seine erste Gemahlin) erhielt, waren die russischen, der letzte der Guelphenorden. Gewöhnlich trug er eine große Schnalle von seiner Erfindung, worauf alle diese Ordenskreuze verkleinert angebracht waren.[1] Den Orden, welchen Herzog Ernst als einzigen getragen hatte, den Hosenbandorden, besaß Herzog August nicht, dagegen war er Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Immer das Großartige, Pomphafte, Prächtige suchend und schätzend, ließ er diese Neigung auch gegenüber von Rissen oder Entwürfen zu Gebäuden gelten; darüber kamen viele nicht zu Stande, z. B. ein Theater auf Privat=Aktien, ein Gesellschaftshaus u. s. w., denn die nach des Herzogs Angaben ausgeführten Baupläne waren stets zu kostspielig durchzuführen. Aus Mangel an Mitteln unterblieb dann der ganze Bau. Auch eine Dorfkirche theilte das Geschick, bis nach des Herzogs Tode unausgebaut zu bleiben.

Worin aber Herzog August jenem Medicäer ganz ähnelte, das war die freigebige Förderniß aller Künste und Wissenschaften. Anfangs mochte dabei viel äußerliches Wesen mit unterlaufen; er war zu eitel, um in dieser Beziehung hinter seinem Vater zurückstehen zu wollen, grade so, wie er es auch mit dem Griechischen hielt, worin er schwächlich dilettirte, während Herzog Ernst den Homer in der Ursprache

[1] Es war ein ovaler Goldreif mit acht Orden, jetzt im herzoglichen Kunstcabinet zu Gotha, Abtheilung XXIII, № 91.

las. Von den wichtigsten lebenden Sprachen verstand Herzog August ein wenig; nur die französische sprach er vorzüglich gut und gern. Nach und nach wurde es jedoch mit den wissenschaftlichen Neigungen des Herzogs ernster; als Schriftsteller, Componist und Zeichner trat er selber auf. Man hat behauptet, er sei dies alles nicht ohne Beihilfe Anderer gewesen, und seine Arbeiten hätten der Feile eines Dritten bedurft. Letzteres thäte nichts zur Sache; im Gegentheil wäre es gut, wenn selbst Schriftsteller von großen Namen bei manchen ihrer Arbeiten einen solchen „feilenden Dritten" hinter sich hätten. Bei seinen schriftstellerischen Beschäftigungen, denen er sich, wie der Führung seiner starken Correspondenz, diktirend und im Bette liegend in den Vormittagsstunden widmete, war ich nie zugegen; doch weiß ich, daß dies zu Bette liegen in seinen letzten Jahren bei ihm zur Lieblingsgewohnheit wurde, welche ihm einen großen Theil des Tages wegnahm. Zuletzt hielt er sogar die Geheimrathssitzungen im Bette ab; nur in den beiden ersten Jahren befolgte er, wie später auch einigemale Herzog Friedrich IV., das Beispiel seines Vaters, der sich stets in vollem Anzug und unter Vortritt der diensthabenden Cavaliere und Pagen in die zu den Sitzungen bestimmten Räume verfügte.

Wenn also auch nicht als Schriftsteller, so hat sich Herzog August doch als Zeichner ganz selbständig unmittelbar vor meinen Augen bewiesen und die Probe gut bestanden; ich besitze noch als sein Geschenk die Federzeichnung einer kleinen Landschaft, welche er einst in meiner Gegenwart verfertigte, während ich Vortrag hatte, und auf der besonders der Baumschlag trefflich gelungen ist. War mithin der Herzog unstreitig mannichfach begabt, so mußte es um so empfindlicher verletzen, wenn sich nicht lange nach seinem Tode Hofrath Eichstädt in Jena bewogen fühlte, das Ciceronianische Latein seiner Schrift Memoria Augusti, Ducis

Saxoniae (Gotha, 1823), durch ein Anhängsel zu beschimpfen, wie die deutschen Briefe des Herzogs an Fräulein Sidonie von Dieskau und den Knaben Eduard Manso. Allgemein war man entrüstet, daß diese nie für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesenen Ergießungen so taktlos zum Druck gelangen konnten. Wir, denen das Bild und die Verhältnisse der Personen, namentlich die bizarren Launen des Herzogs vor Augen standen, wir wußten, was von den Auswüchsen der letzteren entschuldigend zu denken war; nicht so das große Publikum. — Noch kenne ich zwei andere Aktenstücke aus des Herzogs Feder; eines ward unter den Papieren des guten Bertuch gefunden, dem Herzog August einst in Herrn von Zachs Namen eine giftige Persifflage auf den Astronomen selbst und dessen Beziehungen zu des Herzogs Mutter zum Einrücken in die „Geographischen Ephemeriden" sandte, wovor sich aber Bertuch weislich hütete; das andere ist das Original des Handschreibens an den Papst, welches jenes Bild begleitete, dessen ich oben Erwähnung that. Mein Schwager Jacobs, der es hatte in's Lateinische übersetzen müssen, hielt das Original zurück;[1] die Uebertragung hatte viele Auslassungen, namentlich der Titel, welche ein protestantischer Fürst dem Papste geben wollte!

Ganz gewiß tragen alle Schriften des Herzogs August, selbst seine Briefe, den Stempel einer in seltenem Maße üppigen Phantasie, die in schwärmerisch aufgefaßten Idealen schwelgte, aber unverkennbar Genialität bewies. Dies gilt vorzüglich von seinen späteren, nur handschriftlich existirenden Dichtungen, sowie besonders von zwei großen Romanen: der „Panedonia" (in Grassis lebensgroßem, idealisirten Portrait[2] legt er die Hand darauf) und in der „Emilia".

[1] Abgedruckt ist es im Jahre 1840; s. „Friedr. Jacobs' Vermischte Schriften," VII, 522—526.

[2] Bildniß des Herzogs August in schwarzer spanischer Tracht. Es wird noch jetzt im Schlosse zu Gotha gezeigt.

Letztere, bändereich, las er besonders gern in engvertrauten Kreisen vor; das Werk soll noch kurz vor seinem Tode beendigt worden sein. Viele Lebende hatten zu den darin auftretenden Personen gesessen; wie alle Handschriften des Herzogs, soll sich auch die „Emilia“ im Besitze der Herzogin von Coburg, seiner Tochter befinden. Zur „Panedonia“ wie zur „Emilia“ hatte Grassi nach des Herzogs Angaben Bilder gezeichnet und ausgeführt.[1] Gedruckt sind von Herzog August (außer den Briefen, welche Jean Paul veröffentlicht hat und von welchen in dessen Nachlaß noch mehrere vorhanden sein werden): das „Kyllenion, oder ein Jahr in Arkadien; 1805.“ Es ist, wie das vorgedruckte Akrostichon beweist, meiner Nichte Caroline Ettinger (jetzt verheiratheten Arnold in Bromberg) zugeeignet, einem damals in ihrer Blüthe stehenden, sehr gebildeten Frauenzimmer, welches bei anmuthiger Jugendfrische und ein paar schönen Augen Begabung und Liebenswürdigkeit vereinigte. Ferner ist gedruckt: „Vierzehn Briefe eines Karthäusers, geschrieben im Jahre 1755 zu Paris,“ aus dem Französischen des Charles Pougens (Paris, 1820) frei und mit vielen Zusätzen vom Herzog übersetzt, aber nur als Handschrift an wenige Freunde vertheilt.

Den Sammelgeist der sächsischen Fürsten besaß auch Herzog August in vollem Maße. Schon sein Wohn- und Schlafzimmer war eine reiche Gallerie von Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aus allen Fächern der Natur wie der Kunst und Literatur, die bunt durcheinander lagen, standen, in Schubfächern ruhten u. s. w. Im Jahre 1817 verschaffte ich selbst ihm aus Augsburg einige seltene Exemplare versteinerter Thiere durch die Gefälligkeit des Herrn von Ahorn, dem er nachher für sein Museum ein schönes Exemplar eines

[1] Im Ganzen sechs, welche in der Herzogl. Gemäldegallerie zu Gotha aufbewahrt werden. (Abth. VI, 5. 6. 7. 8. 10. 11.) Vergl. Louise Seidler, a. a. O., S. 75. Laut Katalog der Gemäldegallerie sind die Bilder gemalt im Jahre 1809.

Elephantenzahns aus den Tonnaschen Fossilien übersandte. Ebenso erhielt der Herzog von mir ein interessantes Stück, welches mir vor Jahren mein Freund Murr[1] in Nürnberg, dieser große Alterthumskenner, geschenkt hatte: einen Dolch des Herzogs von Alba,[2] von dem er so lange sprach, bis er ihn besaß. Eine Sammlung des Herzogs bestand aus Damenfächern; hierzu lieferte ihm besonders der Hofrath Baron Block aus Dresden, Conservator des grünen Gewölbes und des K. Schatzes, große und theure Beisteuern. Ueberhaupt machte dieser mehrere Spekulationen auf den Herzog August, dessen Zutrauen er viele Jahre hindurch genoß, bis ihn seine Betrügereien und Diebstähle bei'm grünen Gewölbe nach Zwickau in's Zuchthaus brachten. — Von allen diesen aufgehäuften Sachen und Sächelchen wußte der Herzog in jedem Augenblicke jedes Stückchen zu finden und bemerkte sofort jede Lücke. Außer den Vermehrungen der schon bestehenden Sammlungen des Hauses schuf er noch zwei neue von großer Auszeichnung und Seltenheit: das chinesische Kabinet und die Seetzensche Sammlung, oder wie sie im Adreßkalender genannt wurde: die asiatische. Das chinesische Kabinet ist wohl einzig in Deutschland, vielleicht in ganz Europa; der Herzog erhielt dazu viele Geschenke, z. B. von den beiden russischen Kaiserinnen. Eine Dänin, Fräulein von Hvid (welche nachher in Gotha starb und selbst ein gutmüthiger weiblicher Sonderling war), verhalf ihm durch die dänische ostindische Compagnie zu vier lebensgroßen Statuen von Mandarinen, in ihre echten Staatsanzüge gekleidet. Wie es gelang, alle diese Kunstschätze und Merkwürdigkeiten 1824 zu einem (von Reisenden häufig aufge-

1 Christoph Gottlieb von Murr, geb. 6. August 1733 zu Nürnberg, gestorben ebenda am 8. April 1811 als kgl. bayerischer pensionirter Wegamtmann; Forscher und Sammler.

2 Wohl die jetzige № 61 der Abtheilung XXIII des Herzoglichen Kunstcabinets zu Gotha: „Kleiner Dolch mit Stahlgriff in schwarzer Scheide, von dem Herzog von Alba."

suchten) Museum im Schlosse Friedenstein zu vereinigen, werde ich später berichten.

Mit Ulrich Jaspar Seetzens Bekanntschaft und Sendung verhielt es sich folgendermaßen. Derselbe kam mit seinem Begleiter, einem Apotheker aus Jever oder Zerbst, 1802 nach Gotha und suchte unter der Aegide des Herrn von Zach, an den er empfohlen war, Unterstützung für seinen Plan einer Reise in das Innere von Afrika. Als Zachschen Schützlingen konnte den Beiden das Wohlwollen der Herzogin nicht fehlen; sie speisten täglich bei ihr und machten in einer Art von Hofuniform mit kleinen runden Hüten einen seltsamen Aufzug. Herzog Ernst bewilligte tausend Thaler ein- für allemal; der damalige Erbprinz August schloß sich mit Versprechungen und Aufträgen an. Die Reise ging im August 1802 vor sich, doch schon an der Donau wurde Seetzen von seinem Gefährten, dem Apotheker, aus Schreck über einen Räuberangriff verlassen. Erst auf der Reise hat sich Seetzen die Kenntnisse erworben, die nun seinen Namen berühmt machen; bei'm Antritt derselben waren solche höchst oberflächlich, namentlich mangelte ihm die Beurtheilungsgabe. Das bewies gleich seine erste Sendung an den Erbprinzen: sie kostete (in mehreren Kisten) 2700 Thaler, welche Herzog Ernst bezahlte und dafür — zum großen Mißmuth des Erbprinzen — das gesendete unter seinen Verschluß nahm, um es der Kunstkammer einzuverleiben. Ich habe diese Sachen wohl mit zuerst gesehen; es waren größtentheils bekannte und unbedeutende Dinge: Gebetbücher, Korans, Pfeile, Bögen, Fische aus dem mittelländischen Meere in Spiritus u. s. w. Was den Herzog Ernst nicht wenig Wunder nahm, aber unstreitig der Vollzug eines stillen Auftrags des Erbprinzen war: es befand sich dabei eine Unzahl von Turbanen in den mancherlei Gestalten, Abzeichen und Farben, wie die verschiedenen Beamten des Osmanischen Hofes oder die verschiedenen Einwohnerklassen von Konstantinopel sie

tragen. Dabei schrieb Seetzen: es sei ihm nicht möglich gewesen, sogleich aller Spielarten habhaft zu werden; er hoffe aber, bald eine zahlreiche Nachlese folgen zu lassen, — was jedoch sogleich strenge verbeten wurde. Nach des Herzogs Ernst Tode nahm der neue Regent die Sammlung an sich, und nun begann erst Seetzens eigentlich wissenschaftlich bedeutende Reise, die mit jedem Fortschreiten werthvollere Ergebnisse brachte. Auch für Gotha wurde die Ausbeute derselben reicher und nützlicher, obgleich von Zeit zu Zeit auch Dinge, wie z. B. etliche Flaschen Nilwasser mit unterliefen. Eine große Zahl von Kisten ging verloren. — Herzog August ließ 1810 zu Leipzig in Folio ein „Verzeichniß der für die orientalische Sammlung in Gotha zu Damask, Jerusalem u. s. w. angekauften Manuscripte und gedruckten Werke, Kunst- und Natur-Produkte“ drucken; er vertheilte die Exemplare selbst und es war äußerst schwer, eins zu bekommen. Das letzte erhielt der russische Graf Romanzow, derselbe, dessen ich bei der Kaiserkrönung 1792 gedachte und der bei mir Nachfrage danach gethan hatte. Seit dem Drucke dieses „Verzeichnisses“ wurde mit der Anfertigung des Katalogs der übrigen orientalischen Manuscripte und Konstantinopolitanischen Drucke fortgefahren; Herzog August ließ den Aufseher (Sekretär Möller) eigens nach Paris reisen, um dort bei dem berühmten Langlès und anderen seine orientalischen Sprachkenntnisse zu vermehren. Gelegentlich konnte ich einige flüchtige Blicke in diesen handschriftlichen, langsam vorrückenden Katalog werfen, da morgenländische Literatur immerfort eins meiner literarischen Steckenpferde geblieben war. Von diesem interessanten Kataloge ist der erste Theil unter der Gesammtregierung aus der Presse gekommen; am zweiten wird jetzt gearbeitet.[1]

[1] Erschienen ist Tomus I. Part. 1 et 2. (Gothae 1826, 4°.)

Herzog August stellte Seetzen zuweilen brieflich eigenthümliche Aufgaben, besonders wenn er in seiner satyrischen Laune war. So hörte ich ihn einst einen Brief dictiren, worin er Seetzen einschärfte: „sorgfältige Erkundigungen anzustellen, ob nicht noch Spuren von einem vor-adamitischen Menschen aufzufinden seien?“ Dabei malte er dann diesen Prä-Adamiten mit der ganzen Gluth seiner üppigen Einbildung aus.

Wenn Herzog August keine Mystificationen wie der Medicäer sich zu Schulden kommen ließ, so liebte er es dagegen, wie dieser, das Publicum zuweilen zum Besten zu haben, so z. B. ließ er einmal in ein öffentliches Blatt ein Räthsel einrücken und ergötzte sich nun, als über dessen Lösung alle Welt sich vergeblich die Köpfe zerbrach, denn es hatte keinen Aufschluß und sollte keinen haben. Dahin gehört auch der bekannt gemachte „Heirathsantrag“ einer erdichteten „Aurora,“ und zahlloses ähnliche, wovon ich nur der sonderbaren Vornamen gedenke, welche er den Täuflingen gab, bei denen er Pathenstelle vertrat. Den Sohn eines seiner Kammerdiener wünschte er „Sesostris Dschingiskhan Polynaeon Montezuma Christophel“ genannt. Für das Gevatterstehen hatte er eine wahre Leidenschaft; sehr häufig bot er sich dazu an, gleichviel ob der Vater des Täuflings in vornehmer Stellung, oder der geringste seiner Lakaien war. Die Auswahl der Namen trieb er zuletzt so bunt, daß einige Geistliche einmal ein Aergerniß daran nehmen wollten, aber sicher lag dem Herzog dabei jede Verspottung der Religion fern. Sein lebhafter Geist gefiel sich im Spiele des Witzes, in sinnreichen Einfällen, Sarkasmen, Antworten und Andeutungen, die — immer unvorbereitet — überraschend leuchteten wie Blitze des Genies. Viele seiner Wortspiele wetteifern an Feinheit und Geist mit Bièvres berühmtem Calembourg auf die grünen Schuhe der Königin Marie Antoinette: „l'Univers (uni-vert) est à

vos pieds!“ Meist waren solche Witzspiele des Herzogs August Kinder des Augenblicks, auf die Umgebung, Oertlichkeit, Personen und Zeit bezüglich, daher für den Dritten einer Erläuterung bedürftig, wodurch sie an Wirkung einbüßen würden. Viele sind aber auch an sich verständlich, wie z. B. jene Antwort, die er einer gelehrten Gesellschaft gab, welche ihn um eine Inschrift für ihr Versammlungslocal — das oberste Stockwerk eines ehemaligen Waschhauses — ersucht hatte. „Nichts ist leichter!“ antwortete der Herzog augenblicklich; „setzen Sie: ‚Unten Wäsche, oben Gewäsche.‘“ Und als einst bei der Hoftafel sich eine Fliege zudringlich auf das stark kupfrige Gesicht einer Hofdame setzte, fragte er diese ganz laut: „Haben Sie schon die neue Fabel gelesen: ‚Die Fliege ein Kupferstecher?‘“ Diese Spiele des Witzes zu sammeln, wäre ein verdienstliches Werk; es müßte aber von einem Zeitgenossen und aus dem Gedächtnisse der Umgebungen des Herzogs zusammengetragen werden, denn schwerlich ist etwas davon niedergeschrieben, und dem flüchtigen Charakter solcher Dinge gemäß schwinden sie schon in kurzer Frist aus dem Gedächtniß. Nur wenn der Ausfall einmal so bitter war, daß die Schadenfreude ihn zum Stadtgespräche machte — was allerdings häufig genug geschah — möchte mancher Geistesblitz des Herzogs in weitere Kreise gedrungen sein, wie z. B. als er einer ihm widerwärtigen Dame, die ihn in schlechtem Französisch immer „Monsieur“ nannte, endlich gesagt hatte: „Vous me faites trop d'honneur; je ne suis pas le frère du Roi de France, je ne suis que le Duc de Gotha.“ Doch nicht nur Freunde — auch sich selber und die Angehörigen seines Hauses schonte der Witz des Herzogs nicht. Der Satyre auf seine Mutter habe ich schon gedacht; hier ein anderer Zug. Die Prinzen des Hauses Gotha waren von jeher kriegerischer Art; das war nun ganz und gar gegen die Natur des Herzogs. Als er kurz nach seinem Regierungsantritt in einem Schranke

störte und unter alten Sachen ein türkisches Messer fand mit der Bemerkung: „Der und der Prinz von Gotha habe es bei'm Sturm von Ofen erbeutet," sagte er: „Das ist falsch! ‚Hinter'm Ofen erbeutet' sollte es heißen!" Und Napoleons gelegentlicher Bemerkung: „mit den Gothaischen Truppen sei er nicht sonderlich zufrieden," begegnete der Herzog mit der Antwort: „Das wundert mich nicht; sie haben einen spottschlechten General." Erstaunt blickte Napoleon auf — „der bin ich selbst!" setzte Herzog August hinzu.

Oft mußte die Freimaurerei als Stichblatt der herzoglichen Witze dienen, zumal wenn er wußte, daß Freimaurer seines Landes zugegen waren und ihn hörten. Er war nicht Mitglied des Ordens, ließ aber keine der vielen Schriften ungelesen, welche über diesen Gegenstand erschienen und glaubte, in dem „Signatstern" [1] die Enträthselung aller Geheimnisse der Maurerei gefunden zu haben. Auf keine Weise hinderte er die Arbeiten in den angesehenen Logen seiner beiden Residenzen, und bei Errichtung des Thüringischen Kandelabers [2] ließ er sogar eine maurerische Anspielung anbringen.

[1] „Der Signatstern, oder die enthüllten sämmtlichen sieben Grade der mystischen Freimaurerei," ist der Titel eines 16bändigen, 1803—21 zu Berlin erschienenen Werkes, dessen erste fünf Bände wichtige, doch ungeordnet durcheinander geworfene Aktenstücke aus den maurerischen Papieren des Ministers Wöllner enthalten.

[2] Eine dreißig Fuß hohe Steinsäule in Form eines kolossalen Kirchenleuchters, auf einem Hügel bei dem Gothaischen Dorfe Altenberga. Der Kandelaber steht neben den Grundmauern eines uralten kleinen Gotteshauses, der Johanniskirche; ein Holzhauer Nikolaus Brückner aus Altenberga, der diese 1757 in Trümmer gestürzte Kirche in seiner Jugend noch besucht hatte, setzte am 3. Juni 1808 letztwillig 20 Gulden zur Errichtung eines steinernen Denkmals an deren Stelle aus; dieses möglichst würdig zu gestalten, wurden durch Sammlungen etwa 800 Thaler beschafft, und nun bestimmte Herzog August als Form für das Denkmal die eines Kirchenleuchters, dessen viereckiger Fuß auf acht Kugeln ruht und dessen Capitäl eine von drei Engelsköpfen unterstützte Feuerpfanne trägt, aus der eine in drei Zungen sich spaltende Flamme (die drei christlichen Confessionen andeutend) auflodert. Der Kandelaber wurde am 1. September 1811 feierlich

Viele einzelne Aufsätze über den verstorbenen Fürsten sind im Drucke erschienen; von mir, außer in der „Staatszeitung," noch in der Allgemeinen Zeitung [Beilage Nr. 109 vom Donnerstag, 4. Juli 1822]; dann von Galletti, v. Hoff, Wüstemann, Jacobs, Eichstädt — aber keiner von allen diesen hat die dem Herzog eigene und höchst bezeichnende, buntscheckige Vielseitigkeit seines Wesens aufgefaßt. Er war — besonders wenn er es sich vorgenommen hatte — im Umgange der liebenswürdigste, aufheiterndste, geistreichste, verständigste glänzendste, hochsinnigste, decenteste, würdevollste Sterbliche; allein er konnte in ganz demselben Grade auch das grelle Gegentheil von dem allen sein. In letzterem Falle nahm er jedoch Zurechtweisungen, wenn sie nur fein waren, nichts weniger als übel; es ist mir bekannt, wie eine Dame (und keine aus den vornehmsten Ständen), als er sich nach der von ihm manchmal beliebten Weise schmutziger, unanständiger Ausdrücke in ihrer Gegenwart bediente, mit den Worten aufstand: „Ich merke, Ew. Durchlaucht wünschen, daß wir uns entfernen sollen;" ein Freimuth, der ihn sogleich zum Schweigen brachte. In Bezug auf jenes Rescript, welches die Giltigkeit seiner Unterschrift von der Gegenzeichnung der Minister abhängig machte, sagte der Herzog zu Thümmel: „Sie sind mein bester Leibarzt; Sie purgiren meine Finanzen." — „Ich fürchte nur," erwiederte Thümmel, „die Kur wird nicht anschlagen, so lange Ew. Durchlaucht selbst die Recepte verschreiben," worüber Herzog August laut auflachte. Anders verhielt es sich bei gelehrten und literarischen Streitigkeiten; da behielt er nicht gern Unrecht; so z. B. in dem Streite mit dem Archäologen Sickler über eine Antike. Als auf ein

eingeweiht, und zwar als Gedächtnißzeichen der ersten (durch Bonifacius gegründeten) christlichen Kirche in Thüringen. Vergl. Polack: „Der thüringische Kandelaber" (Gotha, 1855), und Löffler: „Bonifacius" (Gotha, 1812); daselbst eine Abbildung des Kandelabers als Titelkupfer.

anonymes Inserat des Herzogs in einem öffentlichen Blatte Sickler sich ziemlich spitz vertheidigte, und die „Abendzeitung“ für ihn Partei genommen hatte, sandte der Herzog einen Aufsatz an die Redaction dieses Blattes, dem man die Leidenschaftlichkeit ansah, ja, der sogar bittere Ausfälle gegen die „Abendzeitung“ selbst enthielt. Letztere war aber so vernünftig, den ganzen Aufsatz ohne irgend welche Zusätze und Bemerkungen abdrucken zu lassen.

Wie liebenswürdig und geistreich der Herzog war, wenn er es sein wollte, davon bin ich bei seiner ersten Bekanntschaft mit Jean Paul Zeuge gewesen. Er war damals noch Erbprinz und brachte gewöhnlich seine Thee-Nachmittage bei der Generalin von Zastrow zu, einer alten, klugen Matrone, die sich 1761 im siebenjährigen Kriege Schweidnitz nicht hätte nehmen lassen, wenn sie und nicht ihr Gemahl Commandant gewesen wäre. Es war und blieb eine der Eigenheiten des Erbprinzen wie nachher des Herzogs, den Umgang gebildeter älterer Frauen vorzugsweise gern aufzusuchen. — Ich hatte Jean Paul auf einer Reise durch Emilie von Oppel kennen gelernt; er besuchte mich, und der Erbprinz, als er es erfuhr, ließ mich durch Frau von Zastrow bitten, den Dichter in deren Abendzirkel zu bringen, weil er ihn zu sprechen wünsche. Es geschah. Anfangs war die Unterhaltung langweilig, und Jean Paul, dem der Thee nicht behagte, forderte ein Glas Weizenbier, was im ganzen, überaus eleganten Hause unerhört war und erst geholt werden mußte. Endlich erschien der Erbprinz — mit ihm Leben, Behaglichkeit, Geist und ein gewandtes Gespräch über schöne Literatur. Bei den reichen Phantasiestücken, welche der Erbprinz prunken ließ, war Jean Paul ganz Ohr; eben erzählte jener einen Traum (versteht sich, den er nie geträumt hatte) und malte dabei mit der ihm eigenen genialen Überfülle einer ausschweifenden Einbildung das Bild des Teufels aus, der in dem Traume eine große Rolle spielte. Da trat ein Cavalier

herein, den der Erbprinz nicht leiden konnte, und flugs schloß dieser sein schimmerreiches Teufelsbild mit einer ganz zufällig erscheinenden Handbewegung auf den Kommenden und mit den Worten: „Der Satan hatte angefressene, schwarze, übelriechende Zähne!“ — denn die hatte jener Cavalier.

Die Geschwätzigkeit des Alters hat mich bei der Schilderung des Herzogs August vielleicht ein wenig weit geführt, allein er war eine so buntschillernde Erscheinung, daß man mit wenig Worten über ihn nicht auskommt. Auch darf ich wohl sagen: unparteiischer als ich wird niemand über den Herzog urtheilen können, denn ich stehe so zu sagen in der Mitte, da ich weder über seine Ungnade zu klagen, noch mich ausgezeichneter Gnadenbezeugungen zu rühmen habe; aber ich schätzte vieles Geistreiche und Edle an ihm. Wie hochherzig war nicht die Antwort auf seinem Sterbebette, als er das heilige Abendmahl verlangt hatte und man ihm einen anderen Geistlichen dazu nannte, als den greisen Oberhofprediger Schäffer, welchem dies Amt zukam: „Soll ich einen alten Diener kränken?“ Diese Aeußerung erinnerte mich unwillkürlich an den Herzog Ernst, unter dessen Regierung Schäffer 1790 zu seiner ansehnlichen Stellung berufen wurde. Da er als Kanzelredner den auf ihn gesetzten Erwartungen nicht ganz entsprach und darüber abfällige Bemerkungen laut wurden, sagte Herzog Ernst das schöne Wort: „Ich schätze den Mann, denn er glaubt, was er lehrt.“ Und wenn auch kein Ernst II., so war Herzog August doch sicher nicht die groteske Caricatur, zu der man ihn, ohne auch nur das allergeringste Gute an ihm zu lassen, hat machen wollen, und zwar leider vielfach grade von solcher Seite, die dem Verewigten für manche Wohlthat dankbar verpflichtet gewesen wäre.

Achtes Buch.

Friedrich IV., letzter Herzog von Sachsen=Gotha und Altenburg. Theilung des Landes. Schluß.

1822—1828.

24.

Dank den entschlossenen Maßnahmen des thatkräftigen Herrn von Lindenau (das Volk nannte ihn „Herzog Augusts schönstes Vermächtniß"), ergriff noch am Todestage des verewigten Fürsten, am 17. Mai 1822, dessen Bruder, Herzog Friedrich, als der Vierte dieses Namens die Zügel der Regierung. Wie sehr wäre zu wünschen gewesen, daß dieses in jener Fülle physischer und geistiger Kräfte hätte geschehen können, wie sie der beklagenswerthe Mann noch sechs Jahre früher besaß! Ein um so größeres Glück war unter diesen Umständen das einhellige Zusammenwirken Lindenaus und v. d. Beckes einerseits, und der beiden altenburgischen Minister v. Trützschler und v. Minckwitz andrerseits. Präsident von Trützschler war ein rastloser Geschäftsmann von hellem Blick, wie sie nicht häufig gefunden werden; als er kurz vor Herzog Augusts Ableben sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feierte, ließ ich über dasselbe in die „Staatszeitung" [1] einen kurzen Aufsatz einrücken. Daß sein Fürst ihn an diesem Tage ehrte, war in der Ordnung, aber noch freudiger mußte den Jubelgreis die Anerkennung seiner Verdienste berühren, die er von dem ganzen Fürstenthum Altenburg in Deputationen, Geschenken und schriftlichen wie mündlichen Ehrenbezeugungen unaufgefordert und beredt erhielt. Von

[1] „Nationalzeitung d. D.," 45 Stück vom 7. November 1821, S. 805: „Würdigung des Verdienstes."

dem Minister von Minckwitz, der leider kränklich war und schon am 18. Februar 1823 starb, will ich nur Einen Zug anführen. Er wurde zum Congreß nach Wien abgesandt, wo man ihm bald Gerechtigkeit widerfahren ließ, indem man ihn, ungeachtet er nur einen kleinen Staat vertrat, zum Mitgliede eines wichtigen Ausschusses ernannte. Dabei kostete seine Mission und sein Aufenthalt so mäßige Summen, daß der Verwalter der Finanzen, welchem noch die ähnliche Mission eines anderen vorschwebte, einst zu mir sagte: „Ich glaube, unser Minister Minckwitz ißt zuweilen sein Mittagsbrot auf der Gasse, so wenig braucht er."

Diese vier genannten wirkten fortdauernd in einem so schönen Einverständnisse, wie es nur bei Ehrenmännern möglich war, welche Pflicht und Recht allein fest im Auge hatten.

Gelegentlich habe ich bereits angedeutet, daß eine gewisse Partei ganz darauf hinarbeitete, schon den Prinzen Friedrich der Blödsinnigkeit zu beschuldigen, ohne daß dafür ein Grund angeführt werden konnte, als seine Indolenz und daß er nicht spreche. Leider fuhr man fort, auch den nunmehrigen Herzog von diesem Gesichtspunkte aus zu behandeln, und so ersetzte man das Hofmeisterthum des Italieners Rinazzi unter dem Vorwande der Gesundheitspflege durch das Commando des Arztes. Dieser ließ dem beklagenswerthen Fürsten so wenig Willen, wie einem Kinde; nothwendig mußte Herzog Friedrich, der dies sehr wohl fühlte, seinen Stand aber und seine Würde recht gut kannte, durch das ewige Hofmeistern und Vorschreiben (bis zur Prise Tabak!) je länger desto mehr zu einer Gleichgiltigkeit gestimmt werden, welche zuletzt gradezu in Apathie ausartete. Oft hätte mir das Herz zerspringen mögen, wenn er mit dem lieben ihm noch übrig gebliebenen Auge mich ansah, als wolle er in meiner Seele lesen; wenn er dann den wehmüthigen Antheil meines Herzens auf meinem Gesichte entdeckte und sich nassen Blickes mit einem Drucke der Hand

und zuweilen mit den schwer gelallten Worten wegwendete: „Guter Reichard!“ Was mußte in dem Inneren des fürstlichen Verkannten, furchtbar Leidenden vorgehen, dem jede Sylbe, die er sagte, unsägliche Schmerzen verursachte, denn sein ganzer Zustand, von seiner Starrsucht, 1803, an, bis zu seinem Tode, 1825, war Wirkung eines nie geahnten Übels — eines großen Kopf-Polypen! — —

Drei völlig von einander abweichende Stufenfolgen seines Zustandes sind meiner Meinung nach am Herzog Friedrich seit seiner letzten Wiederkunft aus Italien zu unterscheiden: die erste Zeit gleich nach der Rückkehr, oder die Rinazzische Periode. Damals sprach er noch vernehmlich und mit warmer Theilnahme; an seinem Erinnerungsvermögen zweifelte selbst die Opposition nicht. Sein erster Gang war zum Grabe seines Vaters. Er kümmerte sich sogleich um sein Hauswesen, dankte z. B. am Tage nach seiner Ankunft seinem alten Haushofmeister und dessen Frau für ihre Sorgfalt in seiner Abwesenheit, und alles dies aus eigenem Antriebe. Aber wenn er bei Hofe erschien und der Reihe nach herumging, um jedem ein freundliches Wort zu sagen, so fand er Gleichgiltigkeit, ja, Kälte; dies wirkte auf ihn, wie auf Rinazzi, der ihn ganz leitete, zurück, so daß ihn der Italiener zuletzt die Hoftage nicht mehr besuchen ließ. Nun kam die Zeit von Rinazzis ausschließlichem, mit allem Nachdruck eines Beichtvaters gehandhabtem Oberbefehl; doch war die Lebensweise, welche der Prälat den Leidenden beobachten ließ, dem großen, starken, stattlichen Manneskörper angepaßt: häufige Bewegung zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen; stärkender Genuß von Speise und Trank, nicht mit Ueberladung, sondern mehrmals am Tage. Kleine gesellige Vereinigungen von Personen, die den Prinzen liebten und die ihm wiederum genehm waren, kleine Concerte und ähnliche Veranstaltungen zerstreuten den Leidenden sehr angenehm, so daß er nur widerstrebend nach dem südlichen Frankreich

ging. Des Prinzen Lyoner Aufenthalt bildet in seinem Leben eine zweite scharf abgetheilte Epoche; als Nicht-Augenzeuge kann ich über dieselbe nichts weiter sagen, als daß die beiden Italiener über die Alpen in ihr Vaterland zurückreisten, und daß der Prinz in einem weit schlechteren Zustande wiederkam, als er gegangen war, doch befand er sich noch immer besser, als endlich bei der dritten Epoche: der Marienbader, wo er der Facultät wieder anheimfiel. Der Leibarzt hatte versprochen: „den Kranken binnen Jahr und Tag herzustellen"; Herzog August, der in diesen Leibarzt ein besonderes Vertrauen setzte, befahl also, dessen Verordnungen genau zu befolgen. So mußte denn der Kranke das Marienbad gebrauchen, aus dem er geschwächter und angegriffener zurückkam, als er es je gewesen. Rinazzi hatte Bewegung, mäßige Diät und kleine Erheiterungen vorgeschrieben; jetzt trat plötzlich ein völlig entgegengesetztes Verfahren ein: der Prinz mußte Wochen lang im Bette liegen, sich absondern von jedem geselligen Umgange, dem ihm angenehmen Zeitvertreibe eines kleinen Theaters entsagen, ja, sich mit Speise und Trank bis zur Sancho-Pansa-Diät einschränken. Dazu die Bestürmung mit Arzneien! — Unterrichtete Personen haben glaubwürdig versichert, daß mit Rhabarber, Bitterwasser und Kräutertränken in riesigen Massen viele Wochen lang fortgefahren wurde. War es ein Wunder, wenn dieser Herkules endlich ausgehöhlt wurde, wie eine taube Nuß? Wenn zuletzt vollkommene Apathie eintrat und die wehmüthigste Ergebung in ein grausames Schicksal?

Immer habe ich mein Scherflein dazu beizutragen gesucht, die im Publikum verbreiteten Nachrichten über Herzog Friedrichs Gesundheitszustand, namentlich über seine Geisteskräfte, in öffentlichen Blättern zu berichtigen, oder (wie gelegentlich in der Staats-Zeitung) die altgläubigen Lutheraner, die immer in Todesangst vor einem erneuerten Religionskriege lebten, wegen der Gefahren zu beruhigen, welche für den

protestantischen Cultus der Unterthanen des Herzogs daraus erwachsen könnten, daß er selbst katholisch geworden war. Feierlich hatte er seinen Rechten als oberster Bischof des Landes entsagt und dieselben seinem protestantischen Ministerium übertragen. Ueberhaupt bestand die öffentliche Kundgebung vom Katholicismus des Regenten, der oft die protestantischen Kirchen, aber nie den katholischen Betsaal zu Gotha besuchte, in nichts weiter, als daß alle drei Tage ein katholischer Geistlicher Namens Wierschmidt,[1] ein aufgeklärter Mann, aus dem benachbarten Erfurt zu ihm kam.

Nicht verschweigen darf ich das Gerücht eines Planes, den Herzog 1823 nach Frankfurt zu entführen, um ihn dort der Bundesversammlung als „zur Regierung unfähig" vorzustellen. Er war in seinem gewöhnlichen Palais geblieben, weil man die Wohnung dort für seine Gesundheit zuträglicher fand, als die Residenz in dem hochgelegenen, jeder kalten Zugluft ausgesetzten Schlosse Friedenstein. Dieses Palais lag ganz einsam am Ende aller Wohnungen der Vorstadt im freien Felde und wurde nur von einem einzigen Posten bewacht. Hierauf muß der Plan gebaut gewesen sein, der aber scheiterte; plötzlich wurde ein Commando von zehn Mann, und zwar (etwas ganz Ungewöhnliches!) mit scharfgeladenem Gewehr dem Palais gegenüber postirt; auch andere Vorkehrungen waren rasch getroffen, so daß Diejenigen, welche die Zeit nicht abwarten konnten, des Herzogs Erbe anzutreten, sich noch etwas gedulden mußten. Etwa in dieselbe Zeit fällt auch die Anmaßung von Hildburghausen, in einem eigenen Ministerial-Sendschreiben vom 8. November 1823 sich zu beschweren, daß „laut Gotha-Altenburgischem Hof- und Adreßkalender eine auffallend große Anzahl von Subalternen bei einigen oberen Landesbehörden angestellt sei." Man hoffe in Hildburghausen, daß diese

[1] Würschmitt? (Name einer Erfurter katholischen Familie aus dem Anfang dieses Jahrhunderts.)

Dienerschaft „immer mehr auf die zur ordnungsmäßigen Besorgung der Geschäfte wirklich unentbehrlich nöthige Anzahl werde beschränkt werden,“ denn — fügte man zart hinzu — dies sei „in Hinsicht auf das mögliche Erlöschen der Gothaischen Speciallinie als eine der wesentlichsten und wichtigsten Rücksichten anzusehen, durch deren genaue Beobachtung die dereinstige Auseinandersetzung unter den betheiligten agnatischen Häusern wesentlich erleichtert“ werden müsse. Unterzeichnet (und natürlich auch ausgegangen) war diese Kundgebung von demselben E. v. Braun, den als einen Fremden Herzog August in seine Dienste nahm und ihm ansehnlich rentirende Ehrenposten übertrug. Nach des Herzogs Tode legte Braun seine Aemter nieder, um als Minister in Hildburghausensche Dienste zu treten. Zum Glück stieß er mit seinem Rescripte auf einen Lindenau, der ihn nach Gebühr zu bedienen wußte.

Wie trübe das „böse Jahr“ 1822 für mich verlief, habe ich gezeigt; merkwürdig war es aber, daß der fast in seinen letzten Tagen erfolgende Tod meiner guten Tante Bube dennoch einen wichtigen Glücksfall für meine Familie herbeiführen sollte. Durch die wunderbaren Fügungen des Schicksals ging noch am Abendhimmel meines Lebens ein heller Stern auf und leuchtete freundlich in die Zukunft meiner Kinder. In stiller Häuslichkeit, vom Geräusche der Welt entfernt, hatte die greise Tante mit einer vieljährigen treuen Dienerin, die nach Verdienst reichlich belohnt wurde, einsam dahingelebt; unserer Handlungsweise gemäß, drängten weder ich noch meine Kinder uns an sie, sondern beschränkten uns auf das, was Ehrfurcht und Anstand gebot. Daß ihr Ableben mich dennoch tief ergriff, wird man mir glauben; als ich den Trauergang hinter dem Sarge dieser letzten Verwandtin ging, neben mir mein eben auf Urlaub in Gotha verweilender Sohn im stattlichen Schmuck seiner Ehrenzeichen, seiner Kriegertracht und Männlichkeit — da bestürmten mich

Empfindungen und Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart so mächtig, daß ich mich an einen nahen Grabstein lehnen mußte, um nicht umzusinken. Wenige Tage später — wir schrieben schon 1823 — wurde ihr Testament eröffnet, und nun zeigte sich das Rechtsgefühl der dahingeschiedenen Matrone in seinem schönsten Lichte, indem sich wider gar Vieler Erwartung fand, daß sie das mit der Hand meines Onkels erheirathete, beträchtliche Vermögen der alten Familienquelle zurückgegeben und meine beiden Kinder zu ihren Universalerben ernannt hatte. Dank dieser hochherzigen Handlungsweise meiner greisen Tante gingen die Erwartungen meines guten Urgroßvaters Ballstädt noch spät und an der Grenze meines eigenen Lebens doch wenigstens annähernd in Erfüllung.

Das Jahr 1823 hatte nichts merkwürdiges für mich, als daß ich meine Vaterstadt seit 1817 zum erstenmale wieder verließ und eine erheiternde Zusammenkunft mit Lorenzo Schaezler zu Kissingen unter Klaushofs hundertjährigen Eichen feierte; dazu gesellte sich, wie schon gelegentlich erwähnt, Naglers, des hochverdienten Reformators des alten Post-Wirrwarrs ehrender Umgang. Zuletzt folgte noch die Erfüllung eines langgenährten Wunsches: der Besuch von Schlangenbad; ich stärkte mich durch die Bäder im herrlichen Wasser und machte einige Ausflüge am Rhein, um mich vor der langen Weile zu retten, denn der Brunnengäste waren wenige, und darunter kein einziger von Geist. Am 3. März 1824 hatte mein Sohn mit mir meinen Eintritt in das fünfundsiebenzigste Lebensjahr gefeiert; nur einige Tage war er geblieben, dann trat er, als echter Sohn des „Passagier,“ in Gesellschaft zweier Freunde eine Reise nach Italien an. Vorher hatte er, ohne mein Wissen, seiner ernsten Denkart gemäß sein Testament niedergelegt.

Übrigens vervollkommnet sich doch jetzt das Reisen immer mehr; im nächsten Jahre, 1824, war es, wo Herr

von Lindenau, der die Herzogin-Wittwe meines fürstlichen Freundes, Ernst II., zu Genua wegen des von ihm geplanten Museums geschäftlich aufgesucht hatte, dort mit einem Engländer über schnelles Reisen wettete. Der Britte hatte nämlich behauptet: wir Deutschen seien viel zu bequem, um jemals schnell zu reisen; dies erbitterte den patriotisch gesinnten Lindenau so sehr, daß er wettete: von Genua nach Gotha binnen siebenmal vierundzwanzig Stunden fahren zu wollen. Wirklich traf er am 7. August 1824, Abends 8 Uhr — noch vier Stunden vor Ablauf der Frist — in Gotha ein, wo er sogleich eine Urkunde aufsetzen ließ, um seinen Sieg, der ihm 60 Flaschen Madeira eintrug, zu erhärten. Da er noch dazu anfangs ohne eigenen Wagen, nur mit Postchaisen gereist war, an denen ihm auf italienischem Boden nicht weniger als zweimal die Räder brachen (erst in Augsburg kaufte sich Lindenau eine eigene leichte Droschke), so ist das Ergebniß der Wette gewiß bemerkenswerth. Die Frucht dieser Reise des edlen Lindenau zu der Allodial-Erbin war die Erhaltung der reichen Kunstschätze (die Allodialvermögen waren) für unsere Stadt, und damit die Möglichkeit der Ausführung jenes Museums, wovon ich schon sprach; man vermehrte die vorhandenen Bestände noch durch den Ankauf der vom Baron Anthing nachgelassenen Sammlung von Gegenständen aus Borneo und Java, arbeitete überhaupt mit aller Anstrengung daran, das Museum dem Herzog Friedrich noch zu dessen Geburtstage, den 28. November, übergeben zu können; um die Einrichtung des Ganzen machte sich namentlich der Geheimrath E. F. von Schlotheim als Oberaufseher höchst verdient.

Etwa zu derselben Zeit (am 21. October 1824) erlebte ich einen seltenen und schönen Tag, nämlich das fünfzigjährige Jubiläum unserer Freimaurerloge, welches sehr feierlich begangen wurde; ein Comité, zu dessen Vorsitzendem ich neunundvierzigjähriger Maurer ernannt wurde, bereitete das Fest sinnig

vor. Im Arbeitssaale war auf meine Anregung eine Todtentafel angebracht worden, welche die Namen zweier Fürsten enthielt: des Herzogs Ernst und seines Bruders August. Dann folgten die Namen von vier Meistern vom Stuhl, sowie von hundertsechs Meistern und Gesellen und dienenden Brüdern, mit Weglassung der Verschollenen. In einem Sternenkranze stand die Ueberschrift:

„Zum ewigen Osten
sind uns vorangegangen
vom 21. October 1774 bis dahin 1824
die BB“

und unten am Schlusse der Tafel, gleichfalls in einem Kranze von Sternen die Worte:

„Die □
gedenkt heute
ihrer Todten.“

Unter der Tafel befand sich ein Altar, auf welchem das erste Protokoll lag, bewacht, wie im Leben, von den Büsten Ernsts und Augusts des Bruders; zur Seite das Bildniß Ekhofs als ersten Hammerführers von 1774 und Stifters des „Kosmopoliten,“ woraus „Rautenkranz,“ „Kompaß“ und „Ernst zum Kompaß“ zum schönen Maurerverein hervorging. Nach Eröffnung der Loge überraschte mich der vorsitzende Meister Graf Salisch, indem er mir als ältestem Maurer mit dem Hammer die Führung derselben übergab, doch nahm ich sie nur auf einige Minuten an, zu einem Dankgebet für die Versammlung und ihn. Salisch hatte mir auch aufgetragen, die Geschichte der Loge zu schreiben; eine Arbeit, welche ich mit Wehmuth, aber auch mit Genugthuung ausgeführt habe, denn ich fand in den Protokollen, welche ich benutzte, seit fünfzig Jahren eine Summe von Wohlthaten verzeichnet, die von dieser Loge ausgegangen waren; auch Auswärtige, wie z. B. der Weltumsegler Forster,

als er 1790 zu London in Noth war, wurden von ihr unterstützt. Meine kleine Schrift führt den Titel: „VERSUCH EINER GESCHICHTE D. G. U. V. □[1] Ernst zum Kompass und ihren aelteren Schwestern im Orient von Gotha. Vom Br. Reichard, Dep. Mstr. An ihrem Jubelfeste. Den 21. October 1824.“ (12.) Die Loge ließ sie auf ihre Kosten drucken[2] und vertheilen; sie fand überall freundliche Aufnahme. Ich selbst halte sie für meine beste maurerische Schrift. Manches aus der Geschichte der Freimaurerei überhaupt habe ich darin einfließen lassen, in so fern es mit unserer Loge verwandt, aber kaum noch bekannt war, außer mir noch allein übrig Gebliebenem. Auch enthält mein Schriftchen manche denkwürdige Notiz aus dem maurerischen Leben des Herzogs Ernst, namentlich [S. 39] eine Widerlegung der betreffenden Angaben des Aufsatzes in der mehrerwähnten, sonst so lobenswerthen Thümmelschen Schrift.

Der Jubeltag des 21. October 1824 verlief unter Reden, Gesang und feierlicher Aufstellung des trefflich gelungenen Bildnisses unseres Meisters von Salisch (als neuen Stifters von 1806) neben dem Bilde Ekhofs sehr würdig; nach der Arbeitsloge besuchten die Brüder in einem anstoßenden Locale die in Form eines T aufgestellte Tafel von 27 (3 × 9) ehrbaren männlichen Armen, deren keiner jünger war als Fünfzig. Die Armenpfleger hatten sie ausgesucht; auf Kosten der Loge wurden sie mit Speise und Trank reichlich bewirthet.

So schloß das Jahr unter bedeutenden, schönen und erhebenden Eindrücken — desto trüber sollte sehr bald das

[1] „Der Gerechten Und Vollkommenen Loge.“

[2] In der Engelhard-Reyerschen Hofbuchdruckerei. Es sind nicht mehr Exemplare abgedruckt worden, als zur Vertheilung an die Glieder der Loge und zur Versendung an die correspondirenden Logen sich nöthig machten.“ (Schlußnotiz der „Geschichte.“)

nächste sich gestalten, denn schon am 11. Februar 1825 erscholl die Trauerkunde vom Tode Friedrichs IV., herbeigeführt durch die schlagflüssigen Folgen eines ungeheuren Polypen, der, immer wachsend, auf seinem Gehirne lastete, dessen Vorhandensein niemand ahnen konnte, ja, den niemand entdeckt haben würde, wäre nicht auf ausdrückliche Veranlassung des Großherzogs Carl August von Weimar noch im letzten Augenblicke gelegentlich der Section des Herzogs auch dessen Kopf geöffnet worden, denn bis dahin hatte man — wie bei dem Herzog August — sich genügen lassen an der Section des Unterleibes. Dieser Polyp dürfte entstanden sein in Folge eines heftigen Stoßes auf die Hirnschale; als nämlich Prinz Friedrich 1797—98 zu Magdeburg als Volontär bei'm Regimente Kleist stand, um sich zu seinen Militärdiensten in Holland vorzubereiten, rannte er einmal bei dem Hauptmann v. d. Marwitz (wo er zum Besuche war), indem er von Hunger getrieben in die Küche eilte, um die Hausfrau zu suchen, so heftig gegen den Herdmantel, daß er bewußtlos zu Boden sank. Schon 1803 hatte der alte Grimm die Ursache der Erkrankung des Prinzen im Gehirn gesucht, war aber mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen; die Section sollte ihn, und zugleich den armen Todten rechtfertigen, dessen Zeichen, als ihm schon das Sprechen unmöglich wurde, man so oft mißdeutet hatte; wie z. B. wenn der Herzog die Hand der ihn Besuchenden auf seinen leidenden Kopf legte u. s. w.

Die Entdeckung dieser unerwarteten Krankheits- und Todesursache erregte natürlich das größte Aufsehen in den weitesten Kreisen; verstummt sein soll darüber sogar der alte Graf Beust, Landstand zu Altenburg, der bei der Nachricht von des Herzogs Tode in der ihm eigenthümlichen Redeweise gesagt hatte: „C'est bon, es ist gut, qu'il est mort, daß er todt ist; ich hätte sonst auf dem Landtage beantragt, ihm einen Vormund zu setzen.“ Namentlich war auch die medi-

cinische Welt über die „Balggeschwulst“ — wie die fachwissenschaftliche Bezeichnung lautete — in Aufregung, so daß die beiden Leibärzte Hofräthe Dres Dorl und Ziegler sich veranlaßt sahen, [in Nr. 48 der privilegirten Gothaischen Zeitung vom Freitag, 25. März 1825] einen öffentlichen Rechenschaftsbericht über den Leichenbefund im allgemeinen und den „tumor cysticus“ im besonderen zu geben, woraus ich bei der Merkwürdigkeit dieser im höchsten Grade eigenthümlichen Erscheinung nachstehendes wörtlich mittheile:

„Der Durchlauchtigste Herzog Friedrich IV. befand sich im Laufe des zuletzt verflossenen Jahres fortdauernd in einem ungestörten körperlichen Wohlsein. Dieses dauerte bis zum 3. Februar 1825 fort, wo Derselbe von einem heftigen Schnupfen befallen wurde. Am 10. Februar gegen Mittag trat indeß bei dem Herzoge plötzlich ein heftiger Fieberfrost ein; gegen Abend vermehrte sich derselbe und nach Mitternacht wurde der Herzog von einem krankhaften Zittern des ganzen Körpers befallen, was nach Verlauf einer Viertelstunde im verstärkten Grade zurückkehrte und sich in der Form von convulsivischen Bewegungen über den ganzen Körper ausbreitete. Zu gleicher Zeit traten auch alle Kennzeichen einer anfangenden Lungenlähmung (Paralysis pulmonum) ein, bis früh gegen 5 Uhr die krampfhaften Bewegungen in Starrkrampf (Tetanus) übergingen, während welchem der ganze Körper in der stärksten Spannung der Streckmuskeln starr daliegend rückwärts gebogen wurde. Dieser furchtbare Anfall dauerte in gleicher Heftigkeit gegen 25 Minuten anhaltend fort, und mit dem Nachlasse desselben war die Lähmung, welche anfangs die Lunge ausschließlich zu befallen drohte, allgemeiner. Alles Bewußtsein, alle Empfindung und Bewegung war ganz vernichtet. So verschied Herzog Friedrich IV. sanft und ruhig gegen 3/4 auf 7 Uhr Morgens an einer allgemeinen Lähmung (Paralysis universalis), deren veranlassende Ursache durch kein Nachdenken erforscht und

bestimmt werden konnte; deren schnelle und unerwartete Ausbildung aber durch den Befund der vorgenommenen Leichenöffnung, und zunächst der Eröffnung der Schädelhöhle, nur gar zu sehr in's Licht gesetzt wird.

Es hat sich nämlich hierbei folgendes äußerst merkwürdige Ergebniß gezeigt:

Die Knochen, welche die Wölbung der Schädelhöhle bildeten, waren von einer ganz ungewöhnlichen Dicke und Stärke, vorzüglich auf der rechten Seite. Die zwischen den beiden Tafeln sonst befindliche zellige Knochensubstanz war ganz und gar verschwunden. Die Blutgefäße der harten Hirnhaut waren mehr blutleer, als mit Blut überfüllt; die der weichen Hirnhaut waren in einem ganz natürlichen Zustande. Schon vor Zurücklegung der harten Hirnhaut wurde in der Gegend der rechten Stirnhöhle ein wulstig abgerundeter Körper bemerkt, dessen röthlichgelbe, eisenrostähnliche Farbe durch die harte Hirnhaut durchschimmerte. Während die harte Hirnhaut kunstmäßig vom sichelförmigen Fortsatze getrennt und in vier Lappen getheilt zurückgeklappt wurde, floß eine bedeutende Menge Wasser aus, was sorgfältig aufgenommen und gewogen zwanzig Loth betrug. Nach Zurücklegung der harten Hirnhaut wurde der früher bemerkte fremde Körper sichtbar. Er bildete, so viel er jetzt unverrückt in seiner Lage und Verbindung beurtheilt werden konnte, eine ziemlich elastische Geschwulst, die sich, von der vorderen Spitze des vorderen rechten Lappens des Gehirns aufwärts steigend, über die Wölbung der ganzen rechten Halbkugel des Gehirns, auswärts bis in die rechte Schlafgegend, hinterwärts bis nach dem Hinterhaupte hin erstreckte und ausdehnte. Ein Entstehen der Geschwulst aus der harten Hirnhaut, oder eine organische Verbindung derselben konnte durchaus nicht aufgefunden werden. Die ganze Masse der Geschwulst hatte sich in die Gehirnsubstanz der rechten Halbkugel ihrer Form nach tief eingepreßt; die ganze rechte

Halbkugel des Gehirns wurde dadurch bedeutend hinüber nach der linken Hälfte der Schädelhöhle gepreßt. Die aus ihrer Lage und Verbindung herausgenommene Geschwulst hatte die Gestalt einer großen Niere. Ihre Länge betrug sechs Zoll drei Linien, die größte Breite drei Zoll zwei Linien und die größte Dicke einen Zoll zwei Linien Pariser Maß. Das Gehirn erschien viel kleiner, als es nach seinem normalen Zustande hätte sein sollen, was auch sein Gewicht auswies, das nur zwei Pfund vier Loth ein Quentchen betrug.

Wir haben unser ärztliches Urtheil einstimmig dahin ausgesprochen: daß diese zwischen der harten Hirnhaut und der Spinngewebehaut auf der rechten Halbkugel des Gehirns aufliegende, dieselbe zusammen- und seitwärtspressende Balggeschwulst für die alleinige Ursache der verschiedenen Krankheitszufälle, welche Se. Durchlaucht sowohl in den früheren Lebensjahren, als späterhin erlitten hatten, sowie von der in der Constitution des Herzogs stets bemerkten Eigenthümlichkeit zu halten sei; die widernatürliche, zwischen den Gehirnhäuten und dem Gehirne befindliche Wasserergießung aber für die nächste, den schnellen Tod herbeiführende Ursache erklärt werden müsse."

Man sieht aus diesem Berichte, wie plötzlich der Tod des Herzogs eintrat; die allgemeine Bestürzung darüber war der Lage der verwaisten Lande angemessen. Sie würde noch gewaltiger gewesen sein, hätte nicht die Einsicht der Agnaten im Einklang mit den geprüften und bewährt erfundenen Landesministern schon lange vorher eine Gesammt-Regentschaft beschlossen und gegründet, welche, da sie (unter Leitung der Agnaten) nach wie vor jenen erprobten Staatsmännern anvertraut blieb, alles bis auf Weiteres völlig im bisherigen Geschäftsgleise fortgehen ließ.

Da Herzog Friedrich auf derselben Insel bestattet werden sollte, wo sein Vater und seine drei Brüder den Schlaf des

Todes schliefen, so wurde ich, als der einzige noch Lebende, welcher Kunde von dem Inneren des Gewölbes geben konnte, wo die Särge der beiden vorangegangenen Prinzen Ernst und Ludwig aufbewahrt wurden, ersucht, dies zu thun, und es geschah. Herzog Ernst hatte mich nämlich vor vielen, vielen Jahren einmal mit in dieses Gewölbe genommen, zu welchem er allein den Schlüssel bei sich trug. Tiefbewegt und schweigend standen wir neben einander; stumm wies er auf den Stein zwischen den beiden Särgen seiner Kinder, der einst das Postament seines eigenen Sarges werden sollte, denn damals schien er noch nicht den Gedanken gefaßt zu haben, sich in freier Erde zu betten. Erschüttert verließen wir das Gewölbe. Wer mir damals hätte sagen sollen, daß, wenn ich die moderlusterfüllten Räume desselben abermals beträte, ich den Sarg des **letzten** Sprossen dieses erlauchten Fürstenhauses auf jenen Stein würde stellen sehen! — —

Hier in diesem Todtengewölbe, gelehnt an die Erdenwand, die mich von Herzog Ernsts Staube trennte, kam mir zuerst der Gedanke, den drei ausgebrannten Fackeln des Sachsen-Gothaischen Regentenhauses noch in diesem meinem zweifachen Jubeljahre 1825 die Denkmünze von Bronze zu weihen, welche ich durch meines Freundes Böttiger Beistand und des Dresdener Künstlers König treffliche Ausführung habe prägen lassen. Ich ging damit so geheim zu Werke, daß mein Vorsatz selbst meinen Kindern bis zum 21. Juli, als dem Tage ihrer Austheilung, völlig verborgen blieb. Denn 1825, am 21. Juli (leider einst auch der Todestag meiner Amalie!) beging ich Alleinstehender die fünfzigjährige Feier meiner Staatsdienstzeit, wie am 24. October des nämlichen Jahres diejenige meiner fünfzigjährigen Maurerweihe. Auf der Münze sind deßhalb einige dahin deutende Anspielungen angebracht. Ihre Hauptseite zeigt drei antike, umgewendete, erlöschende Lebensfackeln, oben von einem Blumenkranze zusammengehalten, mit der Umschrift:

„Dem Andenken der freundlichen untergegangenen Sterne des Sachsen-Hauses Gotha-Altenburg.“

Neben den Fackeln stehen die Namen August (links) und Friedrich IV. (rechts); oberhalb derselben: Ernst II. Über diesem Namen erblickt man drei fünfstrahlige Sterne, über jedem der anderen nur einen solchen Stern. Unten liest man die Sterbetage der drei Monarchen:

XX. Apr. XVII. Mai. XI. Febr.

Die Rückseite trägt die Inschrift:

G. V.
H. A. O. Reichard.
H. S. Geheim. Kr. Rath
des
K. S. Civ. Verd. Ordens
Ritter
L. Jahr Staats-Dien. d. XXI. Jul.
L. Jahr F. M. d. XXIV. Oct.

Todten-Feier im Jubeljahr.
MDCCCXXV.

„G. V.“ heißt: „Gewidmet von.“ — Die „Curiositäten“ brachten [Band X. St. 6. S. 577—584] einen eigenen Aufsatz über „Die sehr merkwürdige Medaille unserer Zeit,“ nebst einer Abbildung [Tafel 10]. Und wenn das Journal de Paris bei Gelegenheit der Errichtung meiner Rigi-Tafel zum Gedächtniß des Herzogs Ernst mich „den ersten Privatmann“ nannte, „der seinem Fürsten ein solches Denkmal gesetzt habe,“ so möchte ich mich wohl auch den ersten Staatsdiener nennen dürfen, der bei seinem Jubiläum eine solche Münze auf sein erloschenes Fürstenhaus schlagen ließ.

Ich hatte nur hundert Exemplare ausprägen lassen, um ihr den Werth der Seltenheit zu geben, doch verwahre ich den Stempel, und es hängt einst von meinem Nachkommen ab, sie zu vervielfältigen. Zu meiner großen Freude genoß ich das reine Vergnügen, die Medaille gut aufgenommen und selbst von Münzsammlern ferner Länder verlangt zu sehen; ein Exemplar kam nach Mexiko.[1] Ehrenvolle, nicht in so hohem Maße erwartete Theilnahme widmeten mir meine Mitbürger aus allen Ständen an jenem 21. Juli; die mir immer wohlgewogene Herzogin Caroline von Hessen, Wittwe des Herzogs August, bezeugte mir ihren Antheil persönlich und durch einen Blumenstrauß. Das Gesammt-Ministerium, welches von meiner Jubelfeier erst durch die ihm zugeschickte Medaille Kunde erhielt, beehrte mich noch denselben Tag mit einem Glückwunschschreiben,[2] und die Durchl. Gesammt-Regenten selbst erneuerten für mich einige Wochen später [am 21. August] den seit fünfundfunfzig Jahren erloschen gewesenen Titel eines Kriegsdirectors mittels huldvoller Zuschrift. Rührende Augenblicke gewährte mir der Morgen des 21. Juli, denn als ich von der Melodie eines ange-

[1] Eines übermittelte Reichard dem Großherzog Carl August; eines dem Archiv des Hospizes anf Rigi-Klösterli. Letzteres ist dort noch gegenwärtig vorhanden, und wurde von dem schon genannten P. Veremund dem Herausgeber gütig zur Ansicht gesandt. Vergl. die mehrcitirten „Zusätze und Nachträge," S. 424, von denen Reichard ein Exemplar mit herzlicher handschriftlicher Widmung dem Archiv auf Rigi-Klösterli unter'm 13. Mai 1827 überschickte. Das Werkchen wird dort noch jetzt als werthvolle Reliquie gehütet.

[2] Zwei Männer, wie v. d. Becke und Lindenau, riefen Reichard an diesem Tage das ehrende Wort zu: er dürfe „auf ein halbes Jahrhundert eifrigen Wirkens mit dem Bewußtsein zurückblicken: daß er in diesem langen Zeitraume viel Gutes gestiftet und zum Wohle seiner Mitbürger beigetragen; daß er mit Vorsatz niemanden gekränkt, vielmehr gern jedem mit Rath und That hilfreich entgegen gekommen; daß er stets gewissenhaft seine Amtspflichten zu erfüllen sich bemüht, und überhaupt durch sein Betragen nicht nur die Liebe und Achtung seiner Nebenmenschen, sondern auch das Zutrauen, das Wohlwollen und den Dank seines Fürstenhauses sich erworben habe."

messenen geistlichen Liedes erweckt worden war, fand ich meine Hände in denen meiner glückwünschenden Tochter und meines Sohnes. Wohlbehalten war er aus Italien und Sicilien in die deutsche Heimath zurückgekehrt; einige Monate vor meinem Jubeltage [am 3. Februar 1825] hatte ich die Freude, ihn zum Rittmeister befördert zu sehen; als solcher übernahm er das Commando der in Pegau garnisonirenden ersten Compagnie des Gardereiterregiments. Am Abend des denkwürdigen 21. Juli wallfahrte ich mit meinen beiden Kindern zu den Gräbern unserer Familie, sowie zu der Gruft der drei Fürsten, deren Lebensfackeln ausgebrannt waren wie auf meiner Denkmünze, und denen ich nur jenseits für ihre vieljährige Gnade huldigen konnte. Ein schönes Gedicht des von großen Meistern wie Goethe wegen seiner Begabung belobten Professors Welcker, die „Curiositäten" meines alten Freundes Vulpius, ferner Aufsätze in der Haude- und Spenerschen Zeitung [Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, Nr. 211 vom Sonnabend d. 10. September 1825, Seite 6, Spalte 1] wie in anderen öffentlichen Blättern gedachten meines Dienstjubiläums in rühmlichster Weise. Daß die an meinem Wohnorte erscheinende Beckersche National-Zeitung davon schwieg, sie, die sonst nie eine ähnliche Feier in Deutschland unerwähnt läßt, hatte wohl seinen Grund in einer Empfindlichkeit des Sohnes über die Stelle in meiner Gothaischen Logengeschichte, worin ich [S. 32 fg.] der Wahrheit gemäß — doch so schonend wie möglich und ohne Nennung des Namens — jener Rede R. Z. Beckers gedenken mußte, von der ich auch in diesen Erinnerungen gesprochen habe. Die damals von der Loge beobachtete Haltung war, zumal in jenen Zeiten der Umtriebe, zu würdig gewesen, als daß ich die Sache hätte todtschweigen können.

Einer ehrenvollen Begehung meines Maurer-Jubiläums durfte ich mich auch am 24. October rühmen und erfreuen. Eine eigene, auf Kosten der Loge gedruckte Beschreibung

unter dem Titel: „Funfzigjährige Jubelfeier des Hochw. Br. Reichard sen. Am 24. Oct. 1825. Gotha, gedruckt mit Engelhard-Reyherschen Schriften“ (12) erzählt den für mich in hohem Grade ehrenden Hergang dieses Festes.[1] Vermöchte mich etwas darüber zu trösten, daß ich, der Greis, meine drei Fürsten habe zu Grabe geleiten und der Zerstückelung ihrer Länder entgegenharren müssen — eben jene Regenten, unter denen ich die funfzig Dienstjahre vollbrachte, eben jene Länder, in denen ich als Beamter wirkte —, dann würde diese ungesuchte und allseitige Theilnahme mich getröstet haben.

Die erwähnte Theilung von Sachsen-Gotha und Altenburg — sie wurde im Sommer 1826 unter der Aegide des Veterans der Könige, Friedrich Augusts von Sachsen, von zwei wackeren, erfahrenen Staatsmännern durchgeführt; Altenburg kam an Hildburghausen, dieses an Meiningen, Gotha aber an Coburg.

Theilung! Trennung! Was hängt sich bei einem gealterten Diener, wie ich es bin, nicht alles an diese verhängnißvollen Worte! Alle Fürsten sind jetzt Väter ihrer Völker, alle ihre ersten Staatsbeamten gleichgesinnt wie sie. Aber ich war aufgewachsen und alt geworden mit kleinen Fürsten; wenn ich vor ihnen oder vor einem ihrer ersten Beamten stand, so stand neben mir die Erinnerung an meine vielen redlichen Dienstjahre und an so manches, was sich daran knüpfte. Die Zeit hatte zwischen ihnen und mir eine Art von Wahlverwandtschaft geschaffen; uns umschlang das Band der Zeitgenossenschaft. Muß ich nicht den neuen Verhältnissen fremd gegenüberstehen, wie sie mir? Ja, würde

[1] Eine in antiker Form gefertigte Votivtafel, welche von Reichard sagt: „Er nahm und gab Licht,“ wurde als bleibendes Andenken im Logenlokale, dem Altar gegenüber, unter dem Bildnisse des Jubilars aufgehangen. Ein Bruchstück aus der vom Br. Bertuch gehaltenen Festrede ist aus der Jubiläumsschrift wieder abgedruckt bei Cramer, a. a. O. Seite 20—21.

nicht meine Stellung wahrscheinlich nach allen Seiten hin jetzt weit günstiger sein, wenn ich nicht leider von mir sagen müßte:

„Neu Regiment bringt neue Leute mit,
Und früheres Verdienst veraltet schnell“ —?

Nachdem ich erst zwanzig Jahre lang umsonst gedient, beträgt mein Gehalt als Director eines Departements noch gegenwärtig nicht so viel, wie derjenige manches Secretärs; ich beziehe 844 Thaler jährlich! —

Und dann — wie schneidet es nicht in's Herz, wenn man in hohem Alter so vieles zu Grunde gehen sieht, was man Jahrzehnte lang nur mit Ehrfurcht zu betrachten gewohnt war! Was habe ich — um nur Eines anzuführen — nicht gelitten, als nach dem Tode des Herzogs Friedrich IV. die Versteigerungen begannen, denen auch der Privatnachlaß des Fürsten anheim fiel! Leider bemühte ich mich vergebens, den viele hundert Nummern betragenden Schatz seiner Musikalien, seiner Kirchen-Musiken, die nie wieder so zusammengefunden werden (die meisten besaß der Herzog durch besondere päpstliche Vergünstigung) und vieles andere in unser neu errichtetes Museum gerettet zu sehen; um so mehr, als die Versteigerung oft zur grausamsten Verschleuderung wurde. Es gelang nicht — die Sache nahm ihren Lauf; aber ich konnte es nie über mich gewinnen, bei diesen Auctionen persönlich gegenwärtig zu sein, denn an jedem Stück, welches da so gleichgiltig verhandelt wurde — war es ein Kunstwerk, Geräth, Buch, Kupferstich oder was es wollte — hing für mich eine liebe Erinnerung aus alter Zeit. Auch die Reliquien unseres einstigen Hoftheaters kamen unter den Hammer, so z. B. die noch vorhandene Garderobe; doch rettete ich wenigstens Ekhofs schriftlichen Nachlaß nebst etlichen Originalen der Compositionen Georg Bendas durch Herrn von Lindenaus Dazwischentreten noch glücklich für die große

Bibliothek. Eine Lieblingsmundtasse König Friedrichs II. aus der Erbschaft des Prinzen August ward jedoch versteigert, aber glücklicher Weise für den Großherzog Carl August von Weimar erstanden. Unter den Gemälden und Zeichnungen, meist in Rom vom Prinzen Friedrich gesammelt, befanden sich zum Theil sehr merkwürdige Stücke, z. B. aus Lavaters Nachlasse. Die Partituren gingen unter dem Gewichtspreise des Papieres fort; eine Cantate, so schön geschrieben, daß ein Kenner die bloße Copisten-Arbeit auf zwanzig Louisd'or veranschlagte (es war ein Dedications-Exemplar auf Schreibpapier an Herzog Friedrich) erzielte — prachtvoll gebunden! — achtzehn Pfennige; ein anderes, ähnliches Werk nur sechs Pfennige; ein musikalisches Geschenk des Cardinals Consalvi (ich glaube, eine Messe) wurde für neun Groschen losgeschlagen.

Doch ich will nicht klagen, denn dankbar muß ich doch auch mancher Freude gedenken, welche ich erlebe; dazu gehört es namentlich, wenn ich mich als Schriftsteller vielfach freundlich anerkannt sehe. So rechne ich es mir zur Ehre an, daß der von mir genannte Karlsbader Freund Cramer mich aufforderte, ihm Mittheilungen aus meinem Leben zu machen, da er mir eine biographische Skizze widmen wolle. Ich schrieb aus dem Gedächtniß kurze Notizen nieder, denn die Handschrift dieser Erinnerungen war in Dresden bei denen, die sie nach meinem Tode herausgeben sollen. Erscheint Cramers Arbeit früher[1] als meine Selbstbiographie, die erst nach

[1] Sie trat am 20. Februar 1830, in den „Zeitgenossen" (biographisches Magazin, Leipzig, F. A. Brockhaus), Bd. 2, Heft 3, S. 3—43 an's Licht. Die kurze Skizze, in mancher Einzelnheit nicht mit zuverlässiger Genauigkeit gearbeitet, außerdem durch störende Druckfehler (besonders der Eigennamen) entstellt, sollte im Sommer 1875 das Verdienst haben, den Herausgeber des vorliegenden Werkes auf das Vorhandensein selbstbiographischer „Erinnerungen aus Reichards Leben" aufmerksam zu machen. Angestellte Nachforschungen ergaben, daß die Handschrift nicht, wie Beck (Ernst II, S. 90, Anmerkung) behauptet, verbrannt war; vielmehr wurde sie von Reichards Enkeln in wahrhaft seltener, mit wärmstem Danke anzuerkennender Bereitwilligkeit zum Zwecke der Veröffentlichung dargeliehen. Sie war in allem wesentlichen so gut als druckfertig, wenn sie

meinem Tode gedruckt werden soll, so wird sie nur ein kurzer Abriß sein und gleichsam als Vorläufer meiner eigenen Aufzeichnungen gelten müssen.

Diese kann ich selbst nur noch mit wenigem vervollständigen, denn wohl fühle ich: das Alter naht mit mächtigen Schritten; mein Blut pulsirt immer stockender und zögernder. Nur des wichtigsten sei also noch kurz gedacht, wobei ich leider auch das [am 26. März 1826 erfolgte] Ableben meines Freundes Schaezler mit aufzählen muß, den ich im Jahre 1825 zum letztenmale in Bocklet gesehen hatte, wohin ich auf seinen Wunsch gegangen war. Schon damals beobachtete ich mit Gram die Abnahme seiner Kräfte, selbst derjenigen seines sonst so regen Geistes. Sein Glücksstern, an den er glaubte, den er deßhalb auch gern an seinen Gebäuden oder sonst anbrachte und der auch wirklich seinem Leben oft geleuchtet hatte, war ihm trübe erloschen. Nun ruhet er von rühmlicher Arbeit; ehrenvoll feierte sein König Ludwig sein Andenken.

Noch ein Verlust sollte mir bevorstehen, wenn auch Gottlob nicht einer durch den Tod. Im August 1826 wurde

auch einer sehr genauen, mit Gewissenhaftigkeit vorgenommenen Durchsicht, sowie vielfach der mühseligen Berichtigung von Daten, Buchtiteln, Hinweisen, der Orthographie von Namen u. s. w. bedurfte. Im Übrigen konnte sich die Thätigkeit des Herausgebers fast lediglich auf die gegenwärtige Eintheilung in Abschnitte und auf die vorsichtige Streichung etlicher Längen beschränken, welche theilweise von Reichard selbst als solche bezeichnet waren. Es ist das Erbe Böttigers und A. v. Nordsterns, welches hiermit angetreten wurde, denn Reichard hatte diese ausdrücklich bevollmächtigt, bei der Herausgabe „durchaus nach Gutdünken“ zu verfahren. Als vervollständigende handschriftliche Hilfsmittel wurden für vorliegendes Werk noch herbeigezogen: Reichards Stammbuch; seine Briefe an Böttiger, in zwei starken Quartbänden von der Dresdener K. Bibliothek aufbewahrt und vom Februar 1796 bis in den April 1828 reichend; die nach einer 1813 durch Reichard selbst vorgenommenen Sichtung noch vorhandenen Briefe von ihm an seine Familie, sowie gegen 600 Briefe von etwa 120 Correspondenten an Reichard. Alle im Texte mit [ ] eingeklammerten Stellen, alle Anmerkungen des Werkes (gleich dem kurzen Nachworte) sind vom Herausgeber. Der Vollständigkeit wegen sei noch der biographischen Skizze über Reichard gedacht, welche der „Neue Nekrolog der Deutschen,“ VI, 2 (1828; Ilmenau, 1830), S. 749 fg. enthält.

es zur trüben Gewißheit, daß der edle Lindenau uns verlassen würde. Re bene gesta — wie er von sich rühmen darf — legte er seine Ministerstelle nieder, um in königlich sächsische Dienste zu treten. Wohl war der öffentliche Dank, welchen das Land der Zwischenregierung bei dem Schlusse aussprach, gerechtfertigt, aber eben so gerechtfertigt war es auch, wenn man in Lindenau die Seele des Regierungskörpers erkannt hatte. Ursprünglich wollte ich die pietas publica Gothana zu einer Denkmünze auf Lindenau veranlassen; bei näherer Erwägung aber fürchtete ich, seine Bescheidenheit zu verletzen, und so unterblieb der Plan.

Am 15. November 1826 wurde der Theilungsvertrag der sächsischen Lande unterzeichnet, und seit dem 25. November huldigen wir Gothaer dem an diesem Tage in unsere Mitte getretenen neuen Landesherrn: Herzog Ernst von Sachsen-Coburg und Gotha. Feierlich wurde er von der Bevölkerung begrüßt; feierlich war der Augenblick, als er den Schwur der Verpflichtung seiner Landesbehörden selbst empfangen hatte und nun mit gewinnender Freundlichkeit vom Thronsessel in den von uns geschlossenen Halbkreis trat, uns als „Seine lieben Angehörigen“ begrüßend. Und welche rege Thätigkeit wurde sogleich entfaltet! Daß der neue Regent überall selbst nach dem rechten sah und in einzelnen Fällen binnen sechs Tagen Übelstände beseitigte, die vorher binnen dreimal so vielen Jahren nicht abgestellt worden waren — dieser Zug allein mußte überraschen und für Herzog Ernst III. einnehmen.

Unterdessen trat ein Todesfall ein, welcher mir, der ich den Verhältnissen so nahe gestanden hatte, die widersprechendsten Gefühle im Herzen rege machte. Fern von der Heimath, einsam und verlassen starb zu Genua am 25. April 1827, sechsundsiebenzig Jahre alt, die Wittwe des edlen Ernst, unsere vormalige Herzogin Charlotte. Herr von Zach drückte ihr die Augen zu und eilte dann nach Paris. —

Mir selbst brachte der August 1827 die angenehme Erholung eines kleinen Ausfluges an den Rhein und in die Taunusbäder. In Frankfurt a. M. war es Tagesgespräch, daß das Haus Rothschild durch Staffetten schon binnen 54, schreibe vierundfünfzig Stunden von dem [am 8. August] zu Chiswick bei London erfolgten Tode des britischen Ministers Canning hatte Nachricht haben können; eine Raschheit, von der man sich selbst zu Napoleons Zeiten schwerlich hätte träumen lassen. Eine der ersten architektonischen Schönheiten des früheren Frankfurt, das Schweizersche Marmorhaus mit seinen zahlreichen Kunstwerken (darunter eines von Canova!) fand ich wieder als — Hôtel de Russie. So ändern sich die Zeiten! Aber sie bessern sich auch — allerdings keineswegs in allem, aber doch in einzelnem; so z. B. kann ich nicht leugnen, daß die Dampfschiffe auf dem Rhein den größten Eindruck auf mich machten. Früh um acht Uhr bestieg ich zu Mainz die „Concordia,“ und schon zwölf Stunden später hatte mich nebst fast hundert anderen Passagieren ihr rascher und leichter Flug sanft nach Köln versetzt. Und wie billig! Mit sechszig Pfund Gepäck (nach Überfracht wird so wenig gefragt, wie nach Trinkgeld) zahlte ich nur sieben Thaler für den Platz. Unzweifelhaft ist das Dampfschiff eine der wunderbarsten und wohlthätigsten Erfindungen unserer an ausgezeichneten, nie geahnten Vervollkommnungen des Verkehrs reichen Zeit, wenn dies auch die Schiffer leugnen, ebenso wie die Postmeister und Gastwirthe die größten Gegner der Eilwagen sind. Allerdings wird gefürchtet, der Lachs werde aus dem Rhein verschwinden, verjagt durch das Geräusch der Räderschaufeln dieser Dampfschiffe, deren jetzt schon zwei in Betrieb sind und sich steigernder Beliebtheit erfreuen, namentlich seit das Publikum darüber beruhigt zu sein anfängt, daß man das Springen der Kessel doch wohl so leicht nicht zu besorgen hat.

Die Fahrt stromaufwärts, von Köln nach Mainz, erfordert zwei Tage für das Dampfschiff; ich benutzte es nur

bis Koblenz, denn mein Ziel war Ems, welches sich von Jahr zu Jahr vergrößert. Einen drolligen Anblick gewährte die Escadron der Eseltreiber mit ihren geduldigen Thieren; die Leute sind als Kosaken gekleidet: dunkelblau, mit hochrothen Turbans und Schärpen. Kein Taunusbad war aber so stark besucht, wie das trotz der späten Jahreszeit überfüllte Wiesbaden; auch dieser Ort verschönert sich immer mehr.

Am 1. September 1827 war ich wieder daheim, wo unterdessen eine mein Gefühl empörende Geschichte zu spielen begonnen hatte; aus dem Nachlasse des Herzogs August haftete nämlich ein Pfandrecht auf mehreren Sammlungen, wie auf der Seetzenschen, auf dem chinesischen Kabinet und anderen Seltenheiten, welche der Herzog zusammengebracht. Die Gläubiger waren meist Putzhändler, Kaufleute, Palmersche Wechsel, Gold- und Juwelenarbeiter u. s. w. Um nun 1824 bei Errichtung des Museums jene Seltenheiten für dasselbe zu retten, hatte Herr von Lindenau einen Plan ausgeführt, vermöge dessen mit Unterstützung der Landesbank zu Altenburg das Leben des Herzogs Friedrich auf fünf Jahre gegen hohe Prämien bei drei Assecuranzgesellschaften zu London versichert wurde, so daß diese die Schuld bezahlten, wenn der Herzog vor 1829 stürbe. Bald darauf war der Herzog todt; zwei der Gesellschaften zahlten ohne Widerrede, diejenige aber, bei der die höchste Summe zu erheben gewesen wäre, weigerte sich, da zur Zeit der Versicherung die Todesursache (der Polyp) schon vorhanden gewesen sei. So waren denn im August 1827 drei Abgeordnete nach Gotha gekommen, deren anständigster Mitchell hieß, aber leider bald wieder nach London zurückging, während die anderen beiden Beweise sammeln sollten, daß der Herzog schon zur Zeit der Abschließung des Geschäftes halb todt gewesen sei. Alles was möglich war, wurde von diesen Leuten aufgeboten, damit sie ihre Zwecke erreichten; Krethi und Plethi wurden befragt, dreißig Meilen weit einstige Schloß-

küchenmägde herbeigeholt, lange Verhöre gehalten, deren Ergebnisse man auf Pergament schrieb u. s. w. Unsere Regierung hatte ein Einsehen und diese Verhöre mußten im Beisein eines Mitgliedes derselben geschehen; mich selbst verschonte man weislich, da man wohl wußte, wie ich über den Herzog sprechen würde. Der Ausgang der Sache, welche in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, vor den obersten Gerichtshof in England kommen soll, kann nicht zweifelhaft sein für solchen Beurtheiler, den nicht auri sacra fames verblendet.[1]

Auch den Jahresanfang 1828 habe ich noch überschritten. Ob es auch 1829 geschehen wird? Vix credo — denn ich fühle es: non sum, qualis eram. Als am 3. März auf dem Geburtstagskuchen siebenundsiebenzig Lichter vor mir brannten, in der Mitte ein achtundsiebenzigstes zur Feier dieses neuen Jahres=Antritts — als ich mich beglückt umschaute im Kreise der lieben Meinigen (mein Sohn war aus seiner Garnison auf Urlaub gekommen), da war ich weit davon entfernt, zu ahnen, was eben dieses achtundsiebenzigste Jahr in seinem Schooße für mich berge. Aber schon am Tage nachher bekam ich einen so heftigen Brustkrampf, daß ich Sprache und Bewußtsein für eine Viertelstunde verlor, während deren ich gefährlich krank gewesen sein soll. Jetzt hat mich meine gesunde Natur und die liebende Pflege meiner Kinder (mein Sohn ließ sich sogleich beurlauben und schlief drei Wochen lang neben meinem Bette) ganz wieder hergestellt, doch muß ich mich noch ängstlich schonen, was mir bei meiner Lebendigkeit eben so schwer wird, wie das Ertragen der Zimmerhaft. In siebenundsiebenzig Jahren bin ich nie zehn Tage hintereinander in der Stube geblieben; jetzt fange ich nach vier Wochen erst wieder mit Ausfahren an! Und wer

1 „Aus der Tradition weiß ich: Gläubiger des Herzogs August, die nicht befriedigt worden waren, kauften unter Lindenaus Vermittelung den Herzog Friedrich IV. in englische Lebensversicherungsbanken ein; diese gewannen den Proceß und die Gläubiger erhielten nichts.“ (Gefällig ertheilte Auskunft des Herrn Bibliothekars Dr. W. Pertsch zu Gotha.)

weiß, was meiner noch in diesem ominösen achtundsiebenzigsten Jahre wartet, welches mir schon meinen lieben Altersgenossen, meinen täglichen treuen Clubbgesellschafter, den Professor Galletti geraubt hat, der zum großen Verluste für die Wissenschaft, die er als kundiger Historiker tüchtig gefördert hat, am 16. März dieses Jahres starb! Darum eile ich, diese Handschrift zu beenden und sie der Obhut der beiden geprüften Freunde zu überantworten, welche sie dereinst nach meinem Tode durchsehen und der Öffentlichkeit übergeben sollen. Gar oft ist das Packet mit meinen „Erinnerungen" zwischen Dresden und Gotha hin und hergewandert; immer noch war es mir altem Manne bestimmt, Unerwartetes zu erleben, das ich nachtragen mußte. Nun aber schließe ich auf immer, um das zu versiegelnde Päckchen nicht mehr zu öffnen. Was die Zukunft mir noch offenbart, was in ihrem Dunkel meiner noch harrt — ich überlasse den biederen Ehrenwächtern meines Depositums, es diesen Papieren anzuhängen, wenn sie es dazu geeignet finden. Mir selbst, der ich ohne bange Furcht an meinen Tod denke und ruhigen Herzens in das Jenseits blicke — mir bleibt nichts übrig, als vorzuschauen in das stille Land, in das Land meiner Todten, und hier mit den schönen Worten meines Freundes, des herrlichen Sängers Salis-Seewis zu enden, die in meinem Zimmer unter einer Urne stehen:

„In's stille Land,
Wer leitet mich hinüber?
Es wölket sich mein Abendhimmel trüber,
Und immer trümmervoller wird der Strand.
Wer leitet mich mit sanfter Hand
Hinüber, ach, hinüber
In's Land von meinen Todten —
In's stille Land?!" — —

Gotha, am 3. April 1828.

Nachwort.

Die trübe Ahnung, welche sich in den letzten Worten der „Erinnerungen“ ausspricht, sollte nur zu bald in Erfüllung gehen. Für den Sommer 1828 beschäftigten Reichard noch literarische Entwürfe, doch schnell überhandnehmende Altersschwäche ließ deren Ausführung nicht mehr zu. Seine Kräfte schwanden sichtlich, und nach zweitägigem leichtem Unwohlsein fand man ihn am 17. October 1828 Morgens todt im Bette; ein Nervenschlag hatte seinem Leben sanft ein Ziel gesetzt. Seiner Anordnung gemäß ward er ohne Sargdeckel beerdigt; die Brüder der Gothaschen Freimaurerloge begleiteten die Leiche in feierlichem Zuge, Akazienzweige ihr nachwerfend in die Gruft, so daß der Tode mit diesen ganz bedeckt war, ehe die Erde auf ihn geschüttet wurde.

Als erstes Mitglied seiner Familie folgte ihm im Tode sein Schwiegersohn; wegen anhaltender Kränklichkeit schon früher aus dem öffentlichen Dienste geschieden, starb Carl Emil Constantin von Goechhausen am 21. Januar 1855 zu Gotha. Treu hatte ihn seine Gattin gepflegt, in dieser Hingebung, sowie in der vortrefflichen Erziehung ihrer beiden Söhne den Beruf der Hausfrau und Mutter in mustergiltiger Weise erfüllend. Nachdem es ihr noch beschieden gewesen, Reichards geliebte Enkel als Ehrenmänner und tüchtige Diener des Staates auf ansehnlicher militärischer Rangstufe zu erblicken, entschlummerte sie im höchsten Greisenalter am 11. December 1873 zu Gotha.

Zehn Jahre früher war ihr der Bruder, Ernst, vorangegangen, welcher eine eben so glänzende, wie durch gesegnetes Wirken bezeichnete Laufbahn zurückgelegt und alle Hoffnungen verwirklicht hatte, die der Vater einst auf ihn

setzte. Am 1. December 1836 zum Major befördert, erhielt er gleichzeitig das Commando der 3. Division des Gardereiter-Regiments; am 14. October 1843 berief ihn König Friedrich August II. von Sachsen unter Ernennung zum Flügeladjutanten zur Dienstleistung bei Allerh.-Seiner Person. Schnell folgten einander nun die weiteren Beförderungen: 1843 zum Oberstlieutenant, 1847 zum Obersten und K. Generaladjutanten, 1849 zum Generalmajor und 1852 zum Generallieutenant. Am 24. December 1856 erbat er nach mehr als fünfzigjähriger Dienstzeit (bei Einrechnung von vier Feldzügen) seine Entlassung; der spätere sächsische Kriegsminister von Fabrice (damals Major im Generalstabe), Ernst Reichards dankbares Pathkind, konnte nachmals von ihm sagen: „Es schied mit ihm aus den Reihen der Armee wiederum einer jener nur noch wenigen Repräsentanten einer für die sächsischen Waffen glorreichen Zeit, einer jener Männer, die unter den wechselvollen Verhältnissen einer langen, ehrenvollen Laufbahn sich glänzend bewährt und ein in allen Richtungen nachahmenswerthes Beispiel für die jüngere Generation gegeben haben."

Nach mehrwöchentlichen Leiden starb Ernst Reichard am Morgen des 19. April 1863 zu Dresden, in einem Alter von siebenundsechszig Jahren zehn Monaten; der so eben genannte G. F. A. von Fabrice widmete ihm, als „der Würdigsten Einem, dessen Name ruhmvoll verzeichnet stehe in den Annalen der sächsischen Reiterei," im Dresdener Journal Nr. 91 vom Donnerstag, 23. April 1863, S. 369 fg. einen ergreifenden Nachruf. In dienstlicher Beziehung nennt er ihn „nach allen Richtungen hin einen der ausgezeichnetsten Offiziere der sächsischen Reiterei;" dem Menschen giebt er das schöne Zeugniß: „Seine Liebenswürdigkeit, sein ritterlicher Charakter hatten ihm in den weitesten Kreisen allgemeine Achtung und Liebe gesichert. Und wenn auch Reichards Ver-

dienste durch zahlreiche Orden und Ehrenzeichen[1] eine außergewöhnliche Anerkennung gefunden hatten, so vermochte dieser Umstand auf die in seiner edlen Sinnesweise tiefbegründete Bescheidenheit einen Einfluß dennoch nicht zu üben. Jene Bescheidenheit bewährte sich bis zuletzt, in den selbstgetroffenen Bestimmungen über die Beisetzung seiner sterblichen Hülle. In aller Stille und ohne jegliches Gepränge wollte er von Dresden weggeschafft und in der Gruft seiner Eltern zu Gotha beigesetzt sein. Nur den Einen Wunsch hatte er: daß Reiter seines alten (zweiten) Regiments ihn dort in Gotha auf diesem letzten Gange geleiten möchten."

Und so geschah es; Ernst Reichard ist wiedergekehrt in die Heimath seiner Väter, nach Thüringen, in die alte Heimath seiner Husaren. Ohne Gepränge, wie er es gewünscht, doch weihevoll wurde er am 22. April 1863 in der Familiengruft zu Gotha bestattet. Damit sein Name nicht ausstürbe, ertheilte König Johann von Sachsen H. A. O. Reichards jüngstem Enkel Bruno unter dem 10. December 1863 die Erlaubniß: seinem Namen „von Goechhausen" den Namen „Reichard" anzuhängen. So ward im Neffen noch der Ohm, in diesem aber der längst entschlafene Vater geehrt; denn bei Ernst Reichards Tode wurde an die Verdienste Heinrich August Ottokar Reichards vielfach öffentlich erinnert. Kämpfte jener mit dem Schwerte, so stritt dieser nicht minder tapfer mit der Feder; wohl durfte sich daher um Beider freundliches Bild Ein Lorbeer schlingen.

[1] Ernst Reichard, K. Generaladjutant und Generallieutenant der Reiterei a. D., Excellenz, war Comthur des K. Verdienstordens, Ritter der Ehrenlegion und des St. Wladimir-Ordens 4. Classe mit der Schleife, Offizier des k. belgischen Leopold-Ordens, Comthur des Guelphen-, des St. Mauritius- und Lazarus- und des k. k. Leopold-Ordens, Inhaber der Orden 1. Classe der eisernen Krone und des rothen Adlers, Großkreuz des herzogl. sachsen-ernestinischen Haus-Ordens, der großherzogl. Orden vom weißen Falken und vom Zähringer Löwen, des k. württembergischen Friedrichs-, des k. bayerischen St. Michaels-, sowie des k. portugiesischen Ordens San Benato d'Aviz.

Verzeichniß der Eigennamen.

Die Ziffern verweisen auf die Seite des Werkes.

A.

B.

G.

H.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

Y.

Z.

